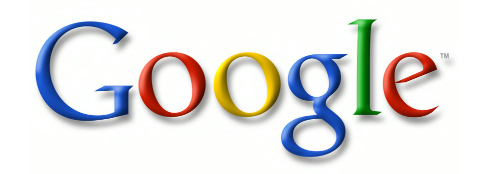


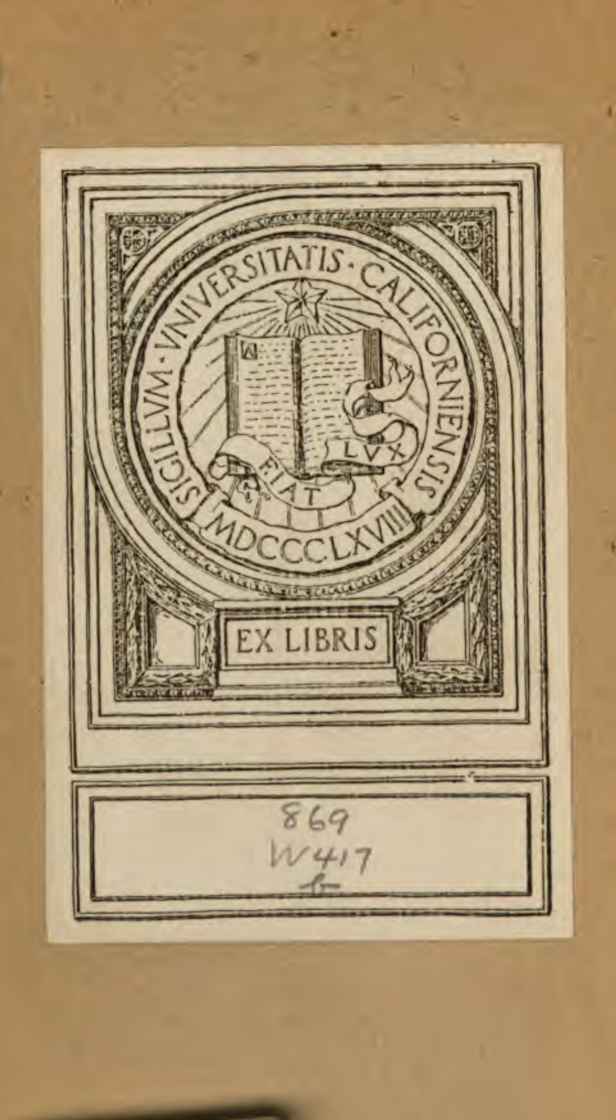


Briefe eines Glücklichen

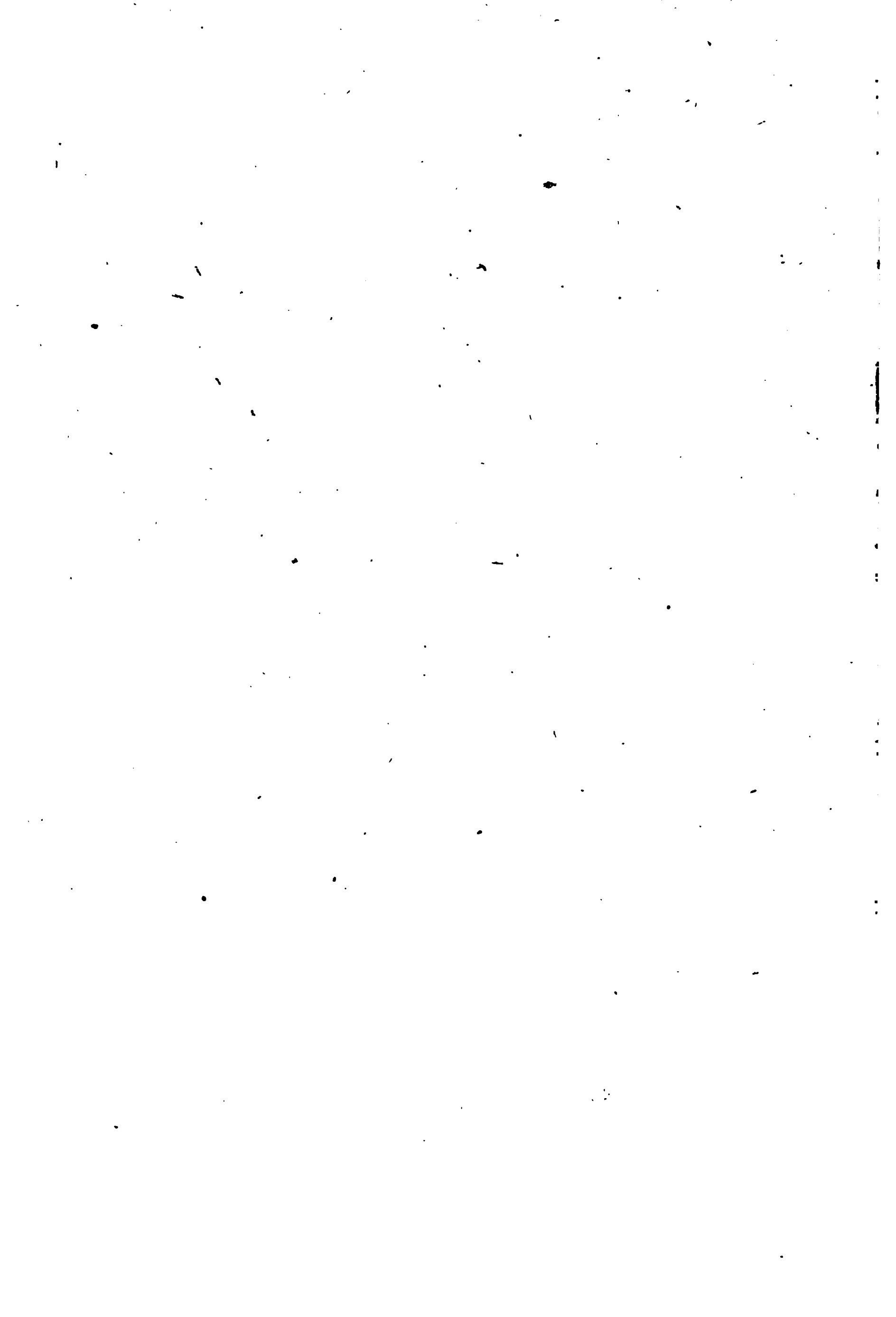
von

Ludolf Weidemann




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Briefe eines Glücklichen



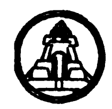
Briefe eines Glücklichen

Von

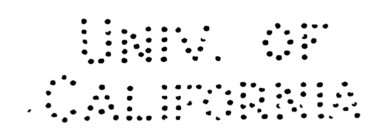
Ludolf Weidemann



Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung
(Gustav Fick)
Leipzig und Hamburg
1919



Spamersche Buchdruckerei in Leipzig



Inhalt.

Seite

Einführung.

„Ich meinesteils“, sagt Montaigne in seinen Abhandlungen, „liebe nur die angenehmen, leichten Bücher, welche mich aufmuntern, oder solche, die mich trösten und mir Rat erteilen, wie ich es mit meinem Leben und mit meinem Tode halten soll.“

Dieser letzteren Gattung möchte ich die von mir gesammelten und der Öffentlichkeit übergebenen Briefe meines verstorbenen Berliner Freundes, Professor Reinhard Noelting, beizählen.

Gewiß, die Menschheit erlitte keinen unersetzlichen Verlust an geistigen Werten, wenn ich die Herausgabe dieser Briefe unterließe, und doch glaube ich, ich wäre um den Dank meines eigenen und den anderer Herzen ärmer, wenn ich uns der Gelegenheit beraubte, einen Mann kennenzulernen, der sein lebelang mit starker, rüstiger Seele den Berg hinanstrebte, auf dessen Höhen die schöne Harmonie von Tun und Sein wohnt, die alle inneren und äußeren Kräfte seines Willens beherrschte und auf das eine große Ziel hinzulenken suchte: ein wahrer Mensch zu sein.

Es war von je ein erhebendes Schauspiel, durch die hinterlassene Briefschaft, wie durch ein geöffnetes Fenster, in die geheime Werkstatt eines geistig Ragenden hineinzuschauen. Auch Noelting bietet es uns in seinen Briefen, in denen er mit scharfem Auge und ordnender Hand die Tatbestände seines vergangenen, dem Ausgang zueilenden Lebens sichtet, sich und seine Seele mit unerbittlicher Strenge unter die Lupe nimmt und seinem denkenden Geiste die Freiheit gibt, sich

zu öffnen und über alle Grundfragen des Seins, alle Probleme unseres menschlichen Lebens, bald leichthin flüchtig, bald in erschöpfender Deutlichkeit, auszusprechen. — — Mein Freund hat mitten im großen Kriegssterben seine Seele ausgehaucht.

Seiner Urart bis zuletzt getreu, machte er sich ohne viel Aufhebens still und leise aus dem schreienden Gedränge der im Weltkriege widereinander tobenden Menschheit davon. Er wurde nach Berlin überführt, wo er auf dem alten Matthäifriedhof neben seiner ihm frühzeitig im Tode voraufgegangenen Gattin beigesetzt wurde. Das zahlreiche, aus allen Ständen gemischte Trauergefolge und die warmherzigen Nachrufe fast aller Berliner Blätter legten Zeugnis ab für die hohe Achtung und Verehrung, die der Verstorbene in allen Kreisen der Hauptstadt genoß. — Langjähriger Lehrer der alten Sprachen, Deutsch und Geschichte an einer der älteren Berliner Lehranstalten und zu ihrem Leiter ersehen, nötigte ihm ein schweres Halsleiden den Abschied auf.

Seine Muße ertrug er mit Würde und suchte sich diese einem regsamen Geiste drückendste Bürde zu erleichtern, indem er Mitglied zahlreicher Wohlfahrtsgesellschaften verblieb und im dunkelsten Berlin N den Vorsitz des ihm besonders ans Herz gewachsenen Fürsorgevereins für entlassene Sträflinge und deren Familien weiterführte — mit jener inneren, sonnig warmen Anteilnahme, ohne die wohltun kränken heißt.

Aber zuletzt versagte die Kraft. Von dem verschlingenden Gewirre der Millionenstadt belästigt und mit dem zunehmenden Leiden gegen ihre betäubenden

Geräusche empfindlicher gemacht, entzog er sich plötzlich, ohne förmlichen Abschied, der Hauptstadt und dem Freundeskreise, um für den Rest seines Lebens in sein schleswig-holsteinisches Heimatstädtchen unweit der Ostsee zurückzukehren.

Hier hat er in dem mitten in einem baumreichen Park gelegenen grauen, lange unbewohnten, im Volksmunde „Schlößchen“ genannten ehemaligen Amtshause seines Vaters, des „Herrn Gerichtsjustitiarius“, in welchem mein Freund auch geboren war und seine glückliche Kindheit verlebt hatte, der Welt Lebewohl gesagt. — — —

— — Der Tod macht stumm. Die rollende Stunde redet nicht. Leihen wir ihr Zunge, Griffel, Hand — — reden wir, oder vielmehr lassen wir den toten Freund zu uns reden.

Vor mir liegen die Briefe, die er in den beiden letzten Jahren seines Lebens aus dem „Schlößchen“ zumeist an seine Berliner Freunde geschrieben, fast möchte ich sagen, gedichtet hat. Denn es sind nicht raketenartig aufblitzende Reflexe wechselnder Augenblicksstimmungen, — die in seine Briefgedanken und in die teils frei erfundenen, teils anderen nachempfundenen dichterischen Erzählungen eingestreuten Lebenswahrheiten keine farblosen Aphorismen, in die er mit kundiger Hand Gedachtes und Erlebtes goß, nein, es sind Seelenergüsse, Beichten, Selbstbekenntnisse, mehr in Goethescher als Tolstoischer Art, Ausströmungen aus dem verborgenen Urgrund seines Innern, die, wie der Wein die Sonne, den Duft seines Geistes tranken.

zu öffnen und über alle Grundfragen des Seins, alle Probleme unseres menschlichen Lebens, bald leichthin flüchtig, bald in erschöpfender Deutlichkeit, auszusprechen. — — Mein Freund hat mitten im großen Kriegssterben seine Seele ausgehaucht.

Seiner Urart bis zuletzt getreu, machte er sich ohne viel Aufhebens still und leise aus dem schreienden Gedränge der im Weltkriege widereinander tobenden Menschheit davon. Er wurde nach Berlin überführt, wo er auf dem alten Matthäifriedhof neben seiner ihm frühzeitig im Tode voraufgegangenen Gattin beigesetzt wurde. Das zahlreiche, aus allen Ständen gemischte Trauergefolge und die warmherzigen Nachrufe fast aller Berliner Blätter legten Zeugnis ab für die hohe Achtung und Verehrung, die der Verstorbene in allen Kreisen der Hauptstadt genoß. — Langjähriger Lehrer der alten Sprachen, Deutsch und Geschichte an einer der älteren Berliner Lehranstalten und zu ihrem Leiter ersehen, nötigte ihm ein schweres Halsleiden den Abschied auf.

Seine Muße ertrug er mit Würde und suchte sich diese einem regsamen Geiste drückendste Bürde zu erleichtern, indem er Mitglied zahlreicher Wohlfahrtsgesellschaften verblieb und im dunkelsten Berlin N den Vorsitz des ihm besonders ans Herz gewachsenen Fürsorgevereins für entlassene Sträflinge und deren Familien weiterführte — mit jener inneren, sonnig warmen Anteilnahme, ohne die wohltun kränken heißt.

Aber zuletzt versagte die Kraft. Von dem verschlingenden Gewirre der Millionenstadt belästigt und mit dem zunehmenden Leiden gegen ihre betäubenden

Geräusche empfindlicher gemacht, entzog er sich plötzlich, ohne förmlichen Abschied, der Hauptstadt und dem Freundeskreise, um für den Rest seines Lebens in sein schleswig-holsteinisches Heimatstädtchen unweit der Ostsee zurückzukehren.

Hier hat er in dem mitten in einem baumreichen Park gelegenen grauen, lange unbewohnten, im Volksmunde „Schlößchen" genannten ehemaligen Amtshause seines Vaters, des „Herrn Gerichtsjustitiarius", in welchem mein Freund auch geboren war und seine glückliche Kindheit verlebt hatte, der Welt Lebewohl gesagt. — — —

— — Der Tod macht stumm. Die rollende Stunde redet nicht. Leihen wir ihr Zunge, Griffel, Hand — — reden wir, oder vielmehr lassen wir den toten Freund zu uns reden.

Vor mir liegen die Briefe, die er in den beiden letzten Jahren seines Lebens aus dem „Schlößchen" zumeist an seine Berliner Freunde geschrieben, fast möchte ich sagen, gedichtet hat. Denn es sind nicht raketenartig aufblitzende Reflexe wechselnder Augenblicksstimmungen, — die in seine Briefgedanken und in die teils frei erfundenen, teils anderen nachempfundenen dichterischen Erzählungen eingestreuten Lebenswahrheiten keine farblosen Aphorismen, in die er mit kundiger Hand Gedachtes und Erlebtes goß, nein, es sind Seelenergüsse, Beichten, Selbstbekenntnisse, mehr in Goethescher als Tolstoischer Art, Ausströmungen aus dem verborgenen Urgrund seines Innern, die, wie der Wein die Sonne, den Duft seines Geistes tranken.

zu öffnen und über alle Grundfragen des Seins, alle Probleme unseres menschlichen Lebens, bald leichthin flüchtig, bald in erschöpfender Deutlichkeit, auszusprechen. — — Mein Freund hat mitten im großen Kriegssterben seine Seele ausgehaucht.

Seiner Urart bis zuletzt getreu, machte er sich ohne viel Aufhebens still und leise aus dem schreienden Gedränge der im Weltkriege widereinander tobenden Menschheit davon. Er wurde nach Berlin überführt, wo er auf dem alten Matthäifriedhof neben seiner ihm frühzeitig im Tode voraufgegangenen Gattin beigesetzt wurde. Das zahlreiche, aus allen Ständen gemischte Trauergefolge und die warmherzigen Nachrufe fast aller Berliner Blätter legten Zeugnis ab für die hohe Achtung und Verehrung, die der Verstorbene in allen Kreisen der Hauptstadt genoß. — Langjähriger Lehrer der alten Sprachen, Deutsch und Geschichte an einer der älteren Berliner Lehranstalten und zu ihrem Leiter ersehen, nötigte ihm ein schweres Halsleiden den Abschied auf.

Seine Muße ertrug er mit Würde und suchte sich diese einem regsamen Geiste drückendste Bürde zu erleichtern, indem er Mitglied zahlreicher Wohlfahrtsgesellschaften verblieb und im dunkelsten Berlin N den Vorsitz des ihm besonders ans Herz gewachsenen Fürsorgevereins für entlassene Sträflinge und deren Familien weiterführte — mit jener inneren, sonnig warmen Anteilnahme, ohne die wohltun kränken heißt.

Aber zuletzt versagte die Kraft. Von dem verschlingenden Gewirre der Millionenstadt belästigt und mit dem zunehmenden Leiden gegen ihre betäubenden

Geräusche empfindlicher gemacht, entzog er sich plötzlich, ohne förmlichen Abschied, der Hauptstadt und dem Freundeskreise, um für den Rest seines Lebens in sein schleswig-holsteinisches Heimatstädtchen unweit der Ostsee zurückzukehren.

Hier hat er in dem mitten in einem baumreichen Park gelegenen grauen, lange unbewohnten, im Volksmunde „Schlößchen" genannten ehemaligen Amtshause seines Vaters, des „Herrn Gerichtsjustitiarius", in welchem mein Freund auch geboren war und seine glückliche Kindheit verlebt hatte, der Welt Lebewohl gesagt. — — —

— — Der Tod macht stumm. Die rollende Stunde redet nicht. Leihen wir ihr Zunge, Griffel, Hand — — reden wir, oder vielmehr lassen wir den toten Freund zu uns reden.

Vor mir liegen die Briefe, die er in den beiden letzten Jahren seines Lebens aus dem „Schlößchen" zumeist an seine Berliner Freunde geschrieben, fast möchte ich sagen, gedichtet hat. Denn es sind nicht raketenartig aufblitzende Reflexe wechselnder Augenblicksstimmungen, — die in seine Briefgedanken und in die teils frei erfundenen, teils anderen nachempfundenen dichterischen Erzählungen eingestreuten Lebenswahrheiten keine farblosen Aphorismen, in die er mit kundiger Hand Gedachtes und Erlebtes goß, nein, es sind Seelenergüsse, Beichten, Selbstbekenntnisse, mehr in Goethescher als Tolstoischer Art, Ausströmungen aus dem verborgenen Urgrund seines Innern, die, wie der Wein die Sonne, den Duft seines Geistes tranken.

Soviel zur Einführung.

Als ich diese Briefe beim traulichen Schein der Abendlampe in seinem „Schlößchen" las, stand der entschwundene Freund in sprechender Leibhaftigkeit vor mir: seine hohe Gestalt, sein ausdrucksvolles Antlitz mit der hochgewölbten Stirn, den freundlichen Augen, blau wie die Wellen seiner Ostsee, dem vollen halbergrauten Haupthaar und den vom Hauch der letzten Krankheit angeblaßten Wangen. Ja, ich sah ihn in ganzer Lebendigkeit vor mir, den trefflichen Menschen und Gelehrten, Wegweiser der tastenden Jugend, Sachwalter aller Bedrängten, und uns, mir — klinge, o Harfe der Freundschaft! — der treueste, echteste, wahrste aller Freunde:

„Sanft war sein Leben, und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehn durfte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann."

So mögen mir denn Dankbarkeit und Freundschaft, die beiden holden Schwestern der Liebe, die Feder in die Hand legen, daß ich des Freundes Briefvermächtnis, von allem Beiwerk befreit, als einen Quell der Erhebung, des Trostes und der Belehrung auch an die Herzen anderer heranlenke.

Werde vielen die Lesung Nacherlebnis.

Leben lernen ist ja die höchste Kunst, deren Meisterstück erst am Ausgang abgelegt wird.

Hamburg-Quickborn,
Herbst 1918.

Ludolf Weidemann.

Abschied von Berlin.

August 1913.

So hab' ich denn die Hauptstadt verlassen. Lebt wohl, Freunde! Leb' wohl, Berlin! Viele Jahre hast du mich gefesselt, hast mich wie eine Kreuzspinne mit deinen vielverschlungenen, feinen, unsichtbaren Fäden so fest umsponnen, daß ich mich ihnen nur mit einem gewaltsamen Ruck, ohne förmlichen Abschied zu nehmen, entreißen konnte. Ein Sprung in den Zug, ein letzter flüchtiger Blick, und das umdunstete Straßen- und Häusergewirr lag wie ein ungebändigtes Chaos hinter mir — fort ging's, dem Norden zu.

Lange noch hörte ich die große Menschenmaschine, die wie die Sichelwagen der alten barbarischen Götter mordend durch die Straßen der Hauptstadt fährt, mit ihrem dumpfen Zermalmen hinter mir herächzen. Aber jeder durchraste Kilometer, der mich aus ihrem Bannkreise entfernte, verminderte ihr betäubendes Gesumse, das mit dem gleichmäßigen Geratter der laufenden Räder auf Tod und Leben zu ringen schien.

Das Gefühl, befreit zu sein und der alten Heimat zuzueilen, nahm immer festeren und wohltuenderen Besitz von mir.

Lange Pappel- und Eschenreihen, die in einsame Dörfer und verstreut liegende Gutshöfe mündeten, sausten an uns vorüber.

„Sophie," sagte ich zu meiner alten Haushälterin, „die Bahn durchschneidet hier einen Zipfel Ihres geliebten Mecklenburg. Verspüren Sie Heimatluft?" Die Alte sah beglückt aus dem Fenster, ja sie öffnete es sogar einen Augenblick, und ich bemerkte, wie ihre Seele tiefe Atemzüge in der alten Heimat tat.

Ludwigslust war durchrast. Auf dem Bahnhof standen Dragoner gruppenweis beieinander, die frischen Gesichter dem Zuge zugewandt... ihr roter Mützenrand lief wie ein langes, in rasender Schnelle sich abwickelndes rotes Band noch eine Strecke neben uns her... Der Zug stob durch die nordische Ebene dahin.

Meine Gedanken fingen an, sich dem Zielpunkt meiner Reise zuzuwenden.

In immer greifbareren Umrissen trat die engere Heimat an mich heran, mein Ostholstein, „das Land der hundert Seen". Wie eine besonnte Fläche lag es vor meinen inneren Blicken ausgebreitet: da der sagen- und waldumdunkelte Uglei, dessen „schwarzblaues Auge die Sonne sucht"... der Dieksee... die „Holsteinische Schweiz"... das Plöner Schloß, das stolz wie ein alter Holstenherzog auf den großen Plöner See herabblickt... Preetz, Schwentinetal, Kiel, Ostsee: Ich schwelgte in den Bildern meiner Kindheit... fing an zu träumen... zitierte Geister früherer Tage... lustwandelte wieder im Eutiner Schloßgarten am See entlang in der berühmten Lindenallee, deren uralte

Bäume so hoch und schlank waren, daß niemand im Frühling ihre Wipfelspitzen zu kappen wagte. Mich flog ein Lächeln an, als ich mich der vernommenen Mär erinnerte, daß sich zwei Strolche für gute Worte, Geld und Straferlaß zu diesem Kappendienst erboten hatten und wie zwei flinke Eichhörnchen in den himmelragenden Zweigen mit Beil und Säge umhergeklettert waren. Ganz Eutin war dabeigestanden... und als die beiden Kerle schmunzelnd Geld und Ruhm eingestrichen und sich schleunigst davongemacht, hatten sich alle Eutiner gefreut. Auch der Großherzog, der seine Bäume liebhatte, hatte vom Schlosse aus diesem Gipfelturnier zugeschaut und herzlich gelacht.

In dieser Allee sah ich im Geiste auch den alten Johann Voß, wie er im Aufundabwandeln Hexameter skandierte, und ungewollt murmelte es über meine Lippen: „Auf die Postille gebückt zur Seite des wärmenden Ofens saß der redliche Tamm..." Hier stockte ich, die Verse waren den Maschen meines Gedächtnisses entschlüpft, aber ich stieg im Geiste mit dem Knecht auf den Taubenschlag und starrte ins Flockengestöber hinaus, bis die Schellen läuteten und die Tochter dem aus Decken und Hüllen herausgeschälten 70jährigen Geburtstagskinde in die Arme flog. — —

Und als nun gar Weber, der Eutiner, mir all seine Freischütz-, Euryanthe- und Oberonarien wie Frühlingsblumen durchs Fenster warf, als ich mich in Gedanken an meinen Blüthnerflügel setzte und Webers „Aufforderung zum Tanz" spielte — ach, Freunde, da tauchte euer verlassenes Berlin in Nacht und Nebel unter, Klang und Duft begruben es völlig.

Abermals zeterte eine Station vorüber... Büchen...

Lesen konnte ich es nicht, aber es war Büchen, der Sachsenwald mit seinem Dickicht verschlang uns... und dann, Augen links! Dort das Mausoleum, wo der Riese von Friedrichsruh schläft... Schon winkte das liebliche Bergedorf im bunten Herbstkleid von seinem belaubten Hügel... Hamburg in Sicht. Aber sein rauchgeschwärzter Hauptbahnhof hielt uns nicht... Schon breiteten sich die ersten Abendschatten über die welligen holsteinischen Fluren — da endlich ist das Heimatstädtchen erreicht, der Fleck Erde, daher ich kam und dahin ich gehöre, in dessen mütterlichen Boden ich meine tiefsten und stärksten Wurzelfasern eingesenkt weiß.

„Städtchen," rief es in mir, „da hast du mich wieder, und nichts soll imstande sein, uns zu trennen. Wie du mein erstes Wimmern gehört, sollst du auch mein letztes hören. Sehnsucht nach Ruhe und Glück besiedelten einst vor mehr als tausend Jahren diese Stätte. Nimm mich in den Schatten deines Friedens auf, mein Schlößchen, und ich will die Worte, die die alten Kartäusermönche einst hier über ihre Zellen schrieben, über dein Portal setzen:

„O beata solitudo, o sola beatitudo!
O selige Einsamkeit, o einzige Seligkeit!"

Einzug ins Schlößchen.

August 1913.

„... Carpe dulcia, nostrum est,
Quod vivis; cinis et manes et fabula fies:“

„Laßt uns Blumen pflücken am Wegrain,
Noch ist unser die Stunde.
Bald werden wir Schatten und Asche sein
Und verklungene Kunde.“

Ihr müßtet mich hier sehen, Freunde!

Kaum hat der Morgen das Tor der Nacht aufgestoßen und mir die Siegel des Schlafs von den Augen genommen, so entschlüpfe ich dem Lager und eile hinaus ins Freie. Ich laufe im Park umher wie Schillers Maria Stuart, als sie den Fängen der verhaßten Rivalin sich entronnen wähnte, tummle mich die Kreuz und Quer auf den weiten Rasenflächen und durch die verschlungenen Pfade wie ein Stadtkind, das zum erstenmal in den Ferien aufs Land kommt und seine Freude hat an den bunten Blumen, den rieselnden Bächen, blühenden Hügeln, blauem Himmel... als hätte ich nie so hohe Bäume, nie so grüne Rasen, so weite bunte Felder gesehen.

O der schöne Park! Die goldigen Fluten des Herbstes durchrieseln ihn, balsamische Lüfte wehen vom Meer herüber. Während ich die langen Alleen entlangschreite, schweben Gestalten an mir vorüber, die mich aus längst entschwundenen Tagen freundlich grüßen. Erinnerungen stürmen heran, sie spielen wie die Kin-

Abermals zeterte eine Station vorüber... Büchen...

Lesen konnte ich es nicht, aber es war Büchen, der Sachsenwald mit seinem Dickicht verschlang uns... und dann, Augen links! Dort das Mausoleum, wo der Riese von Friedrichsruh schläft... Schon winkte das liebliche Bergedorf im bunten Herbstkleid von seinem belaubten Hügel... Hamburg in Sicht. Aber sein rauchgeschwärzter Hauptbahnhof hielt uns nicht... Schon breiteten sich die ersten Abendschatten über die welligen holsteinischen Fluren — da endlich ist das Heimatstädtchen erreicht, der Fleck Erde, daher ich kam und dahin ich gehöre, in dessen mütterlichen Boden ich meine tiefsten und stärksten Wurzelfasern eingesenkt weiß.

„Städtchen," rief es in mir, „da hast du mich wieder, und nichts soll imstande sein, uns zu trennen. Wie du mein erstes Wimmern gehört, sollst du auch mein letztes hören. Sehnsucht nach Ruhe und Glück besiedelten einst vor mehr als tausend Jahren diese Stätte. Nimm mich in den Schatten deines Friedens auf, mein Schlößchen, und ich will die Worte, die die alten Kartäusermönche einst hier über ihre Zellen schrieben, über dein Portal setzen:

„O beata solitudo, o sola beatitudo!
O selige Einsamkeit, o einzige Seligkeit!"

Einzug ins Schlößchen.

August 1913.

„... Carpe dulcia, nostrum est,
Quod vivis; cinis et manes et fabula fies:“

„Laßt uns Blumen pflücken am Wegrain,
Noch ist unser die Stunde.
Bald werden wir Schatten und Asche sein
Und verklungene Kunde.“

Ihr müßtet mich hier sehen, Freunde!

Kaum hat der Morgen das Tor der Nacht aufgestoßen und mir die Siegel des Schlafs von den Augen genommen, so entschlüpfe ich dem Lager und eile hinaus ins Freie. Ich laufe im Park umher wie Schillers Maria Stuart, als sie den Fängen der verhaßten Rivalin sich entronnen wähnte, tummle mich die Kreuz und Quer auf den weiten Rasenflächen und durch die verschlungenen Pfade wie ein Stadtkind, das zum erstenmal in den Ferien aufs Land kommt und seine Freude hat an den bunten Blumen, den rieselnden Bächen, blühenden Hügeln, blauem Himmel... als hätte ich nie so hohe Bäume, nie so grüne Rasen, so weite bunte Felder gesehen.

O der schöne Park! Die goldigen Fluten des Herbstes durchrieseln ihn, balsamische Lüfte wehen vom Meer herüber. Während ich die langen Alleen entlangschreite, schweben Gestalten an mir vorüber, die mich aus längst entschwundenen Tagen freundlich grüßen. Erinnerungen stürmen heran, sie spielen wie die Kin-

der „von Baum zu Baum", ich sehe, wie sie sich haschen. — Und mittendrin mein Schlößchen: Wohin ich den Schritt lenke, schaut es sich nach mir um wie eine Mutter nach ihrem spielenden Kinde. Ein heiteres Lächeln liegt auf dem Antlitz des alten Hauses; als ich gestern im Sonnengold des Abends dahinschritt, schwebte noch ein Schimmer dieses Lächelns zu mir herüber. Oft strecke ich verlangend die Arme aus und umschließe mit Innigkeit die leuchtenden Wunder der mir von Kindheit an so vertrauten Natur... Aber ist sich der Mensch nicht zuweilen selbst das größte Wunder?

Doch ich will mich nicht überstürzen, will euch in ruhigerem Flusse von mir erzählen, von meiner Ankunft, von dem Einzug eines fahrenden Ritters, der aus Schlachten und Abenteuern in das Schloß seiner Väter heimkehrt.

Es war fast dunkel, als uns der Wagen von der ein wenig abseits der Stadt einmündenden Bahn ins Schlößchen trug.

Die Haustür öffnete sich, und in dem breiten Lichtkegel, der aus dem Innern des geräumigen Hauses in den halbdunkeln Park flutete, standen das neue Mädchen Ingeborg und die Wasch- und Nähfrau, Frau Swarten.

Harras entsprang dem Wagen zuerst, beschnüffelte die beiden Damen unseres Hofstaates und stürzte dann laut bellend ins Haus.

Die Wirtsleute aus dem Gasthof zum Schwarzen Bären, der jenseits des schmalen Wiesentals, das uns von der Stadt trennt, meinem Schlößchen gegenüber-

liegt, hatten die Abendtafel mit Speisen überladen, als kämen wir wie ausgehungerte Wölfe aus Rußland. Über der Saaltür eine Girlande mit herabhängenden Schleifen in den schleswigholsteinischen Farben Blau-Weiß-Rot, in der Mitte auf rotem Grunde die Inschrift: „Gott zum Gruße in der alten Heimat!"

Ja, ich bin wieder daheim. Ich habe nach langer Zeit einmal wieder unter meinem väterlichen Dach geschlafen.

Welch eine Barmherzigkeit ist doch eine einzige Nacht voll tiefen Schlafes! Ich fühlte mich wie neugeboren. Und dazu alles um mich herum so feierlich, so sonntagsstill. Ich horchte unwillkürlich auf, aber nirgends Geräusche, die wie zudringliche Bettler die Treppen unseres Berliner Mietshauses hinaufpolterten, an allen Türen rissen und durch die verhängtesten Ritzen ihre frechen Bettlerstimmen schickten.

Mir ist so leicht, so ätherisch leicht wie seit langem nicht. Selbst mein verhätschelter Hals, der nach Art reizbarer Herrscher nur mit rücksichtsvollster Ergebenheit behandelt sein will, scheint sich hier eines Besseren besonnen zu haben.

Auch meine alte Haushälterin ist ganz aus dem Häuschen. „O wie schön ist es hier", ruft sie einmal über das andere aus. Wie klagte sie oft in Berlin über die „wühligen Straßen", die „gräßlich hohen" Treppen, das schmale, halbdunkle Speisegelaß, den „dreisten Krämerbengel", die „schnoddrigen Fisch- und Gemüseweiber", wie schaute sie mit verächtlich gekräuselter Lippe in das von den kahlen, steilen Mauern umfaßte Hofgeviert hinab, wo ein Springbrunnen in

ewiger Monotonie sein müdes Sterbelied murmelnd, sein spärliches Naß auf graue Farren und halbwelke Blattgewächse tröpfelte... Während sie den ganzen Morgen, ihren Adjutanten, das neue Mädchen, hinter sich, mit dem dolchspitzen Blick eines Obersten, der zum erstenmal sein neues Regiment inspiziert, Küche und Wirtschaftsgelasse im Keller, die hohen luftigen Wohnräume im Erdgeschoß, Schlaf- und Fremdenzimmer im ersten Stock durchstöbert, um mir, dem Schloßherrn, dann und wann mit einem Blick gesättigter Befriedigung Rapport abzustatten, durchstreife ich, von meinem Harras begleitet, den Park nach allen Richtungen.

Aber noch ein zweiter Adjutant begleitet mich, schreitet neben mir her, stößt mich alle Augenblicke an, zupft an meinem Hausrock, legt die Hand auf meinen Arm, daß ich alle paar Schritte genötigt bin stillzustehen: eine liebliche Frauengestalt, eine wunderherrliche Fee — meine Kindheit.

„Weißt du noch," hob sie wieder mit erhobenem Finger an, wobei sie mir Gelegenheit gab, ihren lilienweißen Arm zu bewundern, „in jenem Eichenwäldchen dort, das sich hinter dem Schlößchen sanft ins Wiesental senkt, hausten der Räuberhauptmann Rinaldo Rinaldini mit dem schönen guten Mädchen, das ihm so hold war, und Schinderhannes mit seinen Spießgesellen und all die anderen Raub- und Diebsvirtuosen deiner ersten Flugzeit, die dir oft sogar, wenn du von ihren Heldentaten lasest, Tränen der Bewunderung entlockten."

„Dort in der alten Amtsscheune," fuhr sie lächelnd

fort, „schnitt Ritter Blaubart seinen jammernden Frauen die schneeweißen Hälse ab, und von drüben herüber, aus dem meilengroßen Buchenwalde, der heute ganz in bläulichen Dunst gehüllt ist, kam der schreckliche Riese in Siebenmeilenstiefeln über die Felder dahergestapft, der die unartigen Kinder, zuweilen zwei und drei auf einmal, in seine ungeheuer weite Rocktasche pfropfte und in seine Waldhöhle trug, wo die alte einzahnige, runzlige Hexe mit den schiefen Augen und dem behaarten Kinn, den struppigen Besen in der Hand, sie mit einem heiseren, giftigen: „Haha, mein Bürschchen, na warte nur!" in Empfang nahm.

So ging's ins Unendliche weiter.

„O du große Künstlerin Kindheit," dachte ich bei mir, „deine Bilder sind aus dem Schoße der Anschauung geboren, darum stehen sie in solcher plastischen Vollendung vor mir, und all die lieblichen Beutestücke der ersten kindlichen Einbildung, die uns das rauhe Leben so gern mit seinen raffigen Klauen entreißen möchte, liegen noch unberührt und unversehrt in meinem Herzen."

Wir waren im Wandeln an ein schmales, verrostetes Gittertor getreten, das den hinteren Teil des Gartens gegen die Straße abschließt. Über Obst- und Gemüseterrassen hinab erblickten wir das ovale Becken des Schloßsees, der in diesem Augenblick, von einem sanften Winde bewegt, seine Kräuselwellchen durch Binsen und Schilfröhricht ans grünumsäumte Ufer trieb.

„Siehst du da unten auf der vordersten Seeinsel," fragte die gute Fee neben mir, indem sie mich mit leuchtenden Blicken überschüttete, „den von Alter gebeugten

Erlenbaum, der seine durstigen Zweige bis nahe ans Wasser beugt? Du kannst seine schwärzgrünen, am Rande gezahnten Blätter und die traubenartig herabhängenden, holzartigen Zapfen deutlich erkennen — und erblickst du hinter ihm, von Unkraut überwuchert, den Rest einer verfallenen Strohhütte? Du siehst doch?"

Ich nickte.

„Das ist dein Robinsoneiland,"... sagte sie, mich sanft anstoßend, „kennst du es wieder? Ach, deinen Kameraden Freitag, der sich so meisterhaft mit gebrannter Walnußschale zum Indianer tätowierte, deckt längst der grüne Rasen... Wie hat man euch beide ausgelacht, als ihr die Schlangenkönigin mit der goldenen Krone auf dem Haupte im Wasser gesehen haben wolltet. Weißt du noch?"

„Ja, ja, liebe Fee," rief ich fast stürmisch aus, „ich weiß noch alles, alles, alles. Tausend Dinge sind in diesen Tagen aus tausend Winkeln hervorgeschlüpft und haben sich auf mich gestürzt, und längst Totgeglaubtes ist wieder ans Licht gestiegen und hat sein Osterfest gefeiert." —

Die Fee war verschwunden. Ich kehrte ins Schlößchen zurück.

Mein Blick fiel auf die im Gebüsch verstreut stehenden Statuen, halbverstümmelte und vom Rauch der Zeit angeschwärzte Marmorbilder — kein einziges noch wie es war, als es vor langen Jahren das Gedankenarsenal seines Bildners verließ: dem kleinen, verschmitzt

lächelnden Amor sind Köcher und Pfeile, die Wurfgeschosse der Liebe, der eitlen Venus der Spiegel, dem robusten, bärtig rauhen Herkules die umlaubte Keule entglitten. Vergebens spitzt Pan die wulstigen Lippen der nahe am Munde abgebrochenen Hirtenflöte zu, und der Kriegsgott Ares liegt der Länge nach neben dem gespaltenen, grasdurchsetzten Sockel, Schwert und Speer unter sich begrabend. — — Armselige Torsos, an denen Sonne, Wind und Regen nicht umsonst gezaust... Und doch, wenn ich im Abenddämmer durch die rauschigen Alleen an ihnen vorübergehe, ist es mir, als flüsterte es im Laube, die antiken Größen treten aus ihrer mythologischen Verkleidung heraus und nehmen mich an die Hand und führen mich die langen, leisen Straßen der Vergangenheit entlang. Jahrhunderte rieseln wie die welken Herbstblätter auf mich hernieder.

Ich sehe im Geiste die alten Mönche, die zuerst unserem harten, rauhen, farblosen Norden die weichen, bunten Kleider der Kultur anlegten, mit Hacke und Spaten rodeten, lichteten, ackerten und das Wiesental rings um mein Schlößchen zum Fischteich für die klösterliche Fastenküche aushuben.

Jahrhundertelang stand hier ein Wallfahrtskloster, bis rohe Kriegerfäuste an die Pforten pochten und die gewölbten Klostergänge und die stillen Taxushecken im Klostergarten mit wildem Leben füllten. Die Mönche flohen. Das Kloster verfiel.

Nach langen Jahren fand ein holsteinischer Ritter, der, des wüsten Hoflagers eines fürstlichen Gönners überdrüssig, sich nach Ruhe sehnte, sein Wohlgefallen

Erlenbaum, der seine durstigen Zweige bis nahe ans Wasser beugt? Du kannst seine schwärzgrünen, am Rande gezahnten Blätter und die traubenartig herabhängenden, holzartigen Zapfen deutlich erkennen — und erblickst du hinter ihm, von Unkraut überwuchert, den Rest einer verfallenen Strohhütte? Du siehst doch?"

Ich nickte.

„Das ist dein Robinsoneiland," ... sagte sie, mich sanft anstoßend, „kennst du es wieder? Ach, deinen Kameraden Freitag, der sich so meisterhaft mit gebrannter Walnußschale zum Indianer tätowierte, deckt längst der grüne Rasen... Wie hat man euch beide ausgelacht, als ihr die Schlangenkönigin mit der goldenen Krone auf dem Haupte im Wasser gesehen haben wolltet. Weißt du noch?"

„Ja, ja, liebe Fee," rief ich fast stürmisch aus, „ich weiß noch alles, alles, alles. Tausend Dinge sind in diesen Tagen aus tausend Winkeln hervorgeschlüpft und haben sich auf mich gestürzt, und längst Totgeglaubtes ist wieder ans Licht gestiegen und hat sein Osterfest gefeiert." —

Die Fee war verschwunden. Ich kehrte ins Schlößchen zurück.

Mein Blick fiel auf die im Gebüsch verstreut stehenden Statuen, halbverstümmelte und vom Rauch der Zeit angeschwärzte Marmorbilder — kein einziges noch wie es war, als es vor langen Jahren das Gedankenarsenal seines Bildners verließ: dem kleinen, verschmitzt

lächelnden Amor sind Köcher und Pfeile, die Wurfgeschosse der Liebe, der eitlen Venus der Spiegel, dem robusten, bärtig rauhen Herkules die umlaubte Keule entglitten. Vergebens spitzt Pan die wulstigen Lippen der nahe am Munde abgebrochenen Hirtenflöte zu, und der Kriegsgott Ares liegt der Länge nach neben dem gespaltenen, grasdurchsetzten Sockel, Schwert und Speer unter sich begrabend. — — Armselige Torsos, an denen Sonne, Wind und Regen nicht umsonst gezaust... Und doch, wenn ich im Abenddämmer durch die rauschigen Alleen an ihnen vorübergehe, ist es mir, als flüsterte es im Laube, die antiken Größen treten aus ihrer mythologischen Verkleidung heraus und nehmen mich an die Hand und führen mich die langen, leisen Straßen der Vergangenheit entlang. Jahrhunderte rieseln wie die welken Herbstblätter auf mich hernieder.

Ich sehe im Geiste die alten Mönche, die zuerst unserem harten, rauhen, farblosen Norden die weichen, bunten Kleider der Kultur anlegten, mit Hacke und Spaten rodeten, lichteten, ackerten und das Wiesental rings um mein Schlößchen zum Fischteich für die klösterliche Fastenküche aushuben.

Jahrhundertelang stand hier ein Wallfahrtskloster, bis rohe Kriegerfäuste an die Pforten pochten und die gewölbten Klostergänge und die stillen Taxushecken im Klostergarten mit wildem Leben füllten. Die Mönche flohen. Das Kloster verfiel.

Nach langen Jahren fand ein holsteinischer Ritter, der, des wüsten Hoflagers eines fürstlichen Gönners überdrüssig, sich nach Ruhe sehnte, sein Wohlgefallen

an der heimlichen Stille dieses Platzes. Er erbaute sich das Schlößchen auf felsigem Grund und grub, sich selbst zu Ehr' und Trost, in schwarzen Eisenlettern die Inschrift in die Mauer: In solis locis sis tibi turba. „In der Einsamkeit sei dir selber die Menge."

Wieder vergingen Jahrhunderte. Dem Stamm des Ritters welkte das letzte Reis. Neue Zeiten zogen herauf. Leichtgeschürzte, kichernde, um den Weltlauf unbekümmerte Rokokomenschen in Seidenstrümpfen und Stöckelschuhen, den zierlich koketten Degen an der Seite, durchtänzelten Schlößchen und Park.

Dann verstummte Spiel und Tanz und der bebänderten Laute Klang. Zwei ernste, hochbetagte Herzoginnen des Landes erwählten sich hier ihren geräuschlosen Witwensitz. — Nur wenig Jahre, dann folgten dänische Amtmänner, dann holsteinische Gerichtsherren, von denen mein Vater der letzte war.

Sie alle gingen dahin auf Nimmerwiederkehr. Der alte Steinkoloß mit seinen dicken, massiven Mauern, in die der Efeu seine Leiterstufen bis zu den Schornsteinen kratzte, und den hochgewölbten Bogenfenstern überlebte sie alle.

„Wie kurzlebig ist doch der Mensch gegenüber Stein und Mörtel, zumal aus früherer Zeit", dachte ich, als ich die Haupttreppe zum Schlößchen hinaufstieg, und die beiden Steinsphinxe, die mit dem dämonisch starren Blick aller Sphinxe über die halbverfallenen Treppenwangen schauen, schienen zu lächeln, als verhöhnten sie noch immer den Menschen, den armseligen Rätselforscher des Lebens.

— Ich schreibe dies am geöffneten Fenster.

Der Schluß meines Briefes duftet ein wenig nach dem Schwermutshauch verflossener Herrlichkeit, aber wenn ihr sähet, wie in diesem Augenblick die Abendsonne ihre goldenen Netze über den Park streut und ein sanfter Wind vom Meer herüber durch die Blätter säuselt, ihr würdet es begreiflich finden, daß ich von meinem Schlößchen entzückt bin. — —

Heureka! Ich fand das Glück im Winkel, das ich so lange gesucht und endlich gefunden habe.

Gehabt euch wohl! Ego valeo.

Gang durch die Stadt.

August 1913.

Risum teneatis! Lacht nicht, Großstadtmenschen, wenn ich euch heute feierlichst einlade, mich auf meinem ersten Gange durch die schönste und interessanteste aller Städte der Erde zu begleiten.

Ich überschritt den schmalen, hochaufgeschütteten Dammsteig, der das Wiesental durchschneidet, und betrat die lange Hauptstraße der Stadt, die sich zuerst, wie die meisten nordischen Städte, zu beiden Seiten der Heerstraße anbaute.

Während ich so dahinschlenderte, mußte ich un-

willkürlich an meinen ersten Aufenthalt in Pompeji denken, wo ich, wie alle Pompejitrotter, langsam Fuß vor Fuß setzend und den Kopf, wie ein im Straßengewühl ängstlich pickender Vogel, von einer Schulter auf die andere werfend, die Straßen der ausgegrabenen Stadt entlangschritt. Man sah es manchem dort an, daß er gewiß nie in seinem Leben um alter Vasen und Geräte willen sein Mittagsmahl nur um eine einzige Minute gekürzt hätte, und nun stand er stundenlang in Anschauen versunken vor einem alten, etruskischen Henkelkrug oder betrachtete den rötlichgelben, löcherigen Ton einer halbzerbrochenen Urne mit den bohrenden Blicken eines Kunsttöpfers, der Modelle stiehlt.

Es entging mir nicht, daß meine Landsleute mir neugierig nachschauten, der ich, alle Augenblicke stillstehend, die baufällige Romantik der alten kleinen Häuser, die sich wie auf Verabredung nach der Straße hin mit einem Rosenbusch herausstaffiert haben, von oben bis unten unter die Gucke nahm und meine Nase in alle Engen rummliger Steinhöfe und Torwege steckte.

Ich bin erstaunt, wie wenig sich im Grunde genommen die alte Stadt seit meiner Kindheit verändert hat. Wohin ich blicke, dasselbe verträumte Leben, fast dieselben Namen auf den Firmenschildern, dieselben Schenken und Gasthöfe, in denen die Bauern an den Wochenmarkttagen einzukehren pflegten; dieselben meist einstöckigen Häuser zu beiden Seiten der Straße mit dem spitz vorspringenden Giebelzimmer und dem rotbraunen Ziegeldach, die klingelnde Haustür in der Mitte. Der schmale, höckerige Bürgersteig

mit dem träge rinnenden Rinnstein zur Seite, das unebene, hie und da grasdurchsetzte Straßenpflaster, dieselben eisernen Stadtpumpen, die zur Zeit der Hundstagsdürre noch immer versiegen sollen; alles genau wie einst.

Ich mußte lächeln über die bläulichroten Geranien, Fuchsien und Goldlack, die mit dem wehmütig versonnten Blick aller Vergessenen aus den durch Geschlechter hindurch frommvererbten Blumentöpfen hinter den kleinen, weißumtüllten Rautenfenstern hervorlugen — und daneben die tönernen Nippes: der sitzende, löwenartig geschorene Hund mit der einst roten, jetzt verblichenen Zunge und das aufgeschürzte Rokokomädchen mit dem starren Porzellanlächeln im mattglänzenden Angesicht.

Wie mich die beiden mit ihren verblödeten Augen anstarrten, als dämmerte in ihrem welken Hirn ein Gedankenfünkchen auf. Beinahe hätte ich vor den alten Jugendbekannten, die damals schon am stets verschlossenen Fenster standen, meinen Hut gezogen.

Auf den Straßen und freien Plätzen spielten die Kinder dieselben Spiele, die ich gespielt. Immer noch reisete eine kleine weiße Bohne nach Engelland, immer noch Hinkel-Schinkel, Marmel, Pottsög. — In mir ward's lebendig, so lebendig, daß ich hundert Verschmachtende mit Lebenspotenz hätte füllen können.

Richtig! Da hinter dem offenen Steintor lagen die alten, wurmstichigen, schiefen und krummen Holzbaracken, die beim geringsten Anstoß wie Betrunkene zu taumeln schienen und in denen ein Lohgerber sein duftiges Gewerbe trieb. — Jetzt lag der weite Hof-

raum leblos und verlassen. Kapital und Maschine haben die Gerber mit den schmucken, gelben Schürzen und den hohen, schweren Wasserstiefeln längst in die großen Fabrikzentren vertrieben... Wie sind wir damals zwischen den Laubengruben und auf den luftigen, fellbehangenen Trockenböden umhergetollt. Einer fiel in die Indigogrube, und die blaugesottene Forelle wurde lachend von uns herausgezogen... Wir lachten, wir gedankenlosen Kinder. Daß man nicht hundertmal ertrinkt, erstickt, das Genick bricht, sich zu Tode fällt, ist nicht das Verdienst klügelnder Vorsicht — das ist dein Verdienst, Schutzengel.

Ganz in der Nähe, in einem schmalen, ungepflasterten Gang, wohnte ein Schneider, ein Sachse, „Meister Leipzic", „Baron von Bügeleisen", „Graf Zwirn". „Heren Se mal, mein Kutester", — wie oft mögen diese Spottpfeile durch das vergebens mit Aloe bestrichene Haustürschlüsselloch dem braven Mann auf den Schneidertisch geflogen sein... Was hängte man dem harmlosen Schneider nicht alles an die fliegenden Rockschöße. Die Fama kicherte, er sei nach tränenreichem Abschied von Weib und Kindern freiwillig in den Krieg gegen die Dänen gezogen, aber eines Morgens, als von einem der vor der Neustädter Bucht kreuzenden Dänenschiffe eine Kanonenkugel herangegrollt und mit lautem Gekrach den Dünensand haushoch aufgepeitscht habe, sei der Schneider vor Schreck in den Chausseegraben geflogen und spornstreichs nach Hause zurückgeeilt. Wie die Schneiderfrau spätabends ihren Kummer in die weichen Kissen der Nacht bettete, nachdem sie ihren Kriegshelden in Schutz und Schirm

Gottes gestellt, habe sie ein leises Pochen ans Fenster vernommen — die Tür öffnete sich und Schneider, Weib und Kinder lagen sich schluchzend in den Armen.

„Der Mensch ist seinem Fleische nach ein grausamer Tyrann", sprach im Weitergehen der Philosoph in mir. „Die kleinsten Kinder reißen den gefangenen Insekten die Flügel aus, spießen sie auf oder martern sie auf alle erdenkliche Weise, und die Spottader der Großen fordert an jedem Orte ihr Opfer. Denk nur an den Fachgenossen des Sachsen, den armen Dorfschneider in Frankreich, dem nach unendlicher Müh' das Geheimnis des Kettenstichs aufgegangen war, daß er der Erfinder der Nähmaschine wurde. Trieben nicht die hämischen Nachbarn mit ihrem ätzenden Spottgift den armen Teufel ins Irrenhaus?"

Wiederum hemmte ich meinen Schritt.

Vor mir lag ein aufgetrepptes Häuschen, winzig und schmal, wie für Liliputaner erbaut. Die Leute von damals nannten es „Arche Noah", weil es den ganzen Tag dort aus und ein flog. Hinter der in Grün gestrichenen Haustür mit den kleinen ovalen, damals schon von durchsichtigem Tüll verhängten Glasfüllungen wohnte die alte Schusterfrau, groß, robust, freundlich, gesprächig, mit Grübchen in den gepolsterten Wangen — die beste Märchenerzählerin der Stadt, die nie log, nur phantasierte und dabei eine lange Pfeife nach der anderen rauchte. Wenn ich Stiefel zum Besohlen brachte, bekam ich eine, wenn ich Rechnungen bezahlte, zwei Geschichten aufgetischt. Großartig!

Unvergeßlich blieb mir die von dem gottlosen Tischler, der einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Alle Leichen wurden die letzte Nacht vor der Bestattung in die Kirche getragen und am Altare aufgebahrt. War nun der Teufel an die Lebenden nicht herangekommen, wollte er sie dafür im Sarge schikanieren. Der Tischler mußte ein Haar des Toten am Kopfende aus dem Sarg hervorhängen lassen, sonst konnte der Teufel den Sarg nicht öffnen... Nachts um 12 Uhr saß der Tischler in der Kirche. Die Turmuhr schlug, und er sah, wie von allen Pfeilern und Bänken rote Lichter aufglühten, aus allen Ecken und Winkeln stürzten Geister hervor, drängten sich unter wildem Gerenne im den Kirchensteig, schlugen sich die hohlen Schädel herunter und fingen an, im Kirchensteig mit ihnen Kegel zu spielen. Der Tischler hörte deutlich von quietschigen Kinderstimmen „Alle Neun" rufen... Inzwischen machte sich der Schwarze mit Hörnern und Wickelschwanz am Sarge zu schaffen, hob grinsend den Sargdeckel ab, nahm die Leiche heraus und fegte wie ein Wilder mit ihr über alle Emporen, Kanzel und Orgel hin... Schlug es 1 Uhr, war alles still. Der Tischler hob vorsichtig den in die gekreuzten Arme vergrabenen Kopf, und sobald er die Geister verschwunden sah, schloß er den Sarg und ging nach Haus.

Die Erzählerin hielt einen Augenblick inne, senkte den fleischigen Daumen in den schwarzgeräucherten, bauchigen Pfeifenkopf, wischte sich mit dem weichen, wattigen Jackenärmel über den feuchten Mund und sah mich mit ihren großen, grauen Telleraugen liebevoll an.

„Stieg die ook de Gräsen lank den Rüggen, lütt söte Jung?“ fragte sie mich in ihrem weichen, ostholsteinischen Platt. „Et giwt Geister, min Bengel, de Luft het Kamern und Stuben as 'n Hus, da sitt de Geister in, öwers man süht se ni. Glöwst du dat?“

Ich nickte.

Sie fuhr fort. „Für diesen Schergendienst erhielt der Tischler viel Geld. Als aber seine letzte Stunde kam, sammelte sich die ganze Stadt vor seiner Haustür; man sah ihn durch alle erleuchteten Zimmer rasen, ein Beil in der Hand, und seinen Schatten für den Teufel nehmend schlug er Wände und Spiegel und alle Möbel kurz und klein, bis er mit gellendem Aufschrei zu Boden schlug.“

Die Alte schwieg, räusperte sich, setzte die lange Pfeife in die Ecke und, die erhobene Hand wie zum Eidschwur emporgestreckt, schloß sie feierlich: „Ick will di wat seggen, min gode Reinhard. Ick will lewer min Pankoken blot up eene Siet backen, as dat ick mi Botter vun 'n Düwel snurr.“

Prächtige Alte! Nie saß ein dankbarerer Horcher zu deinen Füßen. Musäus und die Gebrüder Grimm hätten dich „Schwester vom Olymp“ genannt.

August 1913.

Ich müßte fürchten, euch zu ermüden, wenn ihr mir nicht in jedem eurer Briefe die Bitte wiederholtet, euch über alles, was ich hier treibe und erlebe, eingehendst auf dem laufenden zu halten. So setzen wir denn unseren Gang durch die Stadt fort.

Ich kam an der Apotheke vorüber — damals schon mit ihrem schwarzglasierten Pfannendach und den tiefen Fensternischen eine Aristokratin in der kleinbürgerlichen Nachbarschaft. Der bekannte würzige Strom süßer, aromatischer Apothekerdüfte ergoß sich aus den geöffneten Fenstern zu mir auf die Straße.

Ich blieb stehen.

Die Haustür war geschlossen, aber für mich öffnete sie sich.

Ich sah im Geiste den Apotheker meiner Kindheit, einen hochgewachsenen, schmächtigen Mann mit vollem, ungescheitelten Haar, blassen Zügen und großen, ernstumschatteten Augen, in denen, wo und wann man ihm auch begegnete, ein verträumtes, fragendes Erstaunen lag. Dieser gelehrte Junggeselle streckte seine Fühlhörner allem Wissenswerten zu: er war Mineraloge, Botaniker, Kenner der Ostseeflora wie nur einer, hatte ein lesenswertes Buch über die Befruchtung der Pflanzen geschrieben, war am Sternenhimmel zu Hause, daß er den Standort der Kassiopeia und der Plejaden ohne Zaudern zu bestimmen vermochte, stellte sprachvergleichende Untersuchungen über den madjarischen und finnischen Sprachstamm an und barg in seinem Pult sogar eine theologische Abhandlung über den Heiligen Geist. — Und zu alledem kannte er, was meinen Vater so oft in staunende Verwunderung setzte, alle Sonnenpfade im Parnassusgarten der neun Musen.

Meine Erinnerung hält ihn nur noch als Dichter fest, als unseren „Stadtdichter" dessen Apoll an jeder Wiege Gevatter stand, jedem Brautpaar „Hymens sanfte Rosenpfade" pries und um die bleiche Stirn

der Toten noch den Immortellenkranz der Unsterblichkeit wand.

Er hatte, im Selbstverlag natürlich, zwei Bändchen Lyrik erscheinen lassen: „Auf den Flügeln des Windes" und „Seltsame Liebespaare". Mein Vater las sie zuweilen kopfschüttelnd, aber doch mit Ehrfurcht vor.

Die meisten seiner lyrischen Ergüsse haben den Stapelplatz der Dichterhoffnung wohl nie verlassen.

Ich entsinne mich des einen der seltsamen Liebespaare, das die Leier des Apothekers so zu besingen anhub:

„Parallelepipedon,
Mein Geliebter, schläfst du schon?"...

Die so fragt, war eine halbblinde Fensterscheibe, die in der Seitenmauer der alten, windschiefen Apothekerscheune hing, und der angeflüsterte Geliebte ein altersgrauer Meilenstein, der neben der Scheune an der Straße stand. In kosig-lauen Sommernächten tauschten die beiden verliebte Tändelblicke aus. Wenn im Osten der junge Tag aufflatterte wie ein Vogel aus seinem Nest, weckte sie den Geliebten, daß er seinen Odem an der Brust Auroras sättige und Licht und Feuer trinke. Aber zur Zeit der Winterstürme, wenn der arme Geliebte da unten schneeumwirbelt in fröstelnder Verlassenheit stand, wenn die Winde sich gleich Furien auf ihn stürzten, daß er klägliche Blicke nach oben warf, dann öffnete die Liebe ihren Blütenschoß und die Geliebte schüttete ganze Strahlenbündel, die sie von der Sonne her an ihrem welken Busen gesammelt und angewärmt hielt, auf den Fröstelnden

hinab und erleuchtete ihm die eisig dunkeln Winternächte. — Das Ende war tragisch. Er erlag dem jähen Anprall entzügelter Rosse; aus knirschenden Wunden blutend, hauchte er den Atem aus. Da brach auch ihr das Herz, und von ihrer Höhe herabklirrend, umarmte sie noch im Sterben den toten Geliebten.

Sonderbarer Schwärmer! Alles kannte er, alles seinem Geiste Erreichbare machte er sich zu eigen, aber die Welt, die ihn umgebende Welt, kannte er nicht. Alles Tote, Stein und Glas beseelte er und füllte es mit lebendigem Odem, aber ihm selber netzte der warme, flutende Strom des Lebens kaum die Zehe und die Sorge um das gemeine Tägliche wich nie von seiner Schwelle. Immer im Höhenfluge, fand er sich im Leben nicht zurecht. Der Alltag erniedrigte ihn.

Beim „Stadtholz", am südlichen Ausgang der Stadt, machte ich kehrt.

Mein Heimweg führte mich über den von einer doppelten Lindenreihe umhegten Marktplatz.

Dieser Platz hat mich an den Jahrmarktstagen in meinen ersten Lebenstriumphen gesehen als Karussellreiter, Ringstecher und Scheibenschützen. O die schönen Kuchen-, Aal- und Metbuden. Und dann die tomahawkschwingenden, federhaarigen Indianer. Ich fiel aus allen Himmeln, als ich erfuhr, daß die meisten von ihnen als gute Hamburger in einem St.-Pauli-Wigwam das Licht der Welt erblickt hatten.

Hinten in der Ecke lag damals das alte einstöckige Schulhaus, in welchem ich als Abcschütze meine wissen-

schaftliche Laufbahn begann. Mein Vater schickte mich in die Volksschule. „Alle Kinder", äußerte er oft, „müssen ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes bis zum zehnten Jahre eine gemeinsame Schule besuchen. Das wird die einen zufriedener, die anderen demütiger machen und beide vor der späteren Entfremdung bewahren." —

In der Unterklasse saßen etwa hundert Kinder, von denen aber im Winter durch Krankheit und Schullauf die eine Hälfte, im Sommer durch Kühehüten und ländliche Hantierung die andere fehlte. Wir lautierten laut und schrieben auf Kommando: „eins zwei, auf ab, grob fein, groß klein!" Ich danke dem trefflichen Lehrer eine deutliche Handschrift und die sicheren Elemente der Rechenkunst.

Köstlich war die wöchentliche Strafjustiz an jedem Sonnabend nach der letzten Stunde: ein Denkzettel der scheidenden Woche und eine Mahnstimme für die kommende. Die Sache war einfach genug. Im Pult lag das Schuldbuch, in das jedes Vergehen der letzten Woche eingetragen war und am Klassenschrank hing der Lederhannes, auch „Bunter Jochen" genannt. Nachgeschlagen, vom Schrank heruntergeholt, den Rücken gebeugt und was unterhalb seiner liegt — und das summarische Gerichtsverfahren begann. Der Lederhannes jauchzte durch die Luft. Wir fanden das ganz in der Ordnung. Strafe muß sein.

„Hast du schon einige erwischt?" fragte mich der Vater. Ich schwieg errötend.

Auch das alte Armenstift neben der Schule, das mein Blick im Fortgehen suchte, ist längst in Staub

hinab und erleuchtete ihm die eisig dunkeln Winternächte. — Das Ende war tragisch. Er erlag dem jähen Anprall entzügelter Rosse; aus knirschenden Wunden blutend, hauchte er den Atem aus. Da brach auch ihr das Herz, und von ihrer Höhe herabklirrend, umarmte sie noch im Sterben den toten Geliebten.

Sonderbarer Schwärmer! Alles kannte er, alles seinem Geiste Erreichbare machte er sich zu eigen, aber die Welt, die ihn umgebende Welt, kannte er nicht. Alles Tote, Stein und Glas beseelte er und füllte es mit lebendigem Odem, aber ihm selber netzte der warme, flutende Strom des Lebens kaum die Zehe und die Sorge um das gemeine Tägliche wich nie von seiner Schwelle. Immer im Höhenfluge, fand er sich im Leben nicht zurecht. Der Alltag erniedrigte ihn.

Beim „Stadtholz", am südlichen Ausgang der Stadt, machte ich kehrt.

Mein Heimweg führte mich über den von einer doppelten Lindenreihe umhegten Marktplatz.

Dieser Platz hat mich an den Jahrmarktstagen in meinen ersten Lebenstriumphen gesehen als Karussellreiter, Ringstecher und Scheibenschützen. O die schönen Kuchen-, Aal- und Metbuden. Und dann die tomahawkschwingenden, federhaarigen Indianer. Ich fiel aus allen Himmeln, als ich erfuhr, daß die meisten von ihnen als gute Hamburger in einem St.-Pauli-Wigwam das Licht der Welt erblickt hatten.

Hinten in der Ecke lag damals das alte einstöckige Schulhaus, in welchem ich als Abcschütze meine wissen-

schaftliche Laufbahn begann. Mein Vater schickte mich in die Volksschule. „Alle Kinder", äußerte er oft, „müssen ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes bis zum zehnten Jahre eine gemeinsame Schule besuchen. Das wird die einen zufriedener, die anderen demütiger machen und beide vor der späteren Entfremdung bewahren." —

In der Unterklasse saßen etwa hundert Kinder, von denen aber im Winter durch Krankheit und Schullauf die eine Hälfte, im Sommer durch Kühehüten und ländliche Hantierung die andere fehlte. Wir lautierten laut und schrieben auf Kommando: „eins zwei, auf ab, grob fein, groß klein!" Ich danke dem trefflichen Lehrer eine deutliche Handschrift und die sicheren Elemente der Rechenkunst.

Köstlich war die wöchentliche Strafjustiz an jedem Sonnabend nach der letzten Stunde: ein Denkzettel der scheidenden Woche und eine Mahnstimme für die kommende. Die Sache war einfach genug. Im Pult lag das Schuldbuch, in das jedes Vergehen der letzten Woche eingetragen war und am Klassenschrank hing der Lederhannes, auch „Bunter Jochen" genannt. Nachgeschlagen, vom Schrank heruntergeholt, den Rücken gebeugt und was unterhalb seiner liegt — und das summarische Gerichtsverfahren begann. Der Lederhannes jauchzte durch die Luft. Wir fanden das ganz in der Ordnung. Strafe muß sein.

„Hast du schon einige erwischt?" fragte mich der Vater. Ich schwieg errötend.

Auch das alte Armenstift neben der Schule, das mein Blick im Fortgehen suchte, ist längst in Staub

willkürlich an meinen ersten Aufenthalt in Pompeji denken, wo ich, wie alle Pompejitrotter, langsam Fuß vor Fuß setzend und den Kopf, wie ein im Straßengewühl ängstlich pickender Vogel, von einer Schulter auf die andere werfend, die Straßen der ausgegrabenen Stadt entlangschritt. Man sah es manchem dort an, daß er gewiß nie in seinem Leben um alter Vasen und Geräte willen sein Mittagsmahl nur um eine einzige Minute gekürzt hätte, und nun stand er stundenlang in Anschauen versunken vor einem alten, etruskischen Henkelkrug oder betrachtete den rötlichgelben, löcherigen Ton einer halbzerbrochenen Urne mit den bohrenden Blicken eines Kunsttöpfers, der Modelle stiehlt.

Es entging mir nicht, daß meine Landsleute mir neugierig nachschauten, der ich, alle Augenblicke stillstehend, die baufällige Romantik der alten kleinen Häuser, die sich wie auf Verabredung nach der Straße hin mit einem Rosenbusch herausstaffiert haben, von oben bis unten unter die Gucke nahm und meine Nase in alle Engen rummliger Steinhöfe und Torwege steckte.

Ich bin erstaunt, wie wenig sich im Grunde genommen die alte Stadt seit meiner Kindheit verändert hat. Wohin ich blicke, dasselbe verträumte Leben, fast dieselben Namen auf den Firmenschildern, dieselben Schenken und Gasthöfe, in denen die Bauern an den Wochenmarkttagen einzukehren pflegten; dieselben meist einstöckigen Häuser zu beiden Seiten der Straße mit dem spitz vorspringenden Giebelzimmer und dem rotbraunen Ziegeldach, die klingelnde Haustür in der Mitte. Der schmale, höckerige Bürgersteig

mit dem träge rinnenden Rinnstein zur Seite, das unebene, hie und da grasdurchsetzte Straßenpflaster, dieselben eisernen Stadtpumpen, die zur Zeit der Hundstagsdürre noch immer versiegen sollen; alles genau wie einst.

Ich mußte lächeln über die bläulichroten Geranien, Fuchsien und Goldlack, die mit dem wehmütig versonnten Blick aller Vergessenen aus den durch Geschlechter hindurch frommvererbten Blumentöpfen hinter den kleinen, weißumtüllten Rautenfenstern hervorlugen — und daneben die tönernen Nippes: der sitzende, löwenartig geschorene Hund mit der einst roten, jetzt verblichenen Zunge und das aufgeschürzte Rokokomädchen mit dem starren Porzellanlächeln im mattglänzenden Angesicht.

Wie mich die beiden mit ihren verblödeten Augen anstarrten, als dämmerte in ihrem welken Hirn ein Gedankenfünkchen auf. Beinahe hätte ich vor den alten Jugendbekannten, die damals schon am stets verschlossenen Fenster standen, meinen Hut gezogen.

Auf den Straßen und freien Plätzen spielten die Kinder dieselben Spiele, die ich gespielt. Immer noch reisete eine kleine weiße Bohne nach Engelland, immer noch Hinkel-Schinkel, Marmel, Pottsög. — In mir ward's lebendig, so lebendig, daß ich hundert Verschmachtende mit Lebenspotenz hätte füllen können.

Richtig! Da hinter dem offenen Steintor lagen die alten, wurmstichigen, schiefen und krummen Holzbaracken, die beim geringsten Anstoß wie Betrunkene zu taumeln schienen und in denen ein Lohgerber sein duftiges Gewerbe trieb. — Jetzt lag der weite Hof-

raum leblos und verlassen. Kapital und Maschine haben die Gerber mit den schmucken, gelben Schürzen und den hohen, schweren Wasserstiefeln längst in die großen Fabrikzentren vertrieben... Wie sind wir damals zwischen den Laubengruben und auf den luftigen, fellbehangenen Trockenböden umhergetollt. Einer fiel in die Indigogrube, und die blaugesottene Forelle wurde lachend von uns herausgezogen... Wir lachten, wir gedankenlosen Kinder. Daß man nicht hundertmal ertrinkt, erstickt, das Genick bricht, sich zu Tode fällt, ist nicht das Verdienst klügelnder Vorsicht — das ist dein Verdienst, Schutzengel.

Ganz in der Nähe, in einem schmalen, ungepflasterten Gang, wohnte ein Schneider, ein Sachse, „Meister Leipzic", „Baron von Bügeleisen", „Graf Zwirn". „Heren Se mal, mein Kutester", — wie oft mögen diese Spottpfeile durch das vergebens mit Aloe bestrichene Haustürschlüsselloch dem braven Mann auf den Schneidertisch geflogen sein... Was hängte man dem harmlosen Schneider nicht alles an die fliegenden Rockschöße. Die Fama kicherte, er sei nach tränenreichem Abschied von Weib und Kindern freiwillig in den Krieg gegen die Dänen gezogen, aber eines Morgens, als von einem der vor der Neustädter Bucht kreuzenden Dänenschiffe eine Kanonenkugel herangerollt und mit lautem Gekrach den Dünensand haushoch aufgepeitscht habe, sei der Schneider vor Schreck in den Chausseegraben geflogen und spornstreichs nach Hause zurückgeeilt. Wie die Schneiderfrau spätabends ihren Kummer in die weichen Kissen der Nacht bettete, nachdem sie ihren Kriegshelden in Schutz und Schirm

Gottes gestellt, habe sie ein leises Pochen ans Fenster vernommen — die Tür öffnete sich und Schneider, Weib und Kinder lagen sich schluchzend in den Armen.

„Der Mensch ist seinem Fleische nach ein grausamer Tyrann", sprach im Weitergehen der Philosoph in mir. „Die kleinsten Kinder reißen den gefangenen Insekten die Flügel aus, spießen sie auf oder martern sie auf alle erdenkliche Weise, und die Spottader der Großen fordert an jedem Orte ihr Opfer. Denk nur an den Fachgenossen des Sachsen, den armen Dorfschneider in Frankreich, dem nach unendlicher Müh' das Geheimnis des Kettenstichs aufgegangen war, daß er der Erfinder der Nähmaschine wurde. Trieben nicht die hämischen Nachbarn mit ihrem ätzenden Spottgift den armen Teufel ins Irrenhaus?"

❧

Wiederum hemmte ich meinen Schritt.

Vor mir lag ein aufgetrepptes Häuschen, winzig und schmal, wie für Liliputaner erbaut. Die Leute von damals nannten es „Arche Noah", weil es den ganzen Tag dort aus und ein flog. Hinter der in Grün gestrichenen Haustür mit den kleinen ovalen, damals schon von durchsichtigem Tüll verhängten Glasfüllungen wohnte die alte Schusterfrau, groß, robust, freundlich, gesprächig, mit Grübchen in den gepolsterten Wangen — die beste Märchenerzählerin der Stadt, die nie log, nur phantasierte und dabei eine lange Pfeife nach der anderen rauchte. Wenn ich Stiefel zum Besohlen brachte, bekam ich eine, wenn ich Rechnungen bezahlte, zwei Geschichten aufgetischt. Großartig!

Unvergeßlich blieb mir die von dem gottlosen Tischler, der einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Alle Leichen wurden die letzte Nacht vor der Bestattung in die Kirche getragen und am Altare aufgebahrt. War nun der Teufel an die Lebenden nicht herangekommen, wollte er sie dafür im Sarge schikanieren. Der Tischler mußte ein Haar des Toten am Kopfende aus dem Sarg hervorhängen lassen, sonst konnte der Teufel den Sarg nicht öffnen... Nachts um 12 Uhr saß der Tischler in der Kirche. Die Turmuhr schlug, und er sah, wie von allen Pfeilern und Bänken rote Lichter aufglühten, aus allen Ecken und Winkeln stürzten Geister hervor, drängten sich unter wildem Gerenne in den Kirchensteig, schlugen sich die hohlen Schädel herunter und fingen an, im Kirchensteig mit ihnen Kegel zu spielen. Der Tischler hörte deutlich von quietschigen Kinderstimmen „Alle Neun" rufen... Inzwischen machte sich der Schwarze mit Hörnern und Wickelschwanz am Sarge zu schaffen, hob grinsend den Sargdeckel ab, nahm die Leiche heraus und fegte wie ein Wilder mit ihr über alle Emporen, Kanzel und Orgel hin... Schlug es 1 Uhr, war alles still. Der Tischler hob vorsichtig den in die gekreuzten Arme vergrabenen Kopf, und sobald er die Geister verschwunden sah, schloß er den Sarg und ging nach Haus.

Die Erzählerin hielt einen Augenblick inne, senkte den fleischigen Daumen in den schwarzgeräucherten, bauchigen Pfeifenkopf, wischte sich mit dem weichen, wattigen Jackenärmel über den feuchten Mund und sah mich mit ihren großen, grauen Telleraugen liebevoll an.

„Stieg die ook de Gräsen lank den Rüggen, lütt söte Jung?“ fragte sie mich in ihrem weichen, ostholsteinischen Platt. „Et giwt Geister, min Bengel, de Luft het Kamern und Stuben as 'n Hus, da sitt de Geister in, öwers man süht se ni. Glöwst du dat?“

Ich nickte.

Sie fuhr fort. „Für diesen Schergendienst erhielt der Tischler viel Geld. Als aber seine letzte Stunde kam, sammelte sich die ganze Stadt vor seiner Haustür; man sah ihn durch alle erleuchteten Zimmer rasen, ein Beil in der Hand, und seinen Schatten für den Teufel nehmend schlug er Wände und Spiegel und alle Möbel kurz und klein, bis er mit gellendem Aufschrei zu Boden schlug.“

Die Alte schwieg, räusperte sich, setzte die lange Pfeife in die Ecke und, die erhobene Hand wie zum Eidschwur emporgestreckt, schloß sie feierlich: „Ick will di wat seggen, min gode Reinhard. Ick will lewer min Pankoken blot up eene Siet backen, as dat ick mi Botter vun 'n Düwel snurr.“

Prächtige Alte! Nie saß ein dankbarerer Horcher zu deinen Füßen. Musäus und die Gebrüder Grimm hätten dich „Schwester vom Olymp“ genannt.

August 1913.

Ich müßte fürchten, euch zu ermüden, wenn ihr mir nicht in jedem eurer Briefe die Bitte wiederholtet, euch über alles, was ich hier treibe und erlebe, eingehendst auf dem laufenden zu halten. So setzen wir denn unseren Gang durch die Stadt fort.

Ich kam an der Apotheke vorüber — damals schon mit ihrem schwarzglasierten Pfannendach und den tiefen Fensternischen eine Aristokratin in der kleinbürgerlichen Nachbarschaft. Der bekannte würzige Strom süßer, aromatischer Apothekerdüfte ergoß sich aus den geöffneten Fenstern zu mir auf die Straße.

Ich blieb stehen.

Die Haustür war geschlossen, aber für mich öffnete sie sich.

Ich sah im Geiste den Apotheker meiner Kindheit, einen hochgewachsenen, schmächtigen Mann mit vollem, ungescheitelten Haar, blassen Zügen und großen, ernstumschatteten Augen, in denen, wo und wann man ihm auch begegnete, ein verträumtes, fragendes Erstaunen lag. Dieser gelehrte Junggeselle streckte seine Fühlhörner allem Wissenswerten zu: er war Mineraloge, Botaniker, Kenner der Ostseeflora wie nur einer, hatte ein lesenswertes Buch über die Befruchtung der Pflanzen geschrieben, war am Sternenhimmel zu Hause, daß er den Standort der Kassiopeia und der Plejaden ohne Zaudern zu bestimmen vermochte, stellte sprachvergleichende Untersuchungen über den madjarischen und finnischen Sprachstamm an und barg in seinem Pult sogar eine theologische Abhandlung über den Heiligen Geist. — Und zu alledem kannte er, was meinen Vater so oft in staunende Verwunderung setzte, alle Sonnenpfade im Parnassusgarten der neun Musen.

Meine Erinnerung hält ihn nur noch als Dichter fest, als unseren „Stadtdichter“ dessen Apoll an jeder Wiege Gevatter stand, jedem Brautpaar „Hymens sanfte Rosenpfade“ pries und um die bleiche Stirn

der Toten noch den Immortellenkranz der Unsterblichkeit wand.

Er hatte, im Selbstverlag natürlich, zwei Bändchen Lyrik erscheinen lassen: „Auf den Flügeln des Windes" und „Seltsame Liebespaare". Mein Vater las sie zuweilen kopfschüttelnd, aber doch mit Ehrfurcht vor.

Die meisten seiner lyrischen Ergüsse haben den Stapelplatz der Dichterhoffnung wohl nie verlassen.

Ich entsinne mich des einen der seltsamen Liebespaare, das die Leier des Apothekers so zu besingen anhub:

„Parallelepipedon,
Mein Geliebter, schläfst du schon?"...

Die so fragt, war eine halbblinde Fensterscheibe, die in der Seitenmauer der alten, windschiefen Apothekerscheune hing, und der angeflüsterte Geliebte ein altersgrauer Meilenstein, der neben der Scheune an der Straße stand. In kosig-lauen Sommernächten tauschten die beiden verliebte Tändelblicke aus. Wenn im Osten der junge Tag aufflatterte wie ein Vogel aus seinem Nest, weckte sie den Geliebten, daß er seinen Odem an der Brust Auroras sättige und Licht und Feuer trinke. Aber zur Zeit der Winterstürme, wenn der arme Geliebte da unten schneeumwirbelt in fröstelnder Verlassenheit stand, wenn die Winde sich gleich Furien auf ihn stürzten, daß er klägliche Blicke nach oben warf, dann öffnete die Liebe ihren Blütenschoß und die Geliebte schüttete ganze Strahlenbündel, die sie von der Sonne her an ihrem welken Busen gesammelt und angewärmt hielt, auf den Fröstelnden

hinab und erleuchtete ihm die eisig dunkeln Winternächte. — Das Ende war tragisch. Er erlag dem jähen Anprall entzügelter Rosse; aus knirschenden Wunden blutend, hauchte er den Atem aus. Da brach auch ihr das Herz, und von ihrer Höhe herabklirrend, umarmte sie noch im Sterben den toten Geliebten.

Sonderbarer Schwärmer! Alles kannte er, alles seinem Geiste Erreichbare machte er sich zu eigen, aber die Welt, die ihn umgebende Welt, kannte er nicht. Alles Tote, Stein und Glas beseelte er und füllte es mit lebendigem Odem, aber ihm selber netzte der warme, flutende Strom des Lebens kaum die Zehe und die Sorge um das gemeine Tägliche wich nie von seiner Schwelle. Immer im Höhenfluge, fand er sich im Leben nicht zurecht. Der Alltag erniedrigte ihn.

❧

Beim „Stadtholz", am südlichen Ausgang der Stadt, machte ich kehrt.

Mein Heimweg führte mich über den von einer doppelten Lindenreihe umhegten Marktplatz.

Dieser Platz hat mich an den Jahrmarktstagen in meinen ersten Lebenstriumphen gesehen als Karussellreiter, Ringstecher und Scheibenschützen. O die schönen Kuchen-, Aal- und Metbuden. Und dann die tomahawkschwingenden, federhaarigen Indianer. Ich fiel aus allen Himmeln, als ich erfuhr, daß die meisten von ihnen als gute Hamburger in einem St.-Pauli-Wigwam das Licht der Welt erblickt hatten.

Hinten in der Ecke lag damals das alte einstöckige Schulhaus, in welchem ich als Abcschütze meine wissen-

schaftliche Laufbahn begann. Mein Vater schickte mich in die Volksschule. „Alle Kinder", äußerte er oft, „müssen ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes bis zum zehnten Jahre eine gemeinsame Schule besuchen. Das wird die einen zufriedener, die anderen demütiger machen und beide vor der späteren Entfremdung bewahren." —

In der Unterklasse saßen etwa hundert Kinder, von denen aber im Winter durch Krankheit und Schullauf die eine Hälfte, im Sommer durch Kühehüten und ländliche Hantierung die andere fehlte. Wir lautierten laut und schrieben auf Kommando: „eins zwei, auf ab, grob fein, groß klein!" Ich danke dem trefflichen Lehrer eine deutliche Handschrift und die sicheren Elemente der Rechenkunst.

Köstlich war die wöchentliche Strafjustiz an jedem Sonnabend nach der letzten Stunde: ein Denkzettel der scheidenden Woche und eine Mahnstimme für die kommende. Die Sache war einfach genug. Im Pult lag das Schuldbuch, in das jedes Vergehen der letzten Woche eingetragen war und am Klassenschrank hing der Lederhannes, auch „Bunter Jochen" genannt. Nachgeschlagen, vom Schrank heruntergeholt, den Rücken gebeugt und was unterhalb seiner liegt — und das summarische Gerichtsverfahren begann. Der Lederhannes jauchzte durch die Luft. Wir fanden das ganz in der Ordnung. Strafe muß sein.

„Hast du schon einige erwischt?" fragte mich der Vater. Ich schwieg errötend.

Auch das alte Armenstift neben der Schule, das mein Blick im Fortgehen suchte, ist längst in Staub

zerfallen, es hing damals schon in den letzten Gräten und schien sich mit seinem niedrigen Dach, dem brüchigen Fachwerk und den schmalen, in der Mitte gespaltenen Klinktüren aus Angst vor Wind und Wetter hinter das Schulhaus zu ducken... Noch sehe ich die Insassen, alte Frauen, verkrüppelte mit Hornbrille und Krückstock, im Stiftsgarten zwischen Johannisbeerbüschen und Gemüsebeeten umherkriechen. Sie lebten von Brot und Kaffee, gebratenen Klößen und Kartoffeln und wurden dabei hochbetagt. — Aber so arm ihr auch waret, Stiftlerinnen, ihr hattet noch zu geben und zu erquicken; ihr schöpftet Wasser aus eurem löchrichten Brunnen und tränktet uns durstige Kinder in den Schulpausen. Mein Vater war euch freundlich zugetan. Seid auch in meinem Gedächtnis gesegnet, ihr braven Alten.

Ich bin in mein Schlößchen zurückgekehrt. Die alte Stadt liegt hinter mir, des phantastischen Zaubers entkleidet, mit dem jeder seine Kindheitsstätte auszuschmücken liebt, und doch klingt jene glückliche Zeit in mir nach, in der die Seele alle goldenen Tore öffnet, die Einbildung mit besonnten Flügeln über Erde und Himmel hinschwebt und auch der kleinste Eindruck Ereignis wird.

Ich habe heute eine Entdeckungsreise durch meine Seele gemacht und bin auch auf diese Erfahrung gestoßen: Meine Heimat ist dieselbe geblieben. Sie spielt für mich auf dem alten Instrument ihre alten Weisen. Aber auch ich bin im Grunde noch derselbe, der ich war,

derselbe Reiter, der nur die Pferde wechselte. — Wie ich zu werden anfing, trat heute lichtklar vor mich hin. Heimat, Elternhaus und Schule sind des Geistes und der Seele Mutterboden.

Liebesbuche.

August 1913.

Da ich nun einmal dabei bin, alle noch so verstäubten Erinnerungskleinodien aus der Truhe hervorzuholen und ihr auf meinem ersten Gange durch die Stadt so geduldig dabeistandet und mir zuschautet, wie ich diese Prachtjuwelen meiner frühesten Kindheit im vollen Sonnenlicht der Gegenwart in allen Farben funkeln ließ, möchte ich euch heute bitten, mich an den Schloßsee zu begleiten, unter das Dach einer bereits halbvermoosten Buche, die, obwohl nach fachkundigem Urteil an 150 Jahre über sie hinweggestürmt sein mögen, noch heute ihre wenn auch stark gelichteten Zweige über den klaren Spiegel des Schloßsees streckt.

Bei dieser Buche, die schon in meiner Kindheit allgemein die „Liebesbuche" genannt wurde, hat sich vor reichlich 100 Jahren eine tragische Geschichte abgespielt, die damals durch aller Leute Mund ging.

Ich entnehme sie einer alten Chronik, in der ein früherer Geistlicher der Stadt, der auch auf unserem

Friedhof begraben liegt, sich und seiner Heimatliebe ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Ich habe sie, umweht von dem feinen, würzigen Duft, der alten Folianten zu entströmen pflegt und den man nur in der Stille der Einsamkeit genießen kann, an den schon kühlen Abenden am knisternden Kamin gelesen.

Ich bitte euch, beim Lesen dieser Geschichte nicht zu vergessen, daß sie sich kurz nach der Schlacht bei Jena zugetragen hat, also zu einer Zeit, da der Eisenwille unserer Väter, der später das Joch des frechen Korsen abschüttelte, noch in den Windeln lag, das Gefühl die Herrschaft hatte und die bekannte deutsche Sentimentalität in Tränen und Seufzern ihre Orgien feierte.

Es war am 10. Juli des Jahres 1807, als an dieser Stelle der in dänischem Dienste stehende Leutnant Cuno von Thienen, Sohn des im Schlößchen „residierenden" Kammerherrn und Amtmanns von Thienen, mit der ihm in treuer Liebe zugetanen „Demoiselle" Karoline Vogler, Tochter des Hegereuters und Stadtförsters Vogler, in den Wellen des Schloßsees den Tod suchte und fand.

Ursache war die Verweigerung der Einwilligung des alten Amtmanns zu der von seinem Sohn beschlossenen Ehe mit der in schönster Jugendblüte prangenden 17jährigen Karoline.

Bevor das junge Paar aus dem Leben schied, hatte es in einem Baum, der seitdem „die Liebesbuche" hieß, ein weithin sichtbares, von zwei Amorpfeilen durchbohrtes Herz mit Namenszügen und einem

Totenkopf darüber eingekerbt, die sämtlich in meiner Kindheit noch deutlich erkennbar waren.

Die Nacht, in der die beiden Liebenden ihren Entschluß, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden, zur Ausführung brachten, war stürmisch und finster.

„Der glühende Sommertag", erzählt der Chronist, „hatte alles in dunkle Schatten gescheucht, es war Nacht geworden, als die beiden der Liebesbuche zuschritten. Kein seliger Stern flimmerte wie ein lauschender Genius durch das hohe Gewölbe prangender Buchen. Die Welt mit ihren tausend Sorgen und Hoffnungen, ihren lärmenden Kampfschreien und Mißlauten lag hinter ihnen, als sie vom Forsthause aus durch den stockfinsteren Wald dem Schloßsee zuschritten, um in seinen sanften Wellen Vergessenheit und seliges Hoffen in einem Zug zu trinken. Ob sie im Zenit der Finsternis jener Sommernacht oder als das früh anbrechende Morgenlicht an den Gipfeln der Bäume spielte, während die unteren Zweige noch die Kälte der Dämmerung fühlten, sich der irdischen Endschaft nahten, das hat keine Spur entdeckt."

Nachdem sie die letzten Vorbereitungen getroffen, die beiden Paare Schuhe ans Ufer gesetzt, Cuno sich seines blauen Oberrockes entledigt und mit seinem Hute bedeckt hatte, fingen sie an, wohl oft von herzigen Umarmungen und Küssen unterbrochen, ihre eng aneinandergeschmiegten Leiber mit weißen Musselinschleiern zu umgürten, indes Karoline die goldblonden Flechten ihres lang herabwallenden Haares um Cunos Hals schlang. Dann umarmten sich die Geliebten zum letztenmal und sprangen von der schmalen Böschung unter-

halb der Buche in den See hinab, der, wie sie wußten, an dieser Stelle besonders tief war. Laut plätschernd und kreisend schlugen die Wellen über ihnen zusammen.

Im Schlößchen fand gerade eine größere Abendtafel statt, zu der sich viele Gäste von den benachbarten Gütern und Garnisonen eingefunden hatten. Die anfangs so ausgelassene Fröhlichkeit der Geladenen machte indessen bald, je später es wurde, einer immer gedrückteren Stimmung platz, denn der alte Amtmann und seine Familie fühlten sich tief beunruhigt durch das unerklärliche Ausbleiben des sonst so pünktlichen Sohnes.

Als nun im Forsthause nachgefragt wurde und man nach vergeblichem Klopfen an Karolines Schlafkammer die Entdeckung machte, daß auch sie sich heimlich vom elterlichen Hause entfernt habe, geriet alles in die größte Bestürzung.

Sofort wurde die Tafel aufgehoben, und obwohl es finstere Nacht war, machten sich junge Offiziere und Freunde sowie alles Gesinde nach allen Richtungen hin auf den Weg, die Vermißten zu suchen.

Aber alles Suchen und Rufen war vergebens. Erst das Frühlicht des nächsten Morgens machte der folternden Spannung ein Ende.

In Anwesenheit vieler Freunde und der halben Stadt, die herbeigeeilt war und sich von dem mit gramerfüllten Blicken auf und ab wandelnden, seinem von Schmerz gepreßten Herzen in lautem Stöhnen Luft machenden Kammerherrn in scheuer, respektvoller Ferne hielt, wurden die beiden Leichen, die sich so innig umschlungen hielten, daß niemand sie zu trennen wagte,

aus dem See heraufgeholt. Das abgebissene Läppchen an Cunos linkem Ohr deutete auf letzten Krampf und Schmerz.

Im Schlosse wurden alsdann, nachdem die ärztliche Besichtigung die Schuldlosigkeit ihres Umgangs bekundet hatte, die Leichen in Seide gekleidet und, mit Blumen und Kränzen geschmückt, im offenen Sarge über blühendem Lavendel aufgebahrt, damit, ihrem letzten Wunsche gemäß, jedem bis zur Stunde der Bestattung der Anblick der beiden Liebenden gewährt werde.

Der alte Amtmann hielt persönlich bei ihnen drei Tage und Nächte bei Kerzenbeleuchtung die Totenwache und geleitete dann unter großem Zustrom von nah und fern „die beiden Märtyrer der Liebe" um Mitternacht bei Fackelschein und unter Vorantritt einer Abteilung Schleswigscher Reiter zur letzten Ruhestatt.

Aus dem später aufgefundenen Briefwechsel der beiden Liebenden hat der Chronist diese dem Gedächtnis aufbewahrt:

Cuno an Karoline.

Die Würfel sind gefallen, teuerste Karoline. Es ist alles aus. Meine letzten Hoffnungen sind rettungslos in den verschlingenden Orkus hinabgestürzt. Mein Vater hat von unserem Verhältnis erfahren — durch wen? Das verhüllt mir das Schicksal.

Er ließ mich durch meinen Bedienten zu sich rufen an seinen Lieblingsplatz auf der Steinbank unter der großen Linde am Schloßtor. Hier eröffnete er mir, ohne den Gegenstand meiner Liebe zu berühren, daß er im Hinblick auf das schlechte Avancement in den Regimentern von Laaland und Falster und auf das noch schlechtere bei meinen Schleswiger Reitern, sich wegen meines Eintritts in französische Dienste an den Kommandanten des lauenburgischen Kantonements gewandt und von ihm eine bejahende Zusage erhalten habe, falls ich sofort in die französische Armee einträte.

Mein Vater will bis morgen mittag meinen letzten Entscheid hören. — O, ich verstehe das alles. Der uns trennende Raum soll der Zuchtmeister unserer liebenden Gefühle werden.

— O Leben der Liebe! Wie bist du uns aufgegangen in aller holdseligen Blüte. Wie in leichten Schlummer von lieblichen Genien gewiegt, umschwebte uns ewiges Sehnen, lächelte süßer Friede und im ätherischen Blau der Hoffnung zitterte ein frohes, unerfahrenes Staunen. — O Liebe, Engel des Himmels, wer kann dich fassen? Wer kann sagen, er habe dich begriffen? Was ist alles, was in Jahrhunderten die Menschen taten und dachten, gegen einen Augenblick der Liebe? Sie ist das Gelungenste in der Schöpfung, zu ihr führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens, auch darin der Natur gleich, daß sich mit jedem Schritt in ihrem üppigen Garten, mit jeder wachsenden Erkenntnis ihre Reize erhöhen.

Und nun alles dahin!

Wie klammerten wir uns an den Gedanken, wenn ich meinen Abschied nähme, denn als Offizier kann ich Dich nicht ernähren, daß dann Dein guter Onkel in Hamburg uns helfen könnte — und nun das bittre Verhängnis, die wie ein Blitzschlag niederschmetternde Botschaft, daß er sein ganzes Vermögen in den Lüneburger Salinen verloren habe.

Es gibt keinen Ausweg mehr, teuerste Karoline, ich habe alle Mittel der ruhigsten Vernunft in Erwägung gezogen. Der Becher des Leidens ist bis zum Rande gefüllt, die Lippe versagt, mir verbleibt nur noch, ihn mit fester, bewältigender Hand auszuschütten.

Schwinde, schwinde, sterbliches Leben. Wir sind zur Freude der Gottheit alle berufen. Stille wohnt nur im Lande der Seligen, und über den Sternen vergißt das Herz seine Not und seine Sprache. — Ich will am Grabe meiner Mutter noch einmal niederknien und beten. Bete auch Du für mich! Leb' wohl, innigst geliebte Karoline. — Bis zum Wiedersehn in einer besseren Welt.

Dein
ewig getreuer
Cuno.

Karoline an Cuno.

Wie? Du könntest sterben ohne Deine Line? Könntest Dich in die Sphäre der Seligen entrücken und mir meinen Anteil an Deiner himmlischen Freude vorenthalten? O ewig Geliebter, ich sollte leben ohne

Dich, sollte einsam und allein in der großen Gotteswelt umherirren ohne meinen Cuno? Nein, mein Teuerster, was ich geschworen habe, halte ich, ich sterbe jeden Augenblick mit Dir. Unsere Seelen sollen beieinander bleiben, wie sie immer beisammen waren; ehe wir uns kannten, verband uns schon das ewige Du. Mein Geist konnte dem Deinen in seinem erhabenen Fluge nicht folgen, aber mein Herz fühlte jedes Deiner Worte. Dein reines, warmes Auge, Dein ambrosischer Hauch, der Ton Deiner Stimme und das unbeschreiblich Ganze Deiner Empfindungen stellte mir die schönste der Harmonien dar. Solange ich in Deiner Nähe weilte, kannte ich keinen Genuß, der von Veredlung abwiche, keine Freude, als die Du billigest.

Nein, teuerster der Männer, Dein Brief hat mir das Himmelstor aufgestoßen, er hat meinem Gemüt den schönsten Augenblick des Lebens geschenkt. Noch in meinem letzten Blick sollst Du dafür Dank und Glück sehen.

Dein Brief traf mich in der rechten Stimmung an. Herr Sommer ist am Montag mit der Diligence nach Hamburg hinauf gefahren. Gestern abend waren die Sommern und ihre Freundin, die Schmidten, bei uns, und letztere meinte, Du seiest von Adel, ich sollte mir lieber nichts in den Kopf setzen. Tante Amöne, die neben mir in der Laube saß, schaute mich, einen Augenblick von ihrem Buche aufblickend, mit ihren großen, fragenden Augen traurig an. Sie weiß ja, was sie selbst erlebt hat.

Ich schwieg. „Wenn alle Menschen dagegen und Gott es will, werden wir schon beisammen bleiben",

dachte ich bei mir. Aber als ich am Abend im Bette lag, weinte ich bittere Tränen und bedeckte den Ring mit Deinem mir so teuren Haar mit vielen heißen Küssen.

O mein Cuno, Geliebter meines wahren Selbst, mir täglich und stündlich Gegenwärtiger, Du weißt nicht, wie ich das Glück anbete, Dich gefunden zu haben, ahnst nicht die Fülle meiner Liebe zu Dir und wie gut und stark ich durch Dich wurde und sich mein Geist an dem Deinen kristallisierte. Halte meine Seele fest, geliebter Cuno, denn ohne Dich vermag ich nichts, dann wage ich den Flug mit Dir in das Unendliche, das hinter dem Tode glänzt. Alle Ängstlichkeit ist von mir gewichen. Also sei ruhig, mein Herzallerliebster. Nur durch ruhiges Beschauen unseres Schicksals können wir unser Ziel erreichen... Sei ruhig und liebe mich, wie ich Dich liebe, heute und gestern und in alle Ewigkeit. Es gibt Augenblicke, wo die Sprache gar nichts ist. — Ich harre Dein — Verkenne nicht das treueste Herz

Deiner Dir innigst zugetanen
Line.
Ewig, ewig die Deine.

☛

Cuno an Karoline.

Dank, tausend Dank, teuerste Karoline, für Deinen Brief, den mir mein Diener soeben überbrachte. Ja, wir wollen zusammen sterben. O, ich Glücklicher, daß ich

nicht allein sterbe, daß meine Karoline mit mir geht. Jawohl, Geliebteste, wenn wir jetzt sterben, sind wir einander treu geblieben, und ich denke, wenn wir lebten und einer von uns bräche seinen Schwur, könnten wir dann glücklich leben? Also besser, wir verlassen diese Welt und gehen vereint zu einem besseren Leben über.

Das arme Herz hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Da, wo es nicht mehr schlägt.

Ja, gewiß. Auch wir werden Ruhe finden und zumal, wenn wir Arm in Arm unsere Wanderung antreten. Morgen ist Sonntag. Gehst Du in die Kirche?

Ich komme am Abend zu Dir. Ich bringe Dir mit dem Ölblatt des Friedens den Myrtenzweig und will Dir Violen und Rosen ins hochzeitliche Haar flechten. —

(In Eile.) Sei tausendmal gegrüßt.

Dein Cuno.

Abschiedsbrief Cunos an seinen Vater.

Man fand ihn in Papier gehüllt in der Seitentasche des abgelegten blauen Überrocks, zusammen mit dem goldenen Ohrgehänge und dem kostbaren Spitzentuch Karolines.

Geliebter Vater.

O traure nicht, teurer Vater, um den Verlust Deines Cuno, ihm ist besser jetzt, als da er noch die Erde bewohnte. Bin ich denn allein gegangen? Nein, ich bin mit meiner geliebten Karoline gegangen, mit der guten, schönen, edelgebildeten Vermählten meines Geistes, mit der ich nur leben oder sterben wollte. Wenn es ein vollkommenes Erdenglück gibt, so nahm es seinen Weg zu meinem Herzen, und die kurze Spanne meiner Liebe und meines Umgangs mit Karoline dehnte es ins Unendliche. — Aber der Genuß der Hoffnung auf eine günstige Lösung unseres Geschicks entschädigte uns doch nicht für die fehlende Wirklichkeit. Zum glücklichen Leben hier hatten wir keine Aussichten, und die Furcht, getrennt zu werden und in der Trennung zu wanken, trieb uns in den Tod.

O, warum sollten wir denn nicht sterben, da wir es beide so gern tun? Wir sterben freiwillig, keiner überredete den anderen. Keine Wallung erschütterte uns. Alle wilden Widersprüche, Ebbe und Flut unserer wogenden Gedanken, lagen wie ein schweigendes Meer hinter uns... Dort oben werden wir gewiß zusammen leben, da es hier nicht sein konnte, denn wir lieben uns ja so zärtlich, wie sich nur zwei Sterbliche lieben können.

Vergib mir den Schritt, geliebter Vater, den ich tat, und zum Beweise gräme Dich nicht so sehr über den Tod Deines Cuno. Wir werden Deiner warten da oben, wenn wir schon vor Gottes Angesicht Rechenschaft abgelegt haben. — Teurer Vater, bleibe auf der Erde noch recht lange und suche Dich für Deine noch

lebenden Kinder zu erhalten, die Dich so zärtlich, so innig lieben.

Mein letzter Wunsch und Bitte ist, daß wir zusammen in einem Grabe gebettet werden zu Füßen meiner seligen Mutter, und daß, wenn wir im offenen Sarge auf der Leichenbahre stehen, jedem gern und zumal jungen Leuten unser Anblick gegönnt werde, damit sie sehen und bedenken, wohin uns die Liebe geführt hat.

Leb' wohl, teurer Vater!

Dein Sohn Cuno.

Unter Vorantritt einer Abteilung Schleswiger Reiter, und begleitet von einer Schar Fackelträger aus der Stadt, die sich dem alten Amtmann freiwillig zu diesem Dienst erboten hatten, wurden die Särge nachts zwölf Uhr auf den Friedhof überführt.

Bevor sie dem mitternächtigen Schoß der Erde übergeben wurden, hielt der Stadtgeistliche unaufgefordert die kurze Grabrede.

Er beklagte, daß die Liebenden, zwei der vollen Entfaltung ihrer Schönheit noch zureifende Erdenblumen, sich selbst entwurzelten, daß sie an Gottes höhere Fügung, die ihr Schicksal hätte zum besten wenden können, verzweifelnd, nur an ihr Glück und ihr Leid gedacht und dabei anderer Liebe, anderer Kummer vergessen hätten ... „O sähet ihr," rief er aus, „den nagenden Gram, der eure Eltern verzehrt, den grenzenlosen Schmerz, der sie und uns alle erschüttert, ihr

würdet jetzt, obwohl durch das Band eurer Zärtlichkeit vereint, nicht glücklich sein, würdet, statt ruhig zu wandeln in den oberen Gefilden, trostlos umherirren und verzweifelt auf das Elend der eurigen blicken, zu denen ihr nicht zurückkehren könnt." ... „Aber jeder Anwurf eines Tadels sei mir fern", fuhr er fort. „Nur wer die Toten mit den Augen ihrer Lieben betrachten kann, wird ein gerechter Leichenredner sein. Wenn die, die euch so liebgehabt und weinend euren Sarg umstehen, nicht ihre Stimme wider euch erheben, so haben auch wir nur Gebete und Wünsche für euch. Mögen eure Seelen jetzt vereinigt des Glückes genießen, das ihr in der Morgenröte eurer Hoffnung hier ersehntet. Wende euch Gott, vor dessen Stuhl ihr nun steht, sein gnadenvolles Antlitz zu! —

Amen. Entblößte Häupter. Vaterunser. Segensspruch. Die Fackeln setzen sich in Bewegung, wackeln wie zitternde Grubenlichter durch die langen Gräberreihen, hie und da goldene Buchstaben wie Blitzfunken aus der Finsternis reißend. Die Schatten der Nacht färben sich dunkler und dunkler, das schwere Gittertor schließt sich knarrend, und der Kirchhof liegt wieder in tiefem Schweigen.

Man sprach noch lange von der traurigen Begebenheit.

Häusliche Einrichtung.

August 1913.

Ach, wenn in unserer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserem Herzen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt...

Dieses Faustwort riefen Ihre lieben Zeilen in mir wach, die das Warme, Wohlige der deutschen Häuslichkeit in so leuchtenden Farben ausmalen... Ja, verehrte Frau, mein Lebensfinale hat begonnen und der Auftakt dazu hat sich bereits programmäßig abgespielt. Wir haben die Tage der ersten Einrichtung glücklich überstanden. Der dumpfe, hohle Schall, der meinen Schritt durch die leeren, so lange unbewohnten Räume begleitete, ist verschlungen von den warmen Tönen des Behagens, mit dem ich mein neues Heim durchwandere.

Mein Schreibtisch mit den Bildern und Reliquien früherer Tage am Fenster — das Mahagonisofa mit den Behängen in Bronze und dem seidengeblümten Überzug, der immer so sehr Ihren Beifall fand, in der Mitte — daneben mein Blüthnerflügel und die antike Marmorbüste, das „griechische Mädchen", dem meine verstorbene Frau „wie aus dem Gesicht geschnitten" ähnlich gewesen sein soll: alles steht möglichst in der altgewohnten Ordnung. An den hohen, geräumigen Wänden entlang reihen sich die Regale, die Thronsessel meiner hochfürstlichen Gönner, meiner Bücher, und die erhabenen Buchgeister schauen so freundlich,

so sonnigstrahlend auf mich hernieder, als beglücke auch sie der Einzug in die neue, lustige Schloßherberge.

Und gar meine Dielenuhr, das alte Erbstück aus dem Elternhause, das in meinem Berliner Mietsstock mit einer seinem Alter und seiner Würde durchaus unangemessenen Schranknische fürliebnehmen mußte, ich kenne sie nicht wieder; ihr Perpendikel pocht wie ein klopfendes Herz lustiger als je hinter ihrem eichenen Gehäuse, und ihre Stunden schlägt sie so sieghaft gellend, mit so weithindringender Stimme ab, als freue sie sich bei jedem Schlage der schallenden Resonanz am alten Standorte, den ihr einst schon mein Vater auf dem hohen, weiten Dielenflur neben der Treppe zugewiesen. Im Kamin glimmt, da es abends schon kühler zu werden anfängt, ein sanftes Kohlenfeuer. Ein Strom des Behagens durchrieselt mich.

Sie haben recht, verehrte Frau, im Grunde hängt bei uns allen die innere Verfassung mit unserer häuslichen Umgebung zusammen, und andererseits spiegelt sich in ihr die innere Natur eines Menschen. Ich stimme dem von Ihnen zitierten Souvestre zu: „Die Seele gleicht jenen verhängten Lampen, welche, dessen ungeachtet, einen sanften Schein nach außen werfen.“ Wie aus dem verlassenen Lager auf die Gestalt dessen, der darin geruht hat, so ist aus Art und Einrichtung unserer häuslichen Umgebung, so bescheiden sie auch sei, auf unseren Geschmack, ja auf unseren Charakter zu schließen.

„Die Zufriedenheit,“ pflegte mein Vater zu sagen, „braucht nur einen kleinen Raum, aber in einem Tohuwabohu gedeiht kein Behagen.“

„Selbst die größten Menschen," schreiben Sie, „sehen wir von ihrer Stimmung und diese wiederum oft von den kleinsten Dingen ihrer Umwelt abhängig."

So ist es.

Ich las noch kürzlich von Richard Wagner, daß er ohne das winzige, ein Leiterchen hinaufklimmende Porzellankätzchen neben sich auf dem Schreibtisch oft vergebens auf die rauschenden Ergüsse seiner Schöpferkraft gewartet habe, und ich möchte den Herren Kritikern dieses Heroen zu bedenken geben, ob nicht seine phantastisch geschmückten Arbeitsräume und die seidenen Wämse und Strümpfe, in die er sich zu hüllen liebte, als einfach natürliche, aus seiner Eigenart hervorgewachsene und im übrigen nicht weiter zu beachtende Arabesken an der Standsäule dieses genialen Meisters zu fassen seien. — Ich kannte in Berlin einen Klaviervirtuosen; ein einziges, von seinem fiebernden Auge erspähtes Staubfädchen auf seinem Rockärmel oder gar auf einem seiner Lackstiefel lähmte diesem Fingerraser die beflügelten Trommelschlegel. — „Stülp den Deckel auf den Taufstein, Küster," rief ein Kanzelredner früherer Tage in die erschrockene Kirche hinein, „oder ich muß schweigen und ihr geht unbelehrt von dannen." —

— — Gewiß läßt sich, wie Sie es tun, dieser Zusammenhang von Um- und Innenwelt psychologisch begründen. Jeder bedarf einer Stätte, und wär's ein noch so winziges Plätzchen, der er den Stempel seines Geistes aufprägt, wo ihm die herrische Welt nichts mehr dreinzureden hat. Den Kindern ist's eine Dachkammer, ein Sitz unter der halbdunkeln Treppe, ein Versteck hinter aufgeschossenen Spargelbeeten. Mir war's von

je meine Studierstube, wo sich meine Seele am liebsten guten Tag! sagte, und was ich auf dem Herzen hatte, hier sprach ich's frei heraus. Ich hätte den täglichen Anblick meiner Berliner Mietskaserne, in welcher die Bewohner wie fremde Hotelgäste ein und aus laufen, kaum ertragen, wenn ich nicht die hohen, von den bemalten Glasfenstern noch mehr verdüsterten Treppen für die Stiege zu meinem Himmelreich gehalten hätte. —

Und dies Wonnegefühl steigerte sich mir zum Dankgefühl, wenn ich von meinen Fürsorgegängen zu den Sträflingsfamilien aus den langen, düsteren Straßen Berlin N in meine Wohnung heimkehrte. Welch ein Chaos von Behausungen des Elends mitten im prunkenden Berlin. — Diese Zwei- bis Dreizimmerwohnungen mit 10—12 Menschen jeglichen Alters und Geschlechts. Da wird geboren, geschlafen, gekocht, gewaschen, gestorben — da wachsen die armen Würmer, oft schon in der Wiege mit den Hieroglyphen des Alters gezeichnet, zu Tausenden sonnenlos heran... Und dann, wenn die pochende Stunde sie in die blutige Arena des Lebens entläßt... Man kennt den Fortgang des Dramas: Diebstahl, schwerer Einbruch, Raub, Mord... Gezeter der entrüsteten Welt, wochenlange Gerichtsverhandlungen, Sensationsberichte der großen Zeitungen, Gefängnis, Zuchthaus, Fallbeil...

Aber wohin gerate ich? Verzeihen Sie, teure Freundin, den Abschweif. Sie sehen, ich kann diese Jammerbilder noch immer nicht vergessen. Die Menschheit der Zukunft steht hier noch vor einem großen Ackerfeld der Menschenliebe. — Aber ich lasse das jetzt und be-

antworte Ihnen lieber die beiden Fragen, die Sie in Ihrem Schreiben an mich richten.

„Ist die Geschichte mit dem Möbelwagen kurz vor Ihrem Fortzug von Berlin wirklich wahr?" fragen Sie.

„Ja, verehrteste Frau, die Geschichte von dem in Bausch und Bogen verkauften Möbelwagen hat ihre Richtigkeit. Hören Sie sie bitte, sie ist spaßig genug.

Wir hatten alles glücklich die drei Treppen hinuntergeschleppt. „Sophie," sagte ich einmal über das andere, „wie vieles kriecht doch beim Umzug aus allen verborgensten Ecken und Winkeln eines langbewohnten Hauses hervor, mehr als man ahnt. Hat man denn so viele Sachen nötig, um auf Erden glücklich zu sein?" ... „Jeder vernünftige Mensch," fuhr ich fort, „sollte alle 10 Jahre in seiner Wohnung ein Autodafé abhalten, ein großes Schadenfeuer anzünden, das all die alten verstäubten, schimmeligen, modrigen Ladenhüter, Bodenrummel, Möbelscharteken mitsamt ihren vielbeinigen Insassen und Mietsleuten, Motten, Bohrwürmern, Tausendfüßlern auf den Scheiterhaufen bringt. Bürdet uns nicht unsere wahnsinnige Plundermanie tausend überflüssige Dinge auf, die wir wie rasselnde Ketten mit uns schleppen?... Fort mit dem unnützen Seelenballast!"

Die Alte verstand mich nicht. Sie ist lange Jahre, wie Sie schreiben, meine „etwas schrullige, aber golдtreue" Haushälterin gewesen, und so ist denn mein Besitztum nach und nach ein Bruchteil ihres persönlichsten Ichs geworden, ist Stück für Stück ihrem innersten Seeleninventar eingereiht.

Die Abzugsstunde kam.

Zufällig spielten die Straßenmusikanten vor meinem Hause, und während die Kinder von der Straße, sich umschlingend und in ihren lächerlichen Schiebetänzen sich drehend, meine drei beladenen Möbelwagen umhopsten, brachte ich auf dem Hausflur die Verhandlung mit dem Händler, der sich beim Verladen den Inhalt des dritten Wagens, zumeist abgetakelte Möbelstücke u. dgl., notiert und taxiert hatte, zum Abschluß. Er nannte mir den Preis, ich stimmte ein, und die Sache war abgemacht.

„Sophie," sagte ich, als die Musik aufgehört und der Händler sich entfernt hatte, „der dritte Wagen bleibt in Berlin zurück, ich habe ihn so, wie er dasteht, an einen Händler verkauft."

„Ver—verkauft?" fragte die Alte, einen Augenblick zur Niobe erstarrt... verkauft?" Ich nickte. „Allmächtiger Gott," rief sie entsetzt aus, „das ist ja nicht möglich", und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Sie schwieg. Ohne Wort und Blick wandte sie sich ab, und wir stiegen in die Taxe, die uns zur Bahn fuhr.

Ich verstehe die Alte und ihren wortlosen Vorwurf. Sie ist mecklenburgischen Geblüts, zäh und starkwillig und hängt nach Frauenart am Alten, Kleinen, Liebgewohnten. Aber als sie gestern wieder neben mir noch einmal mit einem in Augen und Mienen lesbaren „Ah" der Befriedigung die Zimmer unseres Schlößchens durchschritt, drängte es mich zu der Frage: „Na, Sophie,

hat's nicht gereicht? Haben wir nicht Möbel genug?"
Sie antwortete nicht.

„Wir haben genug," sagte ich lächelnd, „und genug ist zwar weniger als zu viel, aber mehr als zu wenig."

September 1913.

Ich habe gestern mein Schreiben an Sie, verehrte Freundin, unterbrechen müssen. Die Polizei, die unter allen Mächten der Erde das Vorrecht hat, alles wissen zu müssen und jeden jederzeit bei Tag oder Nacht stören zu dürfen, drang in mein Schlößchen und begehrte den Schloßherrn.

Man hat uns in die Steuerrolle eingetragen. „Steuern müssen sein," höre ich unseren verehrten Vereinsschatzmeister ausrufen, „seid stolz darauf, freie Bürger und Bürgerinnen, oder wollt ihr lieber dem Helotentum des absoluten Nichts zugezählt werden?" —

Sie fragen mich: „Wie hat sich denn Ihre Haushälterin in die neue ländliche Kultur eingefunden?"

„Gut, verehrte Frau, sehr gut. Anfangs stand sie den neuen Verhältnissen mit Zurückhaltung gegenüber, mit jenem Mißtrauen, das ja oft die beste und einzig vorbeugende Waffe kleiner und bescheidener Geister ist, und besonders gegen die Tücke der ländlichen Dunkelheit hatte sie einen schwer zu überwindenden Argwohn. Es half mir nichts, daß ich ihr zur Beruhigung auseinandersetzte, daß Kleinstädter immer ein wenig von der Neugierde der Einsiedler an sich haben. Ganze Abende lag sie auf der Lauer, und beim geringsten Ge-

räusch knickender Zweige oder Anschlagen des Hundes riß sie das Küchenfenster auf, und das Mädchen mußte mit verstellter Stimme herausrufen: „Halt, wer da? Steh oder ich schieße!"

Aber diese Angstperiode liegt hinter ihr, und die Anteilnahme ihres Herzens an allen Stadtangelegenheiten, ihre Lebhaftigkeit und die Unermüdlichkeit ihres Mundes setzen mich täglich in wachsendes Erstaunen.

In diesem Augenblick höre ich sie durch das geöffnete Fenster den alten, halbtauben Gärtner, der in meinem Park auf Stundenlohn arbeitet, nach dem Stadtoberhaupt aushorchen.

„Also der Bürgermeister heißt Herr von Fünfe?"

„Ja," brüllt der Gärtner, nach Art der tauben Leute nahe an sie herantretend, mit überlauter Stimme, „Herr von Fünfe heißt er oder auch Meister Kipper, weil er jeden Abend im Schwarzen Bären fünf Halbe kippt."

„Nicht möglich."

„Ja, Fräulein, das ist so. Der Bürgermeister trinkt Ihnen einen Stiefel weg, da können Sie sich die Füße in waschen."

„Das ist ja abscheulich", höre ich die Alte im Fortgehen mit Entrüstung sagen.

Aber dieser sittliche Abscheu hält sie nicht ab, sich immer aufs neue nach dem Befinden der neuen Heimatgenossen aufs eingehendste zu erkundigen. Wie sie alles weiß und behält, es ist staunenswert — ein phänomenales Gedächtnis; sie würde, wie weiland König Mithridates, alle gemeinen Soldaten mit Namen aufrufen. Und was ihr ein Heer von Berichterstattern;

Bäckerjungen, Waschfrau, Krämer, Schuster, Postbote zugetragen, das schleudern die Fontänen ihrer Kombinier- und Komponierkunst wie plätschernde Hügel in die Luft, an denen jeder, der es hören will, seine helle Freude haben kann. Selbst die weise Frau, die im Nebenamt Wahrsagerin und Kartenlegerin sein soll, hat sie in ihren Rapportdienst genommen und sich von ihr in die Kemenatengeheimnisse aller Stadtschönen einweihen lassen, daß die ganze Skandalchronik der Stadt offen vor ihr liegt.

Bei dem warmen Interesse, das Sie allezeit meiner Haushebe zugewandt, darf ich nicht fürchten, Sie zu belästigen, wenn ich jetzt den Präsentierteller, auf dem mir die Alte die täglich einlaufenden Enthüllungen ihrer Auskunftei darbietet, für einen Augenblick in Ihre geschätzte Hand lege. —

Die Alte weiß, warum die Schlachtertochter den Schustersohn nicht heiraten durfte: weil nämlich ein Schlachter beinahe zu den Honoratioren zählt, während ein Schuster Schuster bleibt.

Sie weiß, welcher Bäcker und Schlachter die meisten Restanten in seinem Kontobuch hat, und bei welchem Krämer Ratten und Mäuse in der Mehlkiste hausen. — Sie kennt den Vers, den sich ein kürzlich begrabener Schiffskapitän an seinen Sarg hatte heften lassen: „In diesem Kahne fahr' ich hin, wo ich noch nie gewesen bin." — Sie erzählt von dem alten Schwesternpaar Tine und Stine, die „die beiden Glocken" genannt werden, weil sie alles ausläuten — von dem ewigen Freier, dem schönen Wilhelm, der „die Bombe" heißt, weil bei seinem Herannahen alles auseinander-

platzt. Sie kennt die Geschichte von der „Kloppenburg“, die von einem Arzt und einem Kaufmann bewohnt wird, in der sich zuerst die Hunde, dann nacheinander die Dienstmädchen, die Kinder, die Frauen und zuletzt die beiden Männer entzweiten, „kloppten“.

Sophie wird nicht müde, den Sack der gesammelten Neuigkeiten vor mir auszulüften. Heute morgen noch berichtete sie von einem Arbeiter in der Schillerstraße, der in Ermangelung eines Stalles das kleine Ferkel mit auf die Etage genommen hatte. Aber „natürlich“ wollte die Polizei nichts davon wissen, und das Ferkel mußte wieder herunter. Die kleinen Kinder sollen schrecklich geweint haben.

Aber die aura volubilis, das beschwingte, ein wenig nach Pfeffer schmeckende Lüftchen Stadtklatsch sättigt das tiefere Verlangen der Alten nicht völlig. Die eigentliche Weihe gibt ihrem Geiste erst der täglich erscheinende „Stadtanzeiger“ mit seinem Bunten Allerlei und den Geschichten unterm Strich. Schon am zweiten Tage nach unserem Einzuge hat sie sich mit dem feinfühligen Anpassungsvermögen einer Frauenseele in den bereits angefangenen Roman „Verschlungene Pfade“ von Freiherrn Adolar von Ledershausen — ob er wohl im Gothaer steht? — hineingelesen, daß sie genau weiß, ob, wann und wo die beiden Liebenden auf den verschlungenen Pfaden ihres Liebeslabyrinths wieder zusammentreffen und dann Hand in Hand zum Altar schreiten.

— — Ja, die Alte ist glücklich. Aber e i n Wermutstropfen fällt in ihren Wonnebecher: das neue Mädchen Ingeborg, eine kräftige, nordische Blondine mit

blauen Augen und frischen Backen. Daß sie sich städtisch kleidet, der auch hier grassierenden Tanzwut huldigt und an jedem Sonntag „flügelt", gibt der Alten Anlaß zu manchen schweren Seufzern.

Ich möchte die heikle Dienstbotenfrage, dies unsichtbare Damoklesschwert über allen Häuptern der männlichen Hausvorstände, nur leise berühren, denn ich sehe schon die dunkle Stunde wie eine grollende Welle an mich heranrollen, in der ich, den Parisapfel in der Hand, zwischen den beiden werde entscheiden müssen. Nur das will ich sagen: Ich teile die Erziehergrundsätze der Alten durchaus nicht. Sie meint z. B., dem neuen Mädchen müsse immer innerhalb 24 Stunden der Geist des neuen Hauses eingeimpft sein. Darum ist sie unermüdlich in ihren Belehrungen — aber eine ebenso unerschütterliche, heitere Ruhe setzt ihr das Mädchen entgegen. Wenn Sophie ihr wegen ihrer Kleidung, der grünen Pleureuse, durchbrochenen Strümpfe und Stöckelschuhe Vorwürfe macht, entgegnet Ingeborg mit heiterster Miene: „Immer den besten Fuß vor, sagt mein Vater, und die schönste Fahne herausgehängt!" Nennt die Alte sie eine Deutschverdreherin, die sich ihr Schulgeld zurückfordern müßte, entgegnet jene munter: „Sie verstehen mir doch, Fräulein, und das ist die Hauptsache, sagt mein Vater, daß man sich versteht." Das sonntägliche Flügeln im Gasthof entschuldigt sie mit der Erklärung: „Einmal ist man ja nur jung, sagt mein Vater, und der Fisch will schwimmen." Aber alle diese Entgegnungen wirft sie nicht hastig, mürrisch, mit spitzer Zunge hin, sondern begleitet alle ihre Worte mit den Kastagnetten ihres heiteren

Silberlachens, das aus der Küche herauf durch das ganze Schlößchen schallt. —

Gewiß, verehrte Freundin, unser Volk ist heute von einer heillosen Vergnügungssucht ergriffen, von einer materiellen Veräußerlichung des inneren Menschen, daß, so fürchte ich, keine Ermahnung, keine Bitte mehr, sondern nur große, elementare Ereignisse, Krieg oder Pestilenz, zur Umkehr führen können. „Aber," frage ich meine Haushälterin oftmals, „hat sich denn das Mädchen wohl diese modernen Modetorheiten selbst ersonnen? Ist sie nicht Nachäfferin anderer? Die Ansteckungsmiasmen fliegen immer von oben nach unten. Degradieren sich unsere sonst so spröden, vornehmen Damen nicht zu Sklavinnen irgendeiner spekulativen Pariser Modistin, denen Dirnen als Modelle gesessen haben? Man muß gerecht sein, Sophie. Und dann kollert das Mädchen bei allen Belehrungen und Ermahnungen nach Ihrem eigenen Ausspruch nicht gleich „wie eine Kalkutsche auf einen los", sondern bleibt gleichmäßig gutlaunig, gefällig und dienstfertig. Wahrhaftig, ein minder tüchtiges Mädchen mit Sonnenschein im Gesicht ist mir tausendmal lieber als ein noch so geschicktes, aber launisches, mürrisches."

Kopfschüttelnd, ohne ein Wort der Erwiderung, verläßt mich dann die Alte. —

— — Und was endlich meinen Harras anbelangt, nach dem sich Ihre Güte erkundigt, so weiß die Weltgeschichte, daß jedes Geschöpf, Mensch oder Volk, sich seinen Platz an der Sonne erkämpfen muß. Muß doch selbst ein lebloses Möbelstück, Stuhl, Tisch, Schrank, in einen geschlossenen Wohnorganismus hineingestellt, sich

mit seinen neuen Möbelkollegen auseinandersetzen, sich in ihr Beisammen hineinschmiegen, stoßen, schieben, bis die Eheharmonie geschlossen ist, sonst Scheidung oder ewiger Streit.

So muß sich auch der Berliner Hund, von allen Seiten beschnüffelt und angefallen, in das Konzert seiner Standesgenossen tapfer hineinknurren, bellen, beißen — aber so viel ist gewiß, in den Steinlabyrinthen der Großstädte ist das Hundegeschlecht aus räumlichen und ästhetischen Gründen dem Untergange geweiht; hier auf dem Lande sind Bewegungsfreiheit und Wächterposten die Dokumente seines Daseinsrechtes.

☛

Sie sehen also, verehrte Frau, ich bin hier als Schloßherr wohl installiert, und da der Steuersatz niedrig, der Mietszins ein zum Lachen geringer ist, sehe ich dem Kommenden getrost entgegen. Wenn mich nicht dann und wann mein kranker Hals an einen kleinen Defekt erinnerte, mich nicht zuweilen ein: „Zu spät!" durchzuckte, schwämme mein Kahn mit leichtgeschwellten Segeln dahin.

Aber was heißt: „Zu spät?"

Nähme ich an, mir seien hier nur noch zwei oder drei Jahre beschieden, so will ich jedes dieser Jahre wie einen edeln Wein bis auf die letzte Beere auskeltern. Jeder aufsteigende Tag soll wie eine noch unerforschte Kolumbuswelt vor mir liegen, und ich will an dem einen Tage so viel erleben, oder sage ich lieber, leben, als ich früher in einer ganzen Woche lebte, so daß ich getrost die 2 bis 3 Jahre, mit 7 multipliziert, als den Rest

meines Daseins betrachten dürfte. — Wäre dieses Rechenexempel nicht ein Seitenstück zu der Lebensphilosophie jenes Mannes, der, als ihm in der Fabrik Ihres Gatten ein Finger abgerissen war, ganz vergnügt ausrief: „Gott sei Dank, daß es nicht die ganze Hand ist"? — —

Solchen Menschen, denk' ich, ist nicht beizukommen.

Das fidele Gefängnis.

September 1913.

An einen lyrischen Dichter, der die Herzen der Berliner mit den Klängen seiner seraphischen Leier erfüllt.

— — —

Besagter Dichter begegnete mir vor Jahren am Potsdamer Platz, als ich zum Bahnhof einbiegen wollte.

„Wohin, gute Seele?" fragte er.

„Nach Plötzensee."

„Plötzensee?"

„Zu meinem Kommerzienrat."

„Ah, dem Wechselfälscher", meinte er kopfnickend.

„Sprich das nicht so leichthin aus, Bester", bat ich ihn. „Du kennst nicht die Wucht der Verhältnisse, die auf ihn herniederfuhr, weißt nicht, welche inneren

Stürme dem Verzweiflungsakte voraufgingen. Name, Firma, Familienglück, alles stand auf dem Spiel. Und niemand wurde um einen Groschen durch ihn gekürzt; die alsbald eingetretene, erhoffte Hausse hätte sein Schiff wieder flottgemacht. Aber gewiß, Wechselunterschrift ist der Eid der Handelsleute... Mein Freund trägt sein Geschick mit Ergebung." — —

Wir langten in Plötzensee an, durchschritten das Torhaus, betraten den engen, düsteren Gefängnishof und standen vor der ersten Umfassungsmauer.

Der Schließer kam mit dem rasselnden Schlüsselbund und schloß die hohe, eiserne Doppeltür auf, die knarrend auseinanderbrach. Plötzlich sehe ich meinen Begleiter sich verfärben, mit den Fingern über die Stirn fahren und unruhig-hastig in den Taschen seines Überrockes wühlen... Suchte er seinen Migränestift? Fiel ihm auf einmal ein, daß er daheim in seinem Musenneste noch einige lyrische Eier auszubrüten habe, oder hielt er die sich wieder langsam schließenden Torhälften für die schweren Flügel eines Raubvogels, der ihn zu umkrallen drohte? Ich weiß es nicht und hab's auch nie erfahren; genug, er machte kehrt, und als ich mich nach ihm umschaute, sah ich nur noch, wie er in der schalligen Torhalle die linke Hacke an sich zog. Fort war er — der edle Bogenspanner des Phöbos Apollo hatte vor dem Schreckenstor Reißaus genommen.

Und nun bittet mich dieser selbe erhabene Sänger, er, der früher in allen Provinzlern nur „innerlich verkümmerte, zum Erbarmen unbeholfene Geschöpfe" sah, mich, den Ländlichen, den Schlößler, um einige heitere Klänge aus meiner bukolischen Harfe.

„Schick' mir doch einmal etwas recht Hübsches, Vergnügliches, Tollustiges," schreibt er, „etwas theokritisch Idyllisches — oder beliebt dir die silberne Tonweise des Hans Sachs oder die vielfache Regenbogenweise des Michael Behaim, gleichviel, nur etwas Frischerlebtes, Gestriges, Heutiges — — und vor allem vergiß nicht, deinem baldigst erhofften langen Brief einen Fetzen deiner ländlichen Sonne beizulegen."

Ich mußte wirklich lächeln, Teuerster, als ich dies Dein Geschätztes las und habe die ganze Nacht — nein, keine Unwahrheit — den ganzen Morgen nach dem Aufstehen und während des Frühstücks (holsteinischer Schinken, Rührei, gesalzene Butter und Schwarzbrot!) an Deinen Wunsch gedacht, aber es wollte mir nichts Rechtes einfallen.

Da kam mir der Zufall, der treffliche Kartenmischer, zu Hilfe.

Du weißt wohl, daß in meiner meerumspülten Heimat die Nebeltage häufiger und dichter sind als bei euch in Berlin. Als ich heute morgen ans Fenster trat, steilte sich eine breiige, dicke, milchweiße Nebelwand vor mir auf, die mir jeden Blick ins Freie versagte. Lautlose Stille — nur das leise Tropfen im Gebüsch, das wie ferner Wanderschritt klang, und dann und wann der dumpfe Aufschlag eines herabfallenden Apfels, sonst alles still.

Ich ließ mich jedoch von meinem Morgengang durch den Park nicht abhalten, schritt vorüber an den armen Krüppelstatuen, die heute im Nebelgrau noch trostloser und verlassener dastanden als sonst, klinkte die verrostete Hinterpforte auf und stand auf der Bogen-

brücke, die den Schloßsee hinter meinem Garten überführt.

Der See lag noch schweigend, in dichten Nebel eingesargt; nur die langen Seidenwimpel an den Spitzen des langschaftigen, schon gilbenden Schilfröhrichts, das den See umsäumt, zitterten wie Ulanenfähnchen zu mir herauf.

Ich wandte den Blick zur Linken, und unmittelbar vor mir stieg aus dem Wiesental der alte, so oft von mir angestaunte Quaderbau auf, der nach oben in ein langes, einstöckiges Gebäude mit schießschartenartig schräg in die dicken Brandmauern eingelassenen, vergitterten Guckfenstern ausläuft.

Und während ich so dastehe und auf das alte Gebäude, das einst das Verlies für gefangene Ritter und Knappen und oft wohl der stumme Zeuge all der entsetzlichen Greuel und Marter war, mit denen man die Gefangenen in den mittelalterlichen Zeiten zu peinigen pflegte, herabblicke, bricht auf einmal die Sonne meiner Kindheit durch und bewirft mitten im Nebel den alten Steinbau mit den goldigsten Strahlen. — Und in demselben Augenblick fiel mir mein lyrischer Sänger ein, der etwas Gestriges, Heutiges, Frischerlebtes von mir hören wollte, und eine Stimme in mir rief: „Male ihm doch den alten Kasten da, das Stadtgefängnis deiner Kindheit, in welchem du nach deinem eigenen Bekenntnis als Knabe die seligsten Stunden ‚versessen' hast."

„Das will ich tun", sagte ich.

— — Also mein fideles Gefängnis.

Ich sehe den Aufseher noch lebendig vor mir, einen

hochgewachsenen, breitrückigen, langgedienten Soldaten mit dem kurzgehaltenen, am Kinn geschorenen Vollbart nach Art Kaiser Wilhelms I. und der dunkelblauen Uniform mit den stets geputzten Knöpfen und dem hohen, steifen, bis zu den Ohren reichenden Kragen. —

Seufzerbrücken und venezianische Bleidächer hätte dieser „Pförtner", wie sie ihn nannten, in seinem Gefängnis nicht geduldet, denn er war seinen Gefangenen wie seinen zehn Kindern ein freundlicher Vater.

Man unterschied „kleine und große Verbrecher", harmlose „Stiepser", „Holz- und Obstgamser", Handwerksburschen und Straßenbettler von den „schweren Jungen". Diese „brummten" hier nur kurze Zeit und wurden baldigst ins Kreisgefängnis „abtransportiert", jene saßen ihre Wochen und Monate in Gemütlichkeit hier ab und wurden ganz zur Familie gerechnet. Sie gruben den Garten, pflanzten Gemüse, spalteten Holz, holten Wasser für die Küche und schälten die Kartoffeln für die Mittags- und Abendtafel im Zellengang. — Hier im Gang war unser Sammelplatz, unser Dorado.

Wie oft saß ich als Knabe zu Füßen dieser lustigen Vaganten, die jahrelang auf der Walze waren, fremde Meere befuhren, Land und Leute kannten, viel erlebten und viel fabulierten. Manche Semmel und manche Tüte Zucker wanderten aus der elterlichen Speisekammer in den Zellengang. Auch die Gitarre des Vaters brachte ich eines Abends mit, und während die Abendsonne ihre letzten milden Strahlen durch die vergitterten Fenster goß, saßen wir im Gang und sangen alle miteinander: „Goldne Abendsonne, wie bist du so

schön…" Selbst die „Schweren" öffneten die kleinen Schiebefenster in der Eisentür und sangen mit.

Du weißt ja, lieber Lyriker, jeder gesunde Knabe hat einen Zug zum Romantischen, Starken, Heroischen. Mir imponierten diese fröhlichen, seßhaften Leute unsäglich, und es erschien mir durchaus nicht als Ironie, wenn alle Gefangenen, die „Schweren" eingeschlossen, eines Abends mit einstimmten in das Lied: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin…"

Als einer, der ganze Häuser ausgeraubt und auf der Flucht mitten im Winter durch einen See geschwommen war, vom berittenen Gendarm in die Kreisstadt abgeführt wurde und ich zufällig in unserem Parktor stand, riß ich aus Ehrfurcht die Mütze ab, und freundlich winkend grüßte der Gefesselte zu mir herüber. Nie sah ich meinen Vater, den Gerichtsherrn, so herzlich lachen… Übrigens kehrten Gendarm und Sträfling unterwegs ein, und letzterer verzehrte die großen Butterbrote, die ihm die gütige Frau Gefängnismutter mit auf den Weg gegeben.

Wie ein Bild stillen Glückes steht die Familie jenes schlichten Beamten vor mir. Wäre ich Künstler, ich malte ihn mit Weib und zehn Kindern, wie sie des Mittags im Kreise nahe aneinander gerückt, mit den zinnernen Gabeln in die zwei großen, rotweißen Kartoffel- und Wurzelhügel fuhren. Die Wangen lachten, die Augen glänzten. — Oder ich malte den Abend, wenn sie die Deckel der rotbraunen Bettkisten, die des Tags an den Wänden entlang als Sitzbänke dienten, zurückschlugen. Alles schlüpfte hinein, und schnell umfing sie der Schlaf. Und wenn dann der Mond am

Himmel stand, lächelte er über die glücklichen Schläfer und führte sie alle als seine Lämmer auf die himmlische Traumweide.

Wie oft habe ich später gefragt: „Was ist denn das Glück, von dem sie täglich sprechen, nach dem sie alle jagen, das sie sich an Geburts- und Feiertagen wünschen? Alle Jahrhunderte, alle Jahrtausende suchten es. Ist es ein Ort, den man erreichen, ein Ziel, an das man gelangen, ein Ding, das man ergreifen und fest an sich nehmen kann? Kann man's mit Reden voll Haß und Feindschaft oder mit Schwert und Speer erkämpfen? Und starren darum die Völker in Waffen, stehen die Könige wie Athleten in der Arena und harren des ersten feindlichen Faustgriffes? ... Was will man denn? Eine höhere Gerechtigkeit und eine bessere Verteilung der Güter? Gewiß, es wird noch manches sich im Zusammenleben der Menschen ändern müssen. Aber wenn fernere Geschlechter weitergekommen sind, wenn sie ein vollkommneres Dasein erreichten, werden dann die Herzen beruhigt, die Sehnsucht gesättigt sein?

Ein Wahn ist's, an ein Glück zu glauben, das wir im Kampfe durch Erringung äußerer Ziele erreichen. Immer bleibt ein Rest. Das vollkommene Glück liegt nicht außerhalb des Menschen, sondern in ihm, in der Genügsamkeit, im Frieden mit sich selbst und mit der Welt.

Wir reden von Kulturhöhen, hängen uns an leere Namen und Worte und werden dabei verzehrt von Unruhe und Unzufriedenheit. Wie anders jener Mann mit den Seinen im Gefängnis. Sie hatten nicht viel,

aber das wenige, das sie hatten, verzehrten sie in Zufriedenheit und waren glücklich.

Ich bin kein Revolutionär. Ich hänge als Landgeborener am Alten und Gewohnten. Und doch sage ich: Man sollte einen Generalstreik erstreben, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Alles soll sich ihm ergeben und ausrufen: „So, nun hat die Jagd nach dem Glück, auf der der Mensch Jäger und Wild zugleich ist, ein Ende, nun ist's vorbei mit der Unzufriedenheit, nun wollen wir alle in uns zufrieden sein, um alle zufrieden zu machen." Das wäre die einzige, wahre, ewiggesegnete, beglückende Revolution der Zufriedenheit.

Ob sie Aussicht auf Verwirklichung hat? Wir werden wohl das Orakel der Hoffnung befragen müssen — oder fing sich ein Ton aus meinem heiteren Idyll in deinen Saiten und willst du uns, lieber Sänger, das goldene Lied von dem Glück der zukünftigen Menschheit singen? —

Die Beichte des Fischers.

September 1913.

Als ich mich gestern in der Mittagsstunde in meinen Alleen erging, fingen plötzlich die Totenglocken zu läuten an, und bald klangen die weichen Mollakkorde des Klopstockschen: „Begrabt den Leib in seine Gruft"

übers Wiesental klar und voll durch die Mittagsstille zu mir herüber. Ich erkannte deutlich den auf den Schultern getragenen Sarg und die ihm voranschreitenden Singeknaben mit den kurzen, schwarzen Mänteln und den kleinen, runden Hüten.

Und denkt euch, gestern abend schon wußte ich nicht nur, wer der bestattete Tote sei, nein, seine „Beichte", seine letzte Niederschrift kurz vor seinem Ende befand sich bereits in meinen Händen.

Das kam so.

Der Verstorbene ist ein reicher Fischereibesitzer aus der Nähe und sein Schwiegersohn, der Überbringer der Beichte, ein hiesiger junger Lehrer, meine erste Stadtbekanntschaft, die ich auf einem meiner täglichen Waldgänge machte. — Ihr müßt nämlich wissen, daß mein Städtchen nur nach der Seeseite hin offen ist, man könnte denken, damit der Westwind jederzeit seine feuchten Schwingen über uns ausschütteln könne, während es an den drei anderen Seiten von miteinander zusammenhängenden Wäldern umschlossen ist, so daß man sich ohne Unterbrechung stundenlang im Schatten hoher Waldbäume ergehen kann.

Ihr glaubt nicht, wie reizvoll das ist. Selbst bis tief in den Herbst hinein heben die von plätschernden Rinnsalen durchrieselten Waldgründe den würzigen Geruch von Waldmeister, Veilchen, Erd- und Himbeeren und den zahlreichen farbigen Gräsern und Kräutern, die den Boden unserer nordischen Wälder wie ein bunter Teppich bedecken, bei sich auf und mischen ihn mit dem salzig frischen Duft, den das nahe Meer in unsere Wälder atmet.

Hier also lernte ich den geistig und körperlich gleich stattlichen jungen Lehrer kennen, der mir die „Beichte" überbrachte — kein Blättchen aus dem Fabelbuch menschlicher Phantasie, sondern eine wirkliche Lebenstragödie, ein dunkles Geschehen, das an die Wurzel greift. —

Ich habe mich gestern abend sofort über sie gemacht und sie heute morgen noch einmal gelesen.

Ich bin erschüttert. Der Fischer war reich, alle Welt pries sein Glück, und er war der unglücklichste Mensch unter der Sonne. Alle seine Berufsjahre schlossen mit einem zunehmenden Gewinn, seine Lebensjahre mit einem unausgleichbaren Defizit ab. — — Er hat in jungen Jahren die Menschheit um eines ihrer Glieder beraubt; nun schreibt der arme Mörder seine „Beichte", die ich euch in kurzem Abriß erzählen will.

Unter dem Dach der Armut in einer schlesischen Fischerhütte geboren, fährt er als ältester von zehn Geschwistern frühzeitig mit dem Vater auf den See hinaus, lernt Angeln legen und Reusen heben; die geheimnisvolle Seele des Wassers wird ihm vertraut.

Dennoch wird er Schmied. Das Pinkepang aus der nahen Schmiede hat's ihm angetan. Stundenlang kann er selbst im Winter, wenn er lange vor Tagesgrauen das mit dem Vater und einem der Brüder geteilte Strohlager verlassen, während der Mond sein mattblaues Licht über die beschneite Ebene ergoß, dem Raketensprühen und den kräftigen Hammerschlägen der Schmiedsleute zuschauen.

Mit 14 Jahren steht er unter ihnen; 6 Jahre später zieht er als Geselle auf die Wanderschaft.

In einem Taldorf am Fuße des Riesengebirges findet er die erste Arbeit. Nach 2 Jahren will er weiterziehen — er bleibt, er weiß selber nicht warum, er bleibt, eine unsichtbare Macht scheint ihn zurückzuhalten.

Er kennt sie jetzt, diese Macht: Die Schmiedsfrau war's, mit gewölbter Brust und sehnichtem Arm, die zuweilen im Dreiklang den zweiten Hammer schlug.

Sein junges Blut fängt an zu toben. Der Schmied ernst, verschlossen, fleißig, aber zeitweilig dem Trunk ergeben, geht stumm und unwirsch neben seiner Frau her, obwohl sie ihm treu ergeben war. — Mit dem Groll gegen den mürrischen Mann wächst das Mitleid mit der jungen Frau, und bald nistet die Liebe in seinem Herzen.

Eines Tages gerät der Meister mit einem Rademacher in Wortstreit. Man geht zu Tätlichkeiten über. Vom Jähzorn gepackt, reißt der Schmied eine Eisenstange vom Boden auf und schlägt wie ein Wahnsinniger auf den Gegner ein, bis dieser mit zerschmettertem Arm halbtot und blutüberströmt am Boden liegenbleibt.

Zwei Monate Gefängnis die Strafe.

Der Schmied wird abgeführt.

☙

Der Geselle bleibt, verdoppelt seinen Fleiß, steht von früh bis spät am Ambos, sitzt nach dem Abendbrot neben der Schmiedsfrau auf dem schmalen, höck-

richten Kanapee, rechnet, diktiert ins Kontobuch und bespricht das Morgige. Wenn er ihren warmen Atem neben sich fühlt, ein Haarstreifen, ein Zipfel ihres gelockerten Halstuches wie ein sanfter Abendwind über seine Hand oder gar Wange gleitet, brodelt es heiß in ihm auf. Die Schläfe siedet, ein Orkan braust in seinen Adern; er muß sich Gewalt antun, daß er die neben ihm Sitzende nicht mit zitternden Armen an sich reiße.

In täglich neuen Farben malt er sich das Glück aus, mit ihr im Schmiedhaus zu leben. Seine Nächte fangen an, sich mit immer reizvolleren Bildern anzufüllen. In Tränen gebadet, die Arme nach ihm ausgestreckt sieht er die Geliebte an sein Bett schweben, er hört sie deutlich mit klopfender Brust und unter lauten Seufzern seinen Namen rufen. — Der Reiz des Unglücks gesellt sich zu ihren anderen Reizen und verschönt sie.

Erwacht er des Morgens und reibt sich die Augen, rütteln ihn die eisenharten Ketten der Wirklichkeit aus seinen Träumen, und wie ein schwarzer Dämon schiebt sich der Schmied in die glanzvollen Bilder seiner Nächte... Er fängt an ihn zu hassen, und um so glühender, je heftiger sein Herz von Liebe entbrennt; alle lauten Einreden der Vernunft werden zum Schweigen gebracht.

Die Qual der Liebe, die keine Erhörung findet, macht leichtgläubig: Jedes Wort, jede Bewegung ihrer Hand, ihres Körpers, jeden Atemzug ihrer Brust deutet er zu seinen Gunsten und mißdeutet sie. Er hämmert, zieht den Blasebalg, ißt, trinkt, alles mechanisch, er

lebt nur von ihrem Anblick, wie man von Luft und Sonne lebt. — —

Zuletzt verschiebt sich ihm die ganze Welt. Alles um ihn wird Märchen, er sich selbst zum fahrenden Ritter, die Schmiedsfrau zum verzauberten Dornröschen, das des Befreiers harrt.

Aber während er noch auf der Suche nach der erlösenden Zauberformel, immer neue Befreiungspläne sinnend, umherirrt, des Nachts aufsteht, Briefe an sie schreibt und wieder zerreißt, fällt die Botschaft von der nahen Heimkehr des Schmieds wie eine Bombe in sein erträumtes Glück.

Und je näher der Tag, um so wilder der Sturm, der alles in ihm durcheinander wirft. Alle Fackeln der Erinnerung an Gott, Eltern, Heimat scheinen ausgelöscht, alle Standpfeiler seines inneren, sittlichen Menschen umgestürzt. Von Natur offen, aufrichtig, wahrheitsliebend, fängt er an sich zu verstellen und bringt es in der Heuchelei, dieser Kunst der Verkleidung, zu solcher Meisterschaft, daß ihn kein Wort, keine Gebärde der Schmiedsfrau verrät. Bisher nüchtern und sparsam, verbringt er jetzt seine Abende in einem einsam im Mühlental gelegenen Wirtshaus mit verrufenen Gesellen.

Der Tag der Heimkehr kommt.

Am Sonntagmorgen sitzt er, vor sich hinbrütend, die Arme wie leblos von der Stuhllehne baumelnd, allein in der Wirtschaft im Mühlental, als der Postbote eintritt. Wie ein Räuber überfällt ihn plötzlich

der Gedanke: „Der hat einen Brief aus dem Gefängnis in seiner Mappe, die er da vor sich auf den Tisch legt," und der Lügenteufel, der diesen Gedanken gehört hat, setzt schleunigst hinzu: „Fordere ihn zum Trinken auf, heuchle Geburtstag vor und schenke wacker ein."

Sie trinken — er läßt die Gläser füllen.

Als der Postbote auf kurze Zeit das Zimmer verläßt, entfernt er die Wirtin durch eine Bestellung, stürzt sich auf den Briefsack und durchfliegt ihn in wilder Hast... Richtig, ein Brief an die Schmiedsfrau. Er reißt ihn an sich, steckt ihn in die Tasche und stellt sich ans Fenster, bis der Postbote wieder eintritt. — Sie sitzen noch eine Zeitlang zechend beisammen, dann nimmt der Mann seine Tasche und entfernt sich mit dem schwerfällig strauchelnden Fuß eines Halbtrunkenen.

In einem abgelegenen Gehölz liest der Fischer den Brief. Seine Hände zittern, sein Puls hämmert, die Buchstaben tanzen ihm vor den Augen.

Also morgen abend kehrt der Schmied zurück...

Lange noch rast er besinnungslos, den Kopf wie ein wildgewordener Stier nach vorn gesenkt, mit geballten Fäusten und rollenden Augen auf dem harten Winteracker umher und schleicht dann, im weiten Bogen von der anderen Seite kommend, ins Dorf und in die Schmiede zurück.

Am Mittagstisch bricht die Frau über das Ausbleiben der Post in lautes Klagen, ja sogar in Tränen

aus. Der Fischer fühlt einen Stich durchs Herz, in seinen Eingeweiden tobt die Wut eines Wahnsinnigen. Mühsam schiebt er das Essen durch die Gurgel. „Der Satan hatte mich bereits auf die Höllengabel genommen, in mir ward ein reiner Mensch erdrosselt. Die sinnliche Begehrlichkeit, die mit blindwütiger Hand alle Hemmnisse beiseite stößt, der nackte Instinkt, das Tier in mir war meiner Herr geworden, und sein Befehl hieß: ‚Fort mit dem Schmied, bevor er zurückkehrt und ihr in die umfassenden Arme sinkt!'" —

Vom Verlauf des nächsten Tages erinnert er nur, daß der Abend langsam und leise wie ein Tiger heranschlich und ihn nicht aus den Augen ließ. — —

Die Unheilstunde naht. — Doch hören wir ihn selber:

„Undurchdringliches Dunkel bedeckte die winterliche Erde. Ein scharfer Nordost fuhr über die Felder, als ich dem Mühlental zuschritt.

Ein dichtes Haselgebüsch streckte seine Zweige bis nahe an die ausgetretene Holzbohle, die den in der Tiefe murmelnden Bach am Ausgang des Mühlenteiches überführte. Der Steg war so schmal, daß er zur Abendzeit nur bei Sternenschein benutzt zu werden pflegte. Der Schmied wollte diesen Richtweg einschlagen, denn „kein hämisches Auge sollte ihn heimkehren sehen."

Ich legte die schwarze Wachstuchrolle, in die ich meine Papierschaft und meine Habseligkeiten eingerollt hatte, hinter den Haselbusch und lauschte. Die fieberheiße Erwartung, die verzehrende Angst vor dem Kommenden, die krampfhafte Erwürgung meines besse-

ren Menschen: das alles machte mich unempfindlich gegen die Pfeile des eisigen Nordost.

Kein Laut. Nur die alte Wassermühle klapperte etwas weiter südlich in abgerissenen Lauten zu mir herauf.

Plötzlich trug mir der Wind einen aus der Ferne hallenden Schritt zu. Meine Augen verdoppeln ihre Sehkraft, mein Herz geht in wilden Sprüngen, alle Sehnen sind bis zum Zerreißen gespannt, als ich dicht hinter mir die räuspernde Stimme des Schmieds vernehme... Er übersteigt den Erdwall und setzt den Fuß auf die Holzbohle. In diesem Augenblick stürze ich mit gedämpftem Schritt hervor... ein Stoß in die Seite, ein im Winde verhallender, gellender Schrei, ein Aufschlagen im Wasser, ein Krachen in der Tiefe... und alles war still.

— Ich stand besinnungslos. Was war das? Wer schrie da? Wohin jetzt? Gedanken durchjagten wie Blitze mein Gehirn. Ich riß meine Sachen an mich, sprang über den Erdwall und lief über den hartgefrorenen Acker dem Walde zu.

Ziellos irrte ich in dem meilenweiten Walde umher; wandte mich bald zur Rechten, bald zur Linken, um mich oft an derselben Lichtung wiederzufinden, die ich vor einer Stunde durchquert hatte. Ich faßte mich an den Kopf, blieb stehen, lief weiter... Was hatte ich eigentlich getan? Was wollte ich nun?... Meine Wangen glühten. Wohin jagte ich wie von Furien gepeitscht? Wer lief neben mir her? Warum läutete mein Blut wie eine Signalglocke?... Ein alter Baumstumpf erschreckte mich, daß mir das Herz

stockte. Wenn der Wind durch die Baumkronen fuhr, duckte ich mich. Ein vorragender Busch riß mir die Mütze vom Kopf, ich glaubte mich ergriffen und stolperte in rasendem Lauf, mich öfter überschlagend, den harten, glatten Abhang hinab... Meine Füße brannten, mein Atem flog. Entschlüsse jagten einander; kaum gefaßt, entrannen sie mir wieder.

Nach stundenlangem Kreuz und Quer schimmerte ein Schienenstrang vor mir auf. Ich machte keuchend halt und wartete den Morgen ab.

Ein Glockenruf verkündete den nahenden Zug.

Ich ging, um eine Fahrkarte nach Breslau zu lösen, ins nächste Wärterhaus — ach, nicht mehr allein, die leibhaftige Angst ging mit mir, das böse Gewissen, gespenstisch aus dem Boden der Untat aufgestiegen, hatte sich bereits an meine Fersen geheftet, ward mein Wandergenosse, mein Tisch- und Bettgeselle, der sich nie wieder von mir trennte."

❧

So der Fischer.

Während ich dies für euch niederschreibe, sehe ich die runde, volle Sonnenkugel purpurrot hinter dem Walde drüben versinken. Am brennenden Horizont türmen sich goldumränderte Wolkenburgen auf, aus denen Flammenscheine hervorlohen, die in mein Fenster und auf meinen Schreibtisch fallen und die weißen Gardinen blutrot färben. — — Ich muß an den Fischer denken. Armer Vogel, nun bist du gefangen und stößt dir an den Stäben deines Käfigs die Flügel wund, kannst dein ganzes schönes Leben im Kampf mit dem

ren Menschen: das alles machte mich unempfindlich gegen die Pfeile des eisigen Nordost.

Kein Laut. Nur die alte Wassermühle klapperte etwas weiter südlich in abgerissenen Lauten zu mir herauf.

Plötzlich trug mir der Wind einen aus der Ferne hallenden Schritt zu. Meine Augen verdoppeln ihre Sehkraft, mein Herz geht in wilden Sprüngen, alle Sehnen sind bis zum Zerreißen gespannt, als ich dicht hinter mir die räuspernde Stimme des Schmieds vernehme... Er übersteigt den Erdwall und setzt den Fuß auf die Holzbohle. In diesem Augenblick stürze ich mit gedämpftem Schritt hervor... ein Stoß in die Seite, ein im Winde verhallender, gellender Schrei, ein Aufschlagen im Wasser, ein Krachen in der Tiefe... und alles war still.

— Ich stand besinnungslos. Was war das? Wer schrie da? Wohin jetzt? Gedanken durchjagten wie Blitze mein Gehirn. Ich riß meine Sachen an mich, sprang über den Erdwall und lief über den hartgefrorenen Acker dem Walde zu.

Ziellos irrte ich in dem meilenweiten Walde umher; wandte mich bald zur Rechten, bald zur Linken, um mich oft an derselben Lichtung wiederzufinden, die ich vor einer Stunde durchquert hatte. Ich faßte mich an den Kopf, blieb stehen, lief weiter... Was hatte ich eigentlich getan? Was wollte ich nun?... Meine Wangen glühten. Wohin jagte ich wie von Furien gepeitscht? Wer lief neben mir her? Warum läutete mein Blut wie eine Signalglocke?... Ein alter Baumstumpf erschreckte mich, daß mir das Herz

stockte. Wenn der Wind durch die Baumkronen fuhr, duckte ich mich. Ein vorragender Busch riß mir die Mütze vom Kopf, ich glaubte mich ergriffen und stolperte in rasendem Lauf, mich öfter überschlagend, den harten, glatten Abhang hinab... Meine Füße brannten, mein Atem flog. Entschlüsse jagten einander; kaum gefaßt, entrannen sie mir wieder.

Nach stundenlangem Kreuz und Quer schimmerte ein Schienenstrang vor mir auf. Ich machte keuchend halt und wartete den Morgen ab.

Ein Glockenruf verkündete den nahenden Zug.

Ich ging, um eine Fahrkarte nach Breslau zu lösen, ins nächste Wärterhaus — ach, nicht mehr allein, die leibhaftige Angst ging mit mir, das böse Gewissen, gespenstisch aus dem Boden der Untat aufgestiegen, hatte sich bereits an meine Fersen geheftet, ward mein Wandergenosse, mein Tisch- und Bettgeselle, der sich nie wieder von mir trennte."

❧

So der Fischer.

Während ich dies für euch niederschreibe, sehe ich die runde, volle Sonnenkugel purpurrot hinter dem Walde drüben versinken. Am brennenden Horizont türmen sich goldumränderte Wolkenburgen auf, aus denen Flammenscheine hervorlohen, die in mein Fenster und auf meinen Schreibtisch fallen und die weißen Gardinen blutrot färben. — — Ich muß an den Fischer denken. Armer Vogel, nun bist du gefangen und stößt dir an den Stäben deines Käfigs die Flügel wund, kannst dein ganzes schönes Leben im Kampf mit dem

Gewissen verbringen, mit der großen Stimme, die unbetäubbar ist, mit der Hydraschlange, der immer wieder ein neues Haupt entwächst, — ein trauriges Ringen, von dem du selbst bekennst: „Grausig war's, wer's nicht erlebte, ahnt's nicht. Nicht um tausend Leben möchte ich mein Leben noch einmal leben."

— — — — — — — — —

Abends.

Wundersame Abendstille. Nichts rührt sich draußen. Kein Stern flimmert. Ich bin mit dem Fischer allein. Hören wir weiter.

In Breslau stiehlt er in der Schmiedeherberge einem schlesischen Landsmann Wanderbuch und Papiere, wirft auf der Fahrt zum Norden seinen Namen Josef Galewski aus dem Zuge und zieht den neuen an: Heinrich Wentorf.

Nach langem Hin und Her, oft von Angst gemartert, von jedem gelesenen Steckbrief durchbohrt, allen Schmieden ängstlich ausweichend, das Gesicht bereits von der Scheu aller Schwerbelasteten überschleiert, gelangt er zuletzt in unsere Gegend und findet im Fischerhaus am See Arbeit.

Der verschlossene fleißige Fischerknecht gewinnt im Laufe der Jahre die Liebe der einzigen Tochter und Erbin seines Brotherrn. „Ich wehrte ab, war kühl, wortkarg, fast abstoßend, aber das schöne, gute Mädchen ließ nicht von mir, sie kam mir entgegen, wie man einen Blinden an die Hand nimmt und sich zuführt."

Schon wähnt er das böse Gewissen im Glück der

jungen Ehe begraben, aber er sollte bald erfahren, wie bitter er sich getäuscht. — Eines Morgens sitzt er am Frühstückstisch, seine junge Frau im Morgenhäubchen neben ihm, als sie mit dem heitersten Gesicht von der Welt die Frage an ihn richtet: „Sag' mal, Schatz, wer ist denn eigentlich der Josef Galewski, mit dem du dich in der letzten Nacht aber tüchtig herumgebalgt hast? Mehrmals hörte ich dich laut aufschreien..."

Weiter kam sie nicht.

Auf den Tod erschreckt, die Augen weit aufgerissen, am ganzen Leibe bebend, springt er auf und schleudert seinen Stuhl hinter sich mitten ins Zimmer und stürzt besinnungslos hinaus. — Draußen vor der Tür ringt er nach Fassung, glättet sein entstelltes Gesicht, rafft in der Eile alle Kräfte zusammen und tritt mit der sicheren Miene eines Schauspielers wieder ins Zimmer zurück. Es gelingt ihm, den aufsteigenden Argwohn der jungen Frau mit lächelnd erzwungenen Scherzworten, die er in spielerischer Launigkeit wie lose Papierschnitzel um sich wirft, zu überschütten und unter Umarmungen und Küssen zu besänftigen.

Aber der böse Dämon war wieder da und nahm aufs neue von ihm Besitz, „wie ein Herr, der nach langer Abwesenheit von der Reise in sein altes Haus zurückgekehrt ist."

Und nun beginnt der Kampf erbitterter als je.

— — — — — — — — —

„Drei Wege gab es für mich aus dem Labyrinth des Elends", schreibt der Fischer. „Entweder ich erstickte das Gewissen mit eigner Kraft, oder ich gab den

Kampf auf und mich der Verzweiflung preis, oder ich rettete mich mit Hilfe eines anderen."

Er betritt den ersten.

Er stürzt sich in die Arbeit. Seen und Äcker bringen verdoppelten Ertrag. Fabrikschlote rauchen. Es regnet Dividenden. Mit Staunen sieht der Fischer, wie das Kapital mit der Unermüdlichkeit einer Dampfwalze Tag und Nacht für den Menschen zusammenscharrt.

Aber soviel er auch arbeitet, ackert, fischt, im Getöse der Maschinen steht, mit den Aktionären rechnet, er kommt nicht zur Ruhe. Die süße Müdigkeit, der Balsam, der aus der Arbeit quillt, bleibt seinen Lidern fern. Schlaflos wälzt er sich im Bett, Zahlenräder kreisen im wachen Hirn, und oft, während ein leises, heiliges Atmen durchs Haus geht, steigt er, um sein Weib und seine drei Kinder nicht im Schlaf zu stören, aus dem Fenster und durchstreift ziellos die vom Mondlicht übergossenen Wälder oder liegt traumwachend im treibenden Boot, auf den Rücken hingestreckt und stundenlang in den gestirnten Himmel starrend. — Der See war wieder sein einziger Freund, der seine Klagen geduldig anhörte, aber er antwortete nicht, „denn ein See hat wohl einen Mund zum Verschlingen, nicht aber zum Trösten." —

— — Der Fischer ist unglücklich. Immer die Maske in der Hand, der mißtrauischen Welt sein wahres Gesicht zu verbergen, fühlt er sich von diesem traurigsten aller Komödienspiele so leer und haltlos, so in sich gespalten und mit sich uneins, daß er am liebsten

von sich selber abgerückt wäre, denn „nur der Gute achtet sich, der Böse nicht".

Seine Seele gleicht einem steuerlosen Schiff, das hierhin und dorthin schwankt.

Als er jemanden die Unterlassung einer guten Tat der Begehung einer bösen gleichstellen hört, sagt er sich: „Dann müssen doch auch viele gute Werke ein einziges böses auslöschen können", und er beschließt, sich den Namen eines öffentlichen Wohltäters zu verdienen.

Aber mit Undank überschüttet und sogar persönlich verdächtigt, zieht er sich wieder von den Menschen zurück, ja, er gerät in seiner Vereinsamung zuletzt in eine solche Mißstimmung wider alles, wider Gott und Menschen, daß er, die geballte Faust zum Himmel hinaufstoßend, wie ein wildes Tier brüllt: „Hast du, Unheimlicher da oben nicht an dir selber genug? Was schert dich so ein Wurm wie ich? —" Erst ein Wort seiner Mutter bringt ihn zur Besinnung: „Wer Gott flucht, flucht sich selber."

So vergehen die Jahre.

An nichts hat er seine Freude. Unter jeder Blume fürchtet er die Schlange. Er beneidet die alten Fischerknechte, die in ihren hohen Wasserstiefeln mit gelassenem Schritt und zufriedenem Gesicht dem Abendbrot und dem Nachtschlaf zuwanken. Das jauchzende Spiel seiner im Garten sich tummelnden Kinder tut ihm weh. — „Keine Rettung!" steigt es zuweilen hoffnungslos in ihm auf.

— — — — — — — — —

In dieser Verzweiflung erreichte ihn eines Tages das in einer Zeitung gelesene Wort eines griechischen Philosophen, der auf die Frage, wozu ihm die Philosophie genützt habe, die Antwort gab: „Zur Kunst, mit mir selber fertig zu werden."

„Was," ruft der Fischer aus, „was sagt er? Zur Kunst, mit sich selber fertig zu werden? Das ist's ja, was ich brauche, eine solche Kunst suche ich gerade" — und das Studieren beginnt.

Er bestellt, liest, verschlingt Zeitungen und Zeitschriften aller Art, Broschüren über moderne Menschheitsfragen, populäre Einführungen in Philosophie und Naturwissenschaft, er vergräbt bis tief in die Nacht hinein den Kopf in die gehöhlten Hände, zerwühlt sein noch volles, ergrauendes Haar und pflügt Furchen in die breite Stirn. Hohe Regale füllen sich mit Büchern. Mit dem Mut eines Verzweifelten, der auf Tod und Leben mit den Wellen ringt, liest er und liest und liest.

Aber je mehr er liest, um so drückender und beängstigender lastet das Chaos des Gelesenen auf ihm, und inbrünstig schaut er sich nach einem Führer um.

Er findet ihn in dem jungen Lehrer, der mir die „Beichte" übergab.

Es ist rührend zu lesen, wie der unglückliche Mann, von Ehrfurcht vor der Erhabenheit des menschlichen Wissens ergriffen, an der Hand seines Mentors, wie Dante an der Seite des Vergil, alle Himmel der Erkenntnis durchwandelt, wie er mit staunendem Auge durch die weiten, luftigen Hallen der Geschichte schrei-

tet; er macht halt vor den Dichterschöpfungen der großen Geister aller Zeiten und Zonen wie vor erleuchteten Wunderbauten und findet sich dank seiner natürlichen, durch die tägliche Übung gesteigerten Fassungskraft nach und nach selbst in den verschlungenen Irr- und Wandelgängen der philosophischen Denksysteme zurecht.

So eignet er sich im Laufe der Jahrzehnte die Denk- und Sprechweise der höheren Bildungsstände zum vollen, ungehinderten Besitztum an, und ich bin erstaunt, wie dieser Mann in seiner „Beichte" unsere schöne deutsche, von ihren eigenen Kindern noch immer so über alle Maßen gröblich behandelte und vernachlässigte Muttersprache meistert und sie zu dem macht, was sie ist und sein soll, zum Seeleninstrument, auf dem die Menschenseele in reinen Akkorden ihre tiefsten Weisen spielt.

Auch ins Reich der Kunst hat er Abstecher gemacht, aber das goldne Tor der Schönheit bleibt ihm verschlossen.

Er sieht Böcklins Selbstbildnis. In welcher Vertraulichkeit der Tod seine Knochenhand dem Künstler auf die Schulter legt und ihm etwas lauschig Seliges ins Ohr zu flüstern scheint. „Was würde er dir sagen?" raunt es in ihm... Fort, fort mit dem Bilde! — In Sascha Schneiders Bildermappe stößt er auf den gefesselten Menschen, um dessen Fuß ein Drache seine horngrauen, spitzen Krallen schlingt. „O, die immerwachen, gräßlichen Augen des geschwänzten Ungeheuers... Fort,

fort!..." — Er sieht Jesus mit seinen Jüngern, den Petrus neben sich, durchs Kornfeld schreiten. Die reinen Gestalten sagen ihm nichts, er sucht Judas und findet ihn nicht... Fort, fort...

„Ach," seufzt der Fischer, „nur aus einem ungetrübten Spiegel strahlen Natur und Kunst ihre reinen Bilder, ein zersplitterter wirft nur Zerrbilder. Alle Künste sind liebliche Blumen im Lebensgarten, sie erfreuen, aber sie sättigen nicht. Man führe einen Hungernden durch alle Paläste der Kunst, in seinem Auge brennt nur die eine Frage: ‚Ist hier nicht in der Nähe ein Speisehaus?'"

Vom Kirchturm schlägt es zehn. Mein Städtchen liegt schon in den Federn. Ich will auch zur Ruhe gehen. Morgen in der Frühe mehr. Ihr wißt, ich bin Frühaufsteher. Ich war's immer und priese mein Leben schon lebenswert, wenn's mir nichts weiter geschenkt hätte als das Frührot seiner Morgenstunden.

Also bis morgen. Gute Nacht!

— — — — — — — — —

September 1913.
Morgens.

Ich fahre fort.

Wiederum vergehen die Jahre. Sein Äußeres verändert sich zusehends. Das vom Scheitel aufkrausende Haar lichtet sich. Graue Ringe legen sich um die Augen. Die Stirnfurchen werden tiefer und kreuzen sich in schmalen Linien an den Schläfen. Die Haltung wird

gebeugter. Der Fischer macht den Eindruck eines Mannes, der eine schwere Last zu tragen hat.

Er liest am liebsten noch immer in einem neuerbauten Pavillon, seinem „Turm des Schweigens“, der von halber Gartenhöhe auf See und Wälder herabblickt.

— — Und wieder springt er eines späten Abends vom Stuhl auf, hält einen Augenblick den Atem an, läuft im Zimmer umher, schwingt ein erst kürzlich erschienenes und von seinem Buchhändler ihm zugestelltes Buch wie eine Fahne über seinem Kopfe... steht still, blättert in dem Buch und liest sich immer wieder mit pathetischer, fast schreiender Stimme eine Stelle vor, die so endet: „Also es bleibt dabei: Gott ist tot, für immer tot. Fort mit dem veralteten, verrosteten Begriff aus dem Gedankeninventar der Menschheit und die Flügel frei! Das All gehört uns. Fort mit Gott!... ‚Zeit‘, ‚Leben‘, ‚Unendlichkeit der Kraft‘ ist Gott! In Ewigkeit. Amen.“

„Ah,“ ruft er aus, „liegt die Sache so? Der ist tot und ‚Zeit‘, ‚Leben‘, ‚Unendlichkeit der Kraft‘ ist Gott?... Ah, mit so einem Gott will ich schon fertig werden, und wenn ich zehn Morde auf dem Gewissen hätte. ‚Zeit‘, ‚Leben‘, ‚Unendlichkeit der Kraft‘ — so ein Gott hat keine Zähne, mich zu beißen, keine Hand, mich vor ein Tribunal zu schleppen.“ — Er wirft sich erschöpft in einen Sessel. „Gibt es aber keinen Gott,“ fährt er mit erhobenen Armen und wie zu sich selber sprechend fort, „so gibt es auch kein Gewissen, denn das Gewissen ist... ist? nein, soll Gottes Stimme in uns sein... Gibt es keinen Gott, der ihn geschaffen,

dann ist der Mensch, wie dies Buch besagt, nichts weiter als ein Niederschlag aus dem Dasein aller seiner Lebensvorgänger bis in die fernste Urzeit zurück, nichts als ein Produkt von Heimat, Erziehung, Begabung und all den anderen Faktoren, die außerhalb seiner liegen, ... dann ist er auch nicht frei im Willen und jede sittliche Verantwortung hört auf ... dann handelt der Mensch in einer steten Zwangslage, er muß handeln wie er handelt, er mag wollen oder nicht ... es gibt kein Verbrechen mehr und also auch keine Strafe. Du dumme Angst! Dir ist der Grund entzogen. Stimme, du Stimme in mir, höre deinen Spruch: ‚Du bist tot! Und ich bin frei!'"

So rast und redet der Fischer auf sich ein. Wie ein Halleluja hallt das erlösende: Gott ist tot! durch seine Seele. Bis in die Nächte hinein hören die stummen Wände seines Lusthauses, der schlafende See, die einsamen Wälder die frohe Botschaft von dem toten Gott. Alle Register der Beredsamkeit zieht er auf, um diesem toten Gott die Totenmesse zu halten und sich und seiner Seele die Wahrheit seiner neuen Botschaft zu beweisen. Er beruft sich dabei auf Kopernikus und auf die Naturwissenschaft, auf Philosophie und Vernunft und nennt das Gewissen einmal über das andere eine Selbsttäuschung, eine Erfindung von Schlauköpfen oder Feiglingen.

— — Aber soviel er auch im Zimmer, am See entlang, im Wälderdickicht umherstürmend in langen Monologen auf sich einredet, die Selbsthypnose versagt. Immer lärmender pocht das Gewissen an die inneren Wände. Er hört ganz deutlich die große Stimme

zu ihm sagen: „Ob Kopernikus der Erde ihre Zentralstellung im Weltensystem genommen, ob die mechanistische Weltbildung oder die Abstammungslehre durchaus der wissenschaftlichen Erkenntnis entspricht oder nicht, was geht mich Kopernikus an, was kümmern mich alle Systeme und Theorien, was all die Monaden, Atome, Moleküle, Energien, Entelechien und ähnliche Dinge, von denen die Menschen reden, als hätten sie sie gesehen und in Händen gehabt: Ich bin da und bleibe da und die sittliche Weltordnung ist da und Gott ist da — und wer gegen seine Ordnung verstößt, der muß büßen."

„Und soviel ich auch", fährt der Fischer fort, „dagegen zeterte, umherlief, arbeitete, grübelte, ob ich hundertmal die Welt für Schein, ja für einen einzigen großen Schwindel erklärte, es half mir alles nichts, vor der Wucht des Tatsächlichen mußte ich die Segel streichen. Diese unsichtbaren Mächte sind da, niemand redet sie hinweg. Das fühlte ich damals. Und heute füge ich hinzu: Wenn dieselben Menschen, die das Gewissen leugnen, sich mit einem einzigen Meineid oder gar Mord belastet hätten, sie leugneten es nicht mehr, denn sie lernten, wie ich, Gott und Gewissen aus Erfahrung kennen. Erfahrung aber beruht auf Tatsache, Tatsache ist Bejahung und Bejahung Widerlegung der Verneinung. Selbst wenn scheinbar alle Instanzen der Logik gegen mich und nur die nackte, kahle Tatsache für mich spräche, so wäre diese die Siegerin, die alles niederwirft."

— — — — — — — — —

Abends.

Ich lasse zum Kummer der alten Sophie im Kamin noch einige Scheite auflegen. Wenn's euch recht ist, Freunde, begleiten wir den Fischer auf seiner Dulderbahn noch eine Strecke weiter — dem Ausgang zu.

— Der Fischer altert sichtbar. Die schattigen Täler um die Augen vertiefen sich. Zum Skelett abgemagert, mag er sich des Morgens kaum noch im Spiegel sehen.

„Keine Rettung", steigt es immer hoffnungsloser in ihm herauf.

Mehr als einmal steht er am See an einer hohen Uferschräge und ruft sich verzweifelt zu: „Spring dem Schmied nach! Ein Tod hebt den anderen auf und die Qual hat ein Ende... Aber ist es auch so? Bleibt die Seele unten im See liegen? Oder... oder..." Und er läuft den Hügel hinab und einmal sogar dem gerade des Weges kommenden Gendarm in die Arme, daß er zitternd und keuchend zu Boden fällt.

„Sie sind krank, Herr Wentorf", sagt ihm der Gendarm. — Ohne Antwort, wie ein Raubtier. das den Sprung verfehlte, schleicht er scheu in sein Haus.

Dann wieder flackert der Wille zum Leben in ihm auf. Er fährt mit seiner Frau in die Stadtkirche, aber eine Predigt über Kains Brudermord hält ihn für immer von ihr fern. —

Er folgt einem alten Händler in den Sektensaal der Stadt. Man steckt die Köpfe zusammen, häkelt Vermutungen, spinnt Gerüchte, aber was kümmert's den Beerensucher, der, gleichviel wo, die Labung zu finden hofft. — Es gefällt ihm, daß Männer und

Frauen des Abends im Arbeitskittel neben ihm sitzen und schlichte Leute offen aussprechen, wie ihnen ums Herz ist; er fühlt sich angeweht vom Schauer des Gebets, der über die gesenkten Köpfe der Andächtigen hinschwebt. — Weniger gefällt ihm eine Baronin aus der Nachbarschaft, die ihre salbungsvollen Reden mit dem Ausruf: „O, wie sind wir selig!" zu unterbrechen pflegte — und sein Mißtrauen wächst, als er hört, daß sie ihre Umgebung nicht beseligt, ihre Kinder vernachlässigt, ihren Mann das eheliche Glück außer dem Hause suchen läßt und die Dienstboten auf ihrem Gutshof wie in einem Taubenschlag aus- und einfliegen. —

Und als er hier manches von dem, was in der Welt als Sünde umherschleicht, in anderen Kleidern wiederfindet und manche Sektenleute hochmütig eng gegen andere und gleichgültig gegen alles höhere Geistesleben, Wissenschaft, Kunst und die heiteren Freuden der Geselligkeit sieht, fühlt er sich als Wildling in diesem Weinberg Gottes und bleibt fern.

„Nicht jedes Korn wächst auf jedem Acker," meinte ein Nachbar, „aber alle sind sie Kornarten Gottes."

Der Fischer betritt den letzten der drei Wege.

Die Hilfe naht.

Eines Tages ist er nach Hamburg hinaufgefahren — hinauf, sagen die Holsteiner, statt hinunter, hinauf wie zu einer Stadt froher Erwartung... Jerusalem, Mekka...

Der Fischer liebt die schöne Seestadt, und doch ist er jedesmal froh, wenn er sie wieder im Rücken hat.

Eine geheime Angst begleitet ihn über den Jungfern-steg, über den Markt, an der Börse. Kommt nicht plötzlich ein Schutzmann, ihm die Hand auf die Schulter legen und ihm leise zuflüstern: „Sie sind verhaftet!" oder ein ehemaliger Landsmann oder gar ein Sohn der [illegible] tritt aus der Menge hervor und ihn er-kennt [illegible]: „Was, Schmidt, Sie leben noch? Hilfe, Hilfe!... Mörder, Mörder!" — —

Den spät Heimkehrenden empfängt die Frau mit besorgter Miene an der [illegible] Haustür. Der einzige Sohn ist plötzlich am Nervenfieber erkrankt. Der Arzt ist gerufen und hat [illegible] gemacht. — — — Wochenlang sitzt der Fischer händeringend am Bett des Jünglings. Die Krankheit erscheint ihm als Gehilfin „der Stimme", als ein „drittes Wesen", das gekommen ist, ihn zu ängstigen und zu strafen.

Er kann sich kaum noch auf den Beinen halten. Wie ein wandelndes Gerippe schleicht er umher.

Da tritt eines Morgens der Arzt in sein Zimmer und sagt ihm mit weicher Stimme: „Haben Sie Mut, Herr Wentorf. Die Krisis ist überstanden. Ihr Sohn wird genesen."

Keines Wortes mächtig, am ganzen Leibe bebend, tastet sich der Fischer, sobald ihn der Arzt verlassen, mit krampfhaft zitternden Händen zur Tür, verschließt sie..., läßt sich am Lehnstuhl auf die Knie nieder, ... schiebt die abgemagerten Finger ineinander ... und dankt Gott für die Rettung seines Kindes. Tränen rinnen ihm über die bleichen Wangen. Ihm ist, als ob eine warme Welle über sein eiskaltes Herz riesele.

Hören wir ihn zum Schluß selber erzählen:

„Als ich mich erhob, fiel es mir wie Schuppen von den Augen, wie wenn in ein dunkles, verlassenes Zimmer plötzlich ein Lichtstrahl fällt.

Die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit standen vor mir. Alle irdischen Dinge werden, ob erkannt oder nicht, von der Gerechtigkeit bewohnt. Das Gute trägt wie das Böse seinen Lohn in sich. Jede einfachste Lüge, einmal den Lippen entflohen, schleppt eine Kette von Lügen hinter sich her, verstrickt sich, häuft die Verantwortung, wischt das Rot der Scham von den Wangen, läuft weiter und fällt plötzlich um. Jede böse Tat ist unverwischbar, niemand löscht sie aus oder zertritt sie, wie niemand seinen Schatten zertritt — sie ist brutal und verändert ihr Gesicht nie, ihr Blick ist hart und ihre Züge sind starr. Ihre Folgen sind unberechenbar, stehen außerhalb des menschlichen Machtkreises wie der ins Weite entsandte Pfeil. Ob ich bereue oder nicht, der Schmied bleibt ermordet. — Nicht die Wirkung einer Tat, nicht ihr Wert, nur ihre Wertung kann sich ändern. Nur die Barmherzigkeit greift der Gerechtigkeit in den Arm, nur die Liebe kann die Strafe aufheben, die Tat als gesühnt, als außer Wirkung gesetzt erklären. Nur Gott kann vergeben.

Wie es kam, weiß ich nicht: ich griff zur Bibel und ward ergriffen.

Ich war bisher, was ich auch tat und wie ich auch rang, nicht zur Ruhe gekommen. Das Gesetz verdammte mich. Das Gewissen schleppte mich täglich vor den Richter. Die Natur, so schön sie auch ist, kennt kein Erbarmen, Gutes und Böses pflegt sie mit glei-

Eine geheime Angst begleitet ihn über den Jungfernstieg, über St. Pauli, an den Hafen. Konnte nicht plötzlich ein Schutzmann ihm die Hand auf die Schulter legen und ihm leise zuflüstern: „Sie sind verhaftet!" oder ein schlesischer Landsmann oder gar ein Sohn der Schmiedsfrau sich aus der Menge lösen und ihn erstaunt fragen: „Was, Galewski, Sie leben noch? Hilfe, Hilfe!... Mörder, Mörder!" — —

Den spät Heimkehrenden empfängt die Frau mit besorgter Miene an der lichterhellten Haustür. Der einzige Sohn ist plötzlich am Nervenfieber erkrankt. Der Arzt ist gerufen und hat die Achseln gezuckt. — — — Wochenlang sitzt der Fischer händeringend am Bett des Jünglings. Die Krankheit erscheint ihm als Gehilfin „der Stimme", als ein „beseeltes Wesen", das gekommen ist, ihn zu ängstigen und zu strafen.

Er kann sich kaum noch auf den Beinen halten. Wie ein wandelndes Gerippe schleicht er umher.

Da tritt eines Morgens der Arzt in sein Zimmer und sagt ihm mit weicher Stimme: „Haben Sie Mut, Herr Wentorf. Die Krisis ist überstanden. Ihr Sohn wird genesen."

Keines Wortes mächtig, am ganzen Leibe bebend, tastet sich der Fischer, sobald ihn der Arzt verlassen, mit krampfhaft zitternden Händen zur Tür, verschließt sie..., läßt sich am Lehnstuhl auf die Knie nieder, ... schiebt die abgemagerten Finger ineinander... und dankt Gott für die Rettung seines Kindes. Tränen rinnen ihm über die bleichen Wangen. Ihm ist, als ob eine warme Welle über sein eiskaltes Herz riesele.

Hören wir ihn zum Schluß selber erzählen:

„Als ich mich erhob, fiel es mir wie Schuppen von den Augen, wie wenn in ein dunkles, verlassenes Zimmer plötzlich ein Lichtstrahl fällt.

Die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit standen vor mir. Alle irdischen Dinge werden, ob erkannt oder nicht, von der Gerechtigkeit bewohnt. Das Gute trägt wie das Böse seinen Lohn in sich. Jede einfachste Lüge, einmal den Lippen entflohen, schleppt eine Kette von Lügen hinter sich her, verstrickt sich, häuft die Verantwortung, wischt das Rot der Scham von den Wangen, läuft weiter und fällt plötzlich um. Jede böse Tat ist unverwischbar, niemand löscht sie aus oder zertritt sie, wie niemand seinen Schatten zertritt — sie ist brutal und verändert ihr Gesicht nie, ihr Blick ist hart und ihre Züge sind starr. Ihre Folgen sind unberechenbar, stehen außerhalb des menschlichen Machtkreises wie der ins Weite entsandte Pfeil. Ob ich bereue oder nicht, der Schmied bleibt ermordet. — Nicht die Wirkung einer Tat, nicht ihr Wert, nur ihre Wertung kann sich ändern. Nur die Barmherzigkeit greift der Gerechtigkeit in den Arm, nur die Liebe kann die Strafe aufheben, die Tat als gesühnt, als außer Wirkung gesetzt erklären. Nur Gott kann vergeben.

Wie es kam, weiß ich nicht: ich griff zur Bibel und ward ergriffen.

Ich war bisher, was ich auch tat und wie ich auch rang, nicht zur Ruhe gekommen. Das Gesetz verdammte mich. Das Gewissen schleppte mich täglich vor den Richter. Die Natur, so schön sie auch ist, kennt kein Erbarmen, Gutes und Böses pflegt sie mit glei-

cher Huld, schwingt über all ihren Kindern die Fahne der Vergänglichkeit, und ihre Parole lautet: Der Stärkere siegt. — Nur die Bibel verdammte mich nicht, zog den jammervoll Elenden an ihre Brust und führte ihn vor den Stuhl der Gnade.

Ich hatte mich alle Jahre gegen das Geständnis gesträubt, daß ich nicht imstande sei, mir selbst aus eigener Kraft zu helfen, ja, mein natürlicher Mensch hatte das Wort „Gnade" als ein Geständnis hilfloser Schwäche weit von sich gewiesen. Und nun kam die Erkenntnis und überwältigte mich: ein Ertrinkender kann sich nicht am eigenen Schopf aus dem Wasser ziehen, er ist nur durch eine fremde Hand, ein zum Tode Verurteilter nur durch Gnade zu retten. — — —

— — In unseren Wäldern steht ein Baum, die „Kronenbuche", die alle Waldbäume in der Runde überragt. Wenn den Fischer auf dem nahen Meere, den Wanderer im Tal schon das Abenddunkel umfängt, hebt sich der Wipfel dieses Baumes wie eine vom Himmel entzündete Fackel vom Abendhimmel ab.

Meine Seele weiß jetzt, wo ihre Kronenbuche steht. — Es ist still in mir geworden.

Nur einmal noch, vor wenig Tagen — es war das letztemal — vernahm ich die „Stimme", die milde zu mir sprach: „Dein Leib zerbricht. Was schadet's der Uhr, wenn das Gehäuse der Wurm zernagt? Aber die Zeit rinnt und deine Stunde naht. Schließ auf dein Herz und bekenne auch der irdischen Gerechtigkeit. Ungesühntes trägt ewigen Stachel."

Mein Brief an das Amtsgericht ist unterwegs. —

So, Freunde, nun haben wir den Fischer sicher durch die letzte Brandung geleitet. Er soll in Frieden heimgegangen sein. Alles vergeben. Die ewige Liebe waltet! ... Nun laßt uns auch zur Ruhe gehen. Es ist spät geworden. Die Eule schreit vom Scheunenfirst. Draußen auf der Diele huscht und hüstelt die alte Sophie, um sich mir bemerkbar zu machen; sie hat gewiß wieder durchs Schlüsselloch geguckt und von Arzt und krankem Hals gemurmelt. Jetzt schlürft sie wieder mit verschlafenem Tritt die knarrende Treppe hinauf.

Am Meer.

September 1913.

Drei Saiten hat die Leier, auf der der Schleswig-Holsteiner sein Heimatland besingt. Schlägt er die erste an, hört er die graue Nordsee rollen und brechen, weiße Möwen kreischen um heulende Deiche, und in der Ferne tanzende Schiffe auf schäumigen Kämmen. — Läßt er die mittlere klingen, hört er die Winde über dürre Heiden fegen, sieht aus grasigen Mooren düstere Wasserlachen wie glitzernde Sterne blinken, und in dem krausen Buschwerk schwarzgrauer Föhren pfeift ihm der Vogel sein Lied. — Schlägt er die dritte Saite an, hört er die blauen Wogen der Ostsee rauschen, die mit entzückendem Lächeln das Antlitz des

Himmels spiegelt und, selbst noch im Sterben sanft und schön, den weißen, perlenden Strand mit weichen Armen umschließt und den Fuß der breitkronigen, stahlgrauen Buchen mit tausend Küssen netzt.

Ich lasse heute die dritte Saite erklingen.

Komm, mein Harras, und du, mein Harzer Bergstock, kommt, wir wollen zur Ostsee hinab. Die Sonne lockt, der Himmel lacht, das blaue Meer ruft uns. Am Schloßtor harrt schon der Lehrer, der uns begleiten will. Kommt!

Nicht weit von meinem Schlößchen tritt der „Mühlenbach" aus dem Schloßsee und schlängelt sich in trägem Lauf durch eine breite Talmulde dem Meere zu.

Am Eingang derselben klappert noch immer die alte Wassermühle, die ich einst als Kind in ihrem ersten Jugendglanze gesehen. — Wie schön sie damals war! Ich stand dabei, wie die schmucke, blutjunge Mühle zum erstenmal ihre blanken Schaufelarme ins Wasser schlug, daß es quirlte und schäumte wie in einem stürzigen Gebirgsbach.

Fast täglich ging ich zu ihr, denn den Mühlen und Schmieden gehörte von je mein Herz. Wie oft lauschte ich ihrem melodischen, träumerischen Walzen und Knarren.

„Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und schaut' dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu."

Heute ist ihr Glanz verwischt, ihr Kleid geflickt, ihr Haar zerknüllt. Sie keucht und stöhnt, als wollte sie sagen: „Ich mag auch nicht mehr, schlagt mich lieber tot, Menschen, wie ihr meine Schwester dahinten auf dem Mühlenberg totgeschlagen habt. Die Zeit ist für uns Mühlen vorüber, was soll ich meinem Brotherrn, dem Bach, noch zur Last fallen?" Und auch der Bach selbst erscheint mir älter geworden, und mit unwirschem Gesicht schleicht er unter Weiden und Erlen müde dahin.

Als wir die Stadt im Rücken hatten und an dem „Mühlenberge" vorüberkamen, erzählte mir der Lehrer die Geschichte der Windmühle, die in meiner Kindheit noch auf dem kahlen Hügelrücken stand — eine Ballade in Prosa:

„Dort oben wohnte einst," begann er, „der weit und breit bekannte Hügelmüller, ein behäbiger, untersetzter Mann mit kurzem, stämmigem Hals, ein wenig nach außen gebogenen Beinen und einem breiten, gutmütigen und zufriedenen Gesicht, das alle alten Fabeln von der Unehrlichkeit der Müller Lügen strafte. Wenn ein steifer Wind über den Mühlenberg strich, daß die Flügel kreischend hintereinander herliefen und man jeden Augenblick glauben konnte: jetzt haben sie sich! stand der Müller am liebsten in seiner Haustür und hatte, die Hände in die sackigen, mehlbestaubten Hosentaschen gesenkt, seine Freude an der knarrenden, tanzenden Mühle — und je toller die Winde, um so lustiger.

„Wer den Wind nicht auf dem Mühlenberge singen hörte," pflegte er zu sagen, „der weiß nicht, was Musik ist."

Aber eines Tages war des Müllers Ruhe dahin. Großstadtleute, die schon so viel Unheil auf dem Lande angerichtet, waren ins Städtchen gekommen. Man fing an, wie die Ameisen hin und her zu laufen, das Tal auszumessen, den Boden aufzuwühlen, Kalk, Mörtel und Mauersteine unter lautem Getöse herbeizuschaffen, und bald erhob sich vor den Augen des Müllers ein düsteres, massiges Gebäude, eine Dampfmühle.

Hohe, erzumpanzerte Schornsteine mit spitz in die Luft stechenden Blitzableitern drohten wie von unsichtbaren Riesenfäusten erhobene Keulen zum Hügel hinauf, und eines Morgens stürzten sich die ersten schwarzen Rauchgeschwader pustend und schnaufend auf seine Mühle.

Es half ihm nichts, daß er sich die Nase zuhielt und die Türen seiner Mühle verschloß, daß er die Ausbrüche seines Ingrimms wie spitze Wurfspeere auf die Dampfmühle herniederschleuderte, daß er die Verhaßte in hellster Verzweiflung einen fauchenden Teufel nannte, dessen Gestank meilenweit in der Runde zu verspüren sei, das rauchende Ungetüm kehrte sich nicht daran.

Aber das Schlimmste war, daß die Bauern, wie es so geht, vom Reiz der Neuheit betört, fortan ihr Korn in die Dampfmühle fuhren. Es währte nicht lange, so flatterte ein lustiger Wind über den Hügel, aber die Windmühle stand.

„Das ist ja nicht möglich!" rief der Müller aus. „Herr Gott im Himmel, gibt es denn keine Gerechtig-

keit und keine Dankbarkeit mehr auf der Welt? oder sind die Bauern verrückt geworden?"

Der Anblick der toten Mühle, deren Arme schlaff und leblos herunterhingen, griff ihm in die Seele.

Tagelang sah man ihn wie einen Wahnsinnigen um die Mühle laufen und hinter ihm her die kleine, dicke Müllerin, die man selbst an heißen Sommertagen mit dicken wollenen Röcken umhangen sah, daß sie, wenn ihr der Zugwind unter die Kleider fuhr, wie ein aufgeblasener Ballon über den Hügel schwebte.

— — Verzweifelt reden und bereden sich die beiden Alten, sinnen hin und her, klagen, weinen, fassen sich an den Kopf.

Endlich ist der Entschluß gefaßt. Der Müller kratzt aus allen Winkeln und Kasten seine flüssige Barschaft zusammen und läßt sich von einem auswärtigen Geschäftsfreunde eine Anzahl Fuder Korn kommen. „Inzwischen," meint er, „werden die törichten Bauern wohl zur Vernunft gelangt sein."

Aber die Bauern kommen nicht; das Korn ist vermahlen, und die Mühle steht wieder.

Eine unsägliche Traurigkeit packt den Müller.

„Mutter," sagte er, seine Frau an beide Hände fassend, „wir sind verloren. Wenn unsere Mühle nichts mehr zu beißen hat, müssen wir auch verhungern; was sind wir ohne sie?"

Unter vielen Tränen und Umarmungen beschließen sie zu sterben und besiegeln diesen Entschluß mit einem langen Kuß.

Schon wollen sie sich in ihre Kammer begeben, um, auf ihre Bettstatt hingestreckt, dem Tode entgegenzu-

hungern, als der Müller, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, noch einmal in seine Mühle läuft.

An den hohen Festtagen hat er als guter Christ stets die Flügel seiner Mühle in die „Freudenschere" gelegt. „Meine Mühle soll auch die großen Taten Gottes loben", hatte er gesagt. Jetzt ergreift er die Ziehschnur und ohne zu wissen, was er beginnt, legt er die Flügel, wie am Karfreitag, in die Trauerschere, was in der Mühlensprache so viel heißt als: „Mein Müller hat die Augen geschlossen, trauert mit mir!"

Bald verbreitet sich das Gerücht, der Müller sei tot. Man schleicht ums Haus, legt das Ohr an die geschlossenen Fensterläden, horcht und hört deutlich ein mit Schluchzen untermischtes Sprechen. Man klopft. Niemand öffnet.

Ein Gutsbesitzer, der dies Gerücht vernommen und Mitleid mit dem armen Müller fühlte, läßt in aller Eile drei Wagen mit Korn beladen und auf den Mühlenberg fahren.

„Heda, Müller, macht auf!" ruft der Gutsbesitzer, indem er mit kräftiger Faust am Türgriff rüttelt. „Vor der Mühle halten meine drei Wagen mit Weizen beladen und kein Müller sichtbar."

Man hört drinnen leises Sprechen, trippelnde Schritte... und in der geöffneten Haustür erscheint der Müller, wie ein Betrunkener auf den Beinen taumelnd.

„Zum Donner noch mal zu!", poltert der Gutsbesitzer in erheucheltem Zorn, „eine schöne Wirtschaft das! Wann hätte je ein rechter Müller bei blasendem Winde bis in den hellen Mittag hinein geschlafen und

seine Kunden warten lassen? Seht hin," ruft er aus, mit der Peitsche auf seine Gespanne weisend, „da stehen meine Wagen, eure Mühle hat das Korn gesehen, zum Donner noch, sie will ihr Futter haben."

Da flammt es im Auge des Müllers auf und mühsam schleppt er sich, vom Gutsbesitzer unterstützt, in die Mühle. Man hilft ihm die Säcke auf den Rumpf gießen, und bald vernimmt man das Knarren der Räder und das pfeifende Rauschen der Flügel. — Der Müller weiß nicht, wie ihm geschieht. Er tritt vor die Mühle hinaus, und als er die Flügel sich lustig im Winde drehen sieht, schlägt er beide Hände über dem Kopf zusammen und weint vor Freude.

„Du da oben," bricht er, die Hand zum Himmel aufgestreckt, schluchzend hervor, „das vergesse ich Dir nie."

— Der Gutsbesitzer verließ den Müller nicht, und bald stellten sich auch die Bauern wieder ein.

Als aber der alte Müller gestorben war, sah die Mühle harte Tage. Der Wind, der seine Arbeit haben will, zauste an ihrer Haube und zerrte so lange an den Flügeln herum, bis das hagere, blutlose Gerippe wie ein Gespenst auf dem Hügel stand und zuletzt unter den Hammer kam.

Wir gingen eine Zeitlang stumm nebeneinander her.

„Es ist die alte Geschichte", unterbrach ich das Schweigen. „Die weißen Müller müssen den Gerbern nach in die Städte, der Dampf hat ihnen das Wasser abgestochen. Das ist das Tragische an den Segnun-

gen der Kultur, daß sie gibt und nimmt mit der gleichen Hand; sie hordet die Menschen in die großen Städte, raubt ihnen die freie Bewegung, den frischen Blick ins Weite, die rauschenden Wasser, die lustigen Hügel mit den klappernden Mühlen und gibt ihnen dafür totes, klingendes Metall."

„Sie sprechen dasselbe aus," meinte der Lehrer, „was ich gestern noch in dem köstlichen Buche unseres Landsmannes Theodor Möller, „Das Gesicht der Heimat", las.

„Das ist der Fluch der Kultur," sagt Möller, „daß sie nicht geben kann, ohne zu nehmen... daß sie die Seele tötet für die ideellen Werte und ein Geschlecht großzieht, das nur noch rechnen und messen kann, bei dem die erste Frage lautet: „Wieviel?"... Die Mühlen zerfallen und viele Gegenden sind ihres schönsten Schmuckes beraubt. Man drückt dem Gesicht der Landschaft die lachenden Augen aus und bezahlt ihre Blindheit mit Mammon... mit Geld!..."

Am Kreuzweg trennten wir uns.

Der Bach bog links ab und zog sich in zahlreichen Schleifen durch schilfige Wiesen an den Dünen entlang, bis er durch eine sumpfige Niederung den Weg zum offenen Meere fand und geräuschlos im Schooß seiner Mutter versank. Der Lehrer schritt dem vor uns liegenden, von mächtigen Silberpappeln überdachten Stranddorf zu, und ich stieg mit Harras die Dünen hinan.

Noch einige Schritte — und vor mir lag meine blaue Ostsee im stillen Mittagsglanz. Alle Winde

schliefen. Die Septembersonne leuchtete warm und mild.

„Weites, unbegrenztes Meer," sprach ich bei mir, „wer malt die Bilder aus, die du uns in die Seele wirfst? So oft ich dich sah, in immer gleicher Bewunderung stand ich vor dir. Immer neu ist dein Antlitz, in immer neuen Zungen redest du zu uns. Raum und Zeit lösest du in Unendlichkeit auf, und wie träumend bildest du in dir das All und seinen Himmel nach. — Flimmernde Netze tanzen auf deinem breiten Silberrücken, den kein Windhauch kräuselt. Ruhige Heiterkeit verhüllt die Dämonen der Tiefe. Kaum hörbar murmeln die Wellen ans Ufer heran, ich sehe von fern ihr Sterben im weißen Sande, als tue der Pendel der Weltenuhr seine letzten Schläge... In ziellose Weite zieht mich die Sehnsucht. Ich bin nicht allein. Die mich einst liebten, sind bei mir. Auch der Vater, mit dem ich so oft zum Strand hinabstieg.

Aber nicht immer lagst du so friedlich, so weich hingedehnt, wenn ich zu dir kam, mein Meer, schmeicheltest nicht immer dem Ohr mit sanften Rhythmen. Oft sah ich deine schwellenden Glieder sich wölben, wenn des Nordwinds grollender Atem Täler und Hügel pflügte und die aus der Weite rollende Dünung klirrend wie brechendes Glas am Ufer zersprang... Wie erschrockene Kinder standen wir, wenn der Wintersturm deine Grundsäulen packte, die aus der Tiefe heraufgewühlten Wasser gegen die Felsen und die breiten Sohlen der Strandbuchen schleuderte und die zu Staub zermalmten tosenden Brecher dem Himmel höhnisch lachend ins Gesicht warf. — Lieblicher war's in

Sommertagen, wenn dir die aus deinem Schoß aufsteigende Sonne, einer flammenden Feuersbrunst gleich, schillernde Straßen bahnte oder der Abendwind spielend über deine Wasser glitt und die bläulichen Wogen dunkler färbte ..."

In der Ferne wehten die Rauchfahnen großer Dampfer, die nach Norden zielten. Mein Vater erzählte beim Anblick der Schiffe gern von Seeräubern und alten Seefahrern, Störtebeker, Hans Brömsen, de Ruyter, Kolumbus ... von den Phöniziern aus Tyrus und Sidon, die zur Bernsteinsuche in die Ostsee kamen, und den nordischen Wikingern, die mit ihren Schnabelschiffen unsere Küsten überfielen.

— — Mein Harras lag still und gelangweilt neben mir im Sande, dann und wann die Schnauze witternd in die Luft streckend. Einen Hund fesselt kein Meer und keine Schönheit der Landschaft, ihn binden nur die herrischen Gebote der Triebe. — Wie ganz anders der Mensch. Mir fiel der herrliche Chorgesang aus der Antigone ein: „Polla ta deina, Viel Gewaltiges gibt es auf Erden, doch das Gewaltigste ist der Mensch." Er greift mit tausend Armen ins unendliche All und holt es in sein kleines Ich herab und macht es sich zu eigen, und doch bleibt er eine Einheit für sich, ein denkendes, selbstbewußtes Wesen, das auch die Milliarden von Wassertropfen da vor sich zu einer Einheit zusammenschließt und ihr den Namen „Meer" gibt.

Ich erhob mich. Die verabredete Stunde rief mich auf den Heimweg.

Noch einmal wandte ich mich dem Meere zu. „Gewaltig bist du, o Meer," rief ich, „du bist die

sichtbare Brücke, die Länder und Völker verbindet, und doch rollst du unerforscht und allein. In deiner Einsamkeit liegt deine Größe und nur dem Einsamen offenbarst du dich und schenkst ihm deine Zauber."

Lübeck.

September 1913.

Ich mache es wie die Bienen, die erst tagelang ihren neuen Korb umfliegen und, immer ihr Häuschen in Sicht, die süßen Becher schlürfend und mit flinkem Winkelmaß die Entfernungsspannen messend, fliegen und fliegen, bis sie sich völlig eingeflogen und heimatkundig den Flug ins Weite wagen.

Ich habe mein Städtchen nach allen Richtungen hin durchstreift und bin nun ausgeflogen.

Und wohin? Nach Lübeck.

Ihr werdet euch meines Behagens entsinnen, mit dem ich euch in unserem Mondscheinklub von Lübeck, meinem Lübeck, vorplauderte und von den Wonnetagen der ersten Schwarmzeit, die man in das nüchterne Wort „Schulzeit" bündelt. Mit besonderem Nachdruck las ich euch das Kapitel aus meinem Lebensroman vor, das „Katharineum" überschrieben ist... Ich habe es fünf Jahre lang besucht, diese „hohe Schule zu Lübeck", wie man damals auf dem Lande sagte,

diese weit und breit gerühmte klassische Bildungsstatt, und habe mir am Strande der Trave unter den Augen trefflicher Meister das Boot gezimmert, das mich auf den Ozean des Lebens hinaustragen sollte.

Ja, trefflicher Meister.

Wie oft habe ich es meinen Primanern in die Seele gedrückt: „Seiner Lehrer vergessen, ist Zeichen eines schwachen, sie schmähen, eines niedrigen Charakters."

Ich bin euch bis in diese Stunde hinein dankbar geblieben, meine Lehrer. Hingabe ist die Seele aller Erziehung. Ihr gabt euch uns hin, ihr liebtet uns, zogt uns herauf zu euren Idealen und wolltet uns zu Männern machen, die ihr selber ganze Männer waret. „Auch der Wein der Tugend berauscht", sagt ein Weiser. Vorbild aber ist angeschaute Tugend, und so habt ihr uns durch Wort und Beispiel für alles Hohe und Schöne zu jener Begeisterung fortgerissen, die der Mutterschoß aller großen Taten ist... Euch danke ich's, daß ich zu jenen Glücklichen gehöre, die, wenn sie ihrer Schulzeit gedenken, wie in einen lichten, heiteren Morgenhimmel schauen, an dem die Vögel der Hoffnung leichtbeschwingt dahinschweben.

Ja, mein altes Katharineum, nie seufzend, immer nur frohgemut deiner Geistesspenden harrend, stieg ich die Stufen hinab zu deinen gewölbten, altersgrauen Klosterräumen mit den hohen Steinsäulen und den breiten Rautenfenstern, die in stille Höfe blickten.

Unvergeßlich blieb mir die Scheidestunde, als ich im Namen meiner Kommilitonen von dir, „unserer ehrbaren Mutter", „unserem geistigen Mönchsrefektorium", Abschied nahm und unserem Dank das Gelübde

gesellte: „In der Treue gegen dich uns selber die Treue zu halten."

Ich konnte nicht über mich lächeln, als mir in diesen Tagen das halbvergilbte Manuskript jener Rede wieder in die Hände fiel. Kaum 18jährig, mit dem ersten zarten Flaum auf den Lippen und mit Augen, vor denen die Zukunft schon als erträumte Wirklichkeit lag, stand ich vor der Festversammlung, die sich aus allen Ständen der Stadt zusammenzusetzen pflegte ... Ich apostrophierte nach Art jugendlicher Redner alles meiner entflammten Einbildungskraft nur Erreichbare: den Senat als Schirmherrn des freien Gedankens in der Freien Stadt, unsere Lehrerschaft als Polarstern, der dem Lebensschiffer auf allen Meeren die Richtung gibt, die alten Stadttore und Wälle als Zeugen ruhmvoller Vergangenheit, da Lübeck noch als Haupt der Hansa und Königin der nordischen Meere auf hohem Throne saß, die sieben schlanken Türme, die ehrwürdig stolz auf alte Häuser und spitze Giebeldächer herniederschauten, ja auch das Glockenspiel, Totentanz und die Apostel von St. Marien, die punkt 12 Uhr mittags hinter dem Altar wie zur Parade aufmarschierten, die Augenuhr im Dom, das Schifferhaus, das Holstentor mit seinem „concordia domi foris pax", und selbst der vielbesungene und belächelte nackte Merkur der Puppenbrücke wurde nicht vergessen.

„Lübeck," rief ich aus, „wer dich sah, sieht dich immer, wer in dir gelebt, lebt mit dir weiter... Auf deinen Gassen, alte Stadt, liegt noch der feine, graue Staub des Mittelalters, und kein Flügelschlag der Zeit wischt dir die Patina des Alters fort. Deine

„Wer den Wind nicht auf dem Mühlenberge singen hörte," pflegte er zu sagen, „der weiß nicht, was Musik ist."

Aber eines Tages war des Müllers Ruhe dahin. Großstadtleute, die schon so viel Unheil auf dem Lande angerichtet, waren ins Städtchen gekommen. Man fing an, wie die Ameisen hin und her zu laufen, das Tal auszumessen, den Boden aufzuwühlen, Kalk, Mörtel und Mauersteine unter lautem Getöse herbeizuschaffen, und bald erhob sich vor den Augen des Müllers ein düsteres, massiges Gebäude, eine Dampfmühle.

Hohe, erzumpanzerte Schornsteine mit spitz in die Luft stechenden Blitzableitern drohten wie von unsichtbaren Riesenfäusten erhobene Keulen zum Hügel hinauf, und eines Morgens stürzten sich die ersten schwarzen Rauchgeschwader pustend und schnaufend auf seine Mühle.

Es half ihm nichts, daß er sich die Nase zuhielt und die Türen seiner Mühle verschloß, daß er die Ausbrüche seines Ingrimms wie spitze Wurfspeere auf die Dampfmühle herniederschleuderte, daß er die Verhaßte in hellster Verzweiflung einen fauchenden Teufel nannte, dessen Gestank meilenweit in der Runde zu verspüren sei, das rauchende Ungetüm kehrte sich nicht daran.

Aber das Schlimmste war, daß die Bauern, wie es so geht, vom Reiz der Neuheit betört, fortan ihr Korn in die Dampfmühle fuhren. Es währte nicht lange, so flatterte ein lustiger Wind über den Hügel, aber die Windmühle stand.

„Das ist ja nicht möglich!" rief der Müller aus. „Herr Gott im Himmel, gibt es denn keine Gerechtig-

keit und keine Dankbarkeit mehr auf der Welt? oder sind die Bauern verrückt geworden?"

Der Anblick der toten Mühle, deren Arme schlaff und leblos herunterhingen, griff ihm in die Seele.

Tagelang sah man ihn wie einen Wahnsinnigen um die Mühle laufen und hinter ihm her die kleine, dicke Müllerin, die man selbst an heißen Sommertagen mit dicken wollenen Röcken umhangen sah, daß sie, wenn ihr der Zugwind unter die Kleider fuhr, wie ein aufgeblasener Ballon über den Hügel schwebte.

— — Verzweifelt reden und bereden sich die beiden Alten, sinnen hin und her, klagen, weinen, fassen sich an den Kopf.

Endlich ist der Entschluß gefaßt. Der Müller kratzt aus allen Winkeln und Kasten seine flüssige Barschaft zusammen und läßt sich von einem auswärtigen Geschäftsfreunde eine Anzahl Fuder Korn kommen. „Inzwischen," meint er, „werden die törichten Bauern wohl zur Vernunft gelangt sein."

Aber die Bauern kommen nicht; das Korn ist vermahlen, und die Mühle steht wieder.

Eine unsägliche Traurigkeit packt den Müller.

„Mutter," sagte er, seine Frau an beide Hände fassend, „wir sind verloren. Wenn unsere Mühle nichts mehr zu beißen hat, müssen wir auch verhungern; was sind wir ohne sie?"

Unter vielen Tränen und Umarmungen beschließen sie zu sterben und besiegeln diesen Entschluß mit einem langen Kuß.

Schon wollen sie sich in ihre Kammer begeben, um, auf ihre Bettstatt hingestreckt, dem Tode entgegenzu-

hungern, als der Müller, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, noch einmal in seine Mühle läuft.

An den hohen Festtagen hat er als guter Christ stets die Flügel seiner Mühle in die „Freudenschere" gelegt. „Meine Mühle soll auch die großen Taten Gottes loben", hatte er gesagt. Jetzt ergreift er die Ziehschnur und ohne zu wissen, was er beginnt, legt er die Flügel, wie am Karfreitag, in die Trauerschere, was in der Mühlensprache so viel heißt als: „Mein Müller hat die Augen geschlossen, trauert mit mir!"

Bald verbreitet sich das Gerücht, der Müller sei tot. Man schleicht ums Haus, legt das Ohr an die geschlossenen Fensterläden, horcht und hört deutlich ein mit Schluchzen untermischtes Sprechen. Man klopft. Niemand öffnet.

Ein Gutsbesitzer, der dies Gerücht vernommen und Mitleid mit dem armen Müller fühlte, läßt in aller Eile drei Wagen mit Korn beladen und auf den Mühlenberg fahren.

„Heda, Müller, macht auf!" ruft der Gutsbesitzer, indem er mit kräftiger Faust am Türgriff rüttelt. „Vor der Mühle halten meine drei Wagen mit Weizen beladen und kein Müller sichtbar."

Man hört drinnen leises Sprechen, trippelnde Schritte... und in der geöffneten Haustür erscheint der Müller, wie ein Betrunkener auf den Beinen taumelnd.

„Zum Donner noch mal zu!", poltert der Gutsbesitzer in erheucheltem Zorn, „eine schöne Wirtschaft das! Wann hätte je ein rechter Müller bei blasendem Winde bis in den hellen Mittag hinein geschlafen und

seine Kunden warten lassen? Seht hin," ruft er aus, mit der Peitsche auf seine Gespanne weisend, „da stehen meine Wagen, eure Mühle hat das Korn gesehen, zum Donner noch, sie will ihr Futter haben."

Da flammt es im Auge des Müllers auf und mühsam schleppt er sich, vom Gutsbesitzer unterstützt, in die Mühle. Man hilft ihm die Säcke auf den Rumpf gießen, und bald vernimmt man das Knarren der Räder und das pfeifende Rauschen der Flügel. — Der Müller weiß nicht, wie ihm geschieht. Er tritt vor die Mühle hinaus, und als er die Flügel sich lustig im Winde drehen sieht, schlägt er beide Hände über dem Kopf zusammen und weint vor Freude.

„Du da oben," bricht er, die Hand zum Himmel aufgestreckt, schluchzend hervor, „das vergesse ich Dir nie."

— Der Gutsbesitzer verließ den Müller nicht, und bald stellten sich auch die Bauern wieder ein.

Als aber der alte Müller gestorben war, sah die Mühle harte Tage. Der Wind, der seine Arbeit haben will, zauste an ihrer Haube und zerrte so lange an den Flügeln herum, bis das hagere, blutlose Gerippe wie ein Gespenst auf dem Hügel stand und zuletzt unter den Hammer kam.

☛

Wir gingen eine Zeitlang stumm nebeneinander her.

„Es ist die alte Geschichte", unterbrach ich das Schweigen. „Die weißen Müller müssen den Gerbern nach in die Städte, der Dampf hat ihnen das Wasser abgestochen. Das ist das Tragische an den Segnun-

gen der Kultur, daß sie gibt und nimmt mit der gleichen Hand; sie hordet die Menschen in die großen Städte, raubt ihnen die freie Bewegung, den frischen Blick ins Weite, die rauschenden Wasser, die lustigen Hügel mit den klappernden Mühlen und gibt ihnen dafür totes, klingendes Metall."

„Sie sprechen dasselbe aus," meinte der Lehrer, „was ich gestern noch in dem köstlichen Buche unseres Landsmannes Theodor Möller, „Das Gesicht der Heimat", las.

„Das ist der Fluch der Kultur," sagt Möller, „daß sie nicht geben kann, ohne zu nehmen... daß sie die Seele tötet für die ideellen Werte und ein Geschlecht großzieht, das nur noch rechnen und messen kann, bei dem die erste Frage lautet: „Wieviel?"... Die Mühlen zerfallen und viele Gegenden sind ihres schönsten Schmuckes beraubt. Man drückt dem Gesicht der Landschaft die lachenden Augen aus und bezahlt ihre Blindheit mit Mammon... mit Geld!..."

Am Kreuzweg trennten wir uns.

Der Bach bog links ab und zog sich in zahlreichen Schleifen durch schilfige Wiesen an den Dünen entlang, bis er durch eine sumpfige Niederung den Weg zum offenen Meere fand und geräuschlos im Schooß seiner Mutter versank. Der Lehrer schritt dem vor uns liegenden, von mächtigen Silberpappeln überdachten Stranddorf zu, und ich stieg mit Harras die Dünen hinan.

Noch einige Schritte — und vor mir lag meine blaue Ostsee im stillen Mittagsglanz. Alle Winde

schliefen. Die Septembersonne leuchtete warm und mild.

„Weites, unbegrenztes Meer," sprach ich bei mir, „wer malt die Bilder aus, die du uns in die Seele wirfst? So oft ich dich sah, in immer gleicher Bewunderung stand ich vor dir. Immer neu ist dein Antlitz, in immer neuen Zungen redest du zu uns. Raum und Zeit lösest du in Unendlichkeit auf, und wie träumend bildest du in dir das All und seinen Himmel nach. — Flimmernde Netze tanzen auf deinem breiten Silberrücken, den kein Windhauch kräuselt. Ruhige Heiterkeit verhüllt die Dämonen der Tiefe. Kaum hörbar murmeln die Wellen ans Ufer heran, ich sehe von fern ihr Sterben im weißen Sande, als tue der Pendel der Weltenuhr seine letzten Schläge... In ziellose Weite zieht mich die Sehnsucht. Ich bin nicht allein. Die mich einst liebten, sind bei mir. Auch der Vater, mit dem ich so oft zum Strand hinabstieg.

Aber nicht immer lagst du so friedlich, so weich hingedehnt, wenn ich zu dir kam, mein Meer, schmeicheltest nicht immer dem Ohr mit sanften Rhythmen. Oft sah ich deine schwellenden Glieder sich wölben, wenn des Nordwinds grollender Atem Täler und Hügel pflügte und die aus der Weite rollende Dünung klirrend wie brechendes Glas am Ufer zersprang... Wie erschrockene Kinder standen wir, wenn der Wintersturm deine Grundsäulen packte, die aus der Tiefe heraufgewühlten Wasser gegen die Felsen und die breiten Sohlen der Strandbuchen schleuderte und die zu Staub zermalmten tosenden Brecher dem Himmel höhnisch lachend ins Gesicht warf. — Lieblicher war's in

Sommertagen, wenn dir die aus deinem Schoß aufsteigende Sonne, einer flammenden Feuersbrunst gleich, schillernde Straßen bahnte oder der Abendwind spielend über deine Wasser glitt und die bläulichen Wogen dunkler färbte ..."

In der Ferne wehten die Rauchfahnen großer Dampfer, die nach Norden zielten. Mein Vater erzählte beim Anblick der Schiffe gern von Seeräubern und alten Seefahrern, Störtebeker, Hans Brömsen, de Ruyter, Kolumbus ... von den Phöniziern aus Tyrus und Sidon, die zur Bernsteinsuche in die Ostsee kamen, und den nordischen Wikingern, die mit ihren Schnabelschiffen unsere Küsten überfielen.

— — Mein Harras lag still und gelangweilt neben mir im Sande, dann und wann die Schnauze witternd in die Luft streckend. Einen Hund fesselt kein Meer und keine Schönheit der Landschaft, ihn binden nur die herrischen Gebote der Triebe. — Wie ganz anders der Mensch. Mir fiel der herrliche Chorgesang aus der Antigone ein: „Polla ta deina, Viel Gewaltiges gibt es auf Erden, doch das Gewaltigste ist der Mensch." Er greift mit tausend Armen ins unendliche All und holt es in sein kleines Ich herab und macht es sich zu eigen, und doch bleibt er eine Einheit für sich, ein denkendes, selbstbewußtes Wesen, das auch die Milliarden von Wassertropfen da vor sich zu einer Einheit zusammenschließt und ihr den Namen „Meer" gibt.

Ich erhob mich. Die verabredete Stunde rief mich auf den Heimweg.

Noch einmal wandte ich mich dem Meere zu. „Gewaltig bist du, o Meer," rief ich, „du bist die

sichtbare Brücke, die Länder und Völker verbindet, und doch rollst du unerforscht und allein. In deiner Einsamkeit liegt deine Größe und nur dem Einsamen offenbarst du dich und schenkst ihm deine Zauber."

Lübeck.

September 1913.

Ich mache es wie die Bienen, die erst tagelang ihren neuen Korb umfliegen und, immer ihr Häuschen in Sicht, die süßen Becher schlürfend und mit flinkem Winkelmaß die Entfernungsspannen messend, fliegen und fliegen, bis sie sich völlig eingeflogen und heimatkundig den Flug ins Weite wagen.

Ich habe mein Städtchen nach allen Richtungen hin durchstreift und bin nun ausgeflogen.

Und wohin? Nach Lübeck.

Ihr werdet euch meines Behagens entsinnen, mit dem ich euch in unserem Mondscheinklub von Lübeck, meinem Lübeck, vorplauderte und von den Wonnetagen der ersten Schwarmzeit, die man in das nüchterne Wort „Schulzeit" bündelt. Mit besonderem Nachdruck las ich euch das Kapitel aus meinem Lebensroman vor, das „Katharineum" überschrieben ist... Ich habe es fünf Jahre lang besucht, diese „hohe Schule zu Lübeck", wie man damals auf dem Lande sagte,

diese weit und breit gerühmte klassische Bildungsstatt, und habe mir am Strande der Trave unter den Augen trefflicher Meister das Boot gezimmert, das mich auf den Ozean des Lebens hinaustragen sollte.

Ja, trefflicher Meister.

Wie oft habe ich es meinen Primanern in die Seele gedrückt: „Seiner Lehrer vergessen, ist Zeichen eines schwachen, sie schmähen, eines niedrigen Charakters."

Ich bin euch bis in diese Stunde hinein dankbar geblieben, meine Lehrer. Hingabe ist die Seele aller Erziehung. Ihr gabt euch uns hin, ihr liebtet uns, zogt uns herauf zu euren Idealen und wolltet uns zu Männern machen, die ihr selber ganze Männer waret. „Auch der Wein der Tugend berauscht", sagt ein Weiser. Vorbild aber ist angeschaute Tugend, und so habt ihr uns durch Wort und Beispiel für alles Hohe und Schöne zu jener Begeisterung fortgerissen, die der Mutterschoß aller großen Taten ist... Euch danke ich's, daß ich zu jenen Glücklichen gehöre, die, wenn sie ihrer Schulzeit gedenken, wie in einen lichten, heiteren Morgenhimmel schauen, an dem die Vögel der Hoffnung leichtbeschwingt dahinschweben.

Ja, mein altes Katharineum, nie seufzend, immer nur frohgemut deiner Geistesspenden harrend, stieg ich die Stufen hinab zu deinen gewölbten, altersgrauen Klosterräumen mit den hohen Steinsäulen und den breiten Rautenfenstern, die in stille Höfe blickten.

Unvergeßlich blieb mir die Scheidestunde, als ich im Namen meiner Kommilitonen von dir, „unserer ehrbaren Mutter", „unserem geistigen Mönchsrefektorium", Abschied nahm und unserem Dank das Gelübde

gesellte: „In der Treue gegen dich uns selber die Treue zu halten."

Ich konnte nicht über mich lächeln, als mir in diesen Tagen das halbvergilbte Manuskript jener Rede wieder in die Hände fiel. Kaum 18jährig, mit dem ersten zarten Flaum auf den Lippen und mit Augen, vor denen die Zukunft schon als erträumte Wirklichkeit lag, stand ich vor der Festversammlung, die sich aus allen Ständen der Stadt zusammenzusetzen pflegte ... Ich apostrophierte nach Art jugendlicher Redner alles meiner entflammten Einbildungskraft nur Erreichbare: den Senat als Schirmherrn des freien Gedankens in der Freien Stadt, unsere Lehrerschaft als Polarstern, der dem Lebensschiffer auf allen Meeren die Richtung gibt, die alten Stadttore und Wälle als Zeugen ruhmvoller Vergangenheit, da Lübeck noch als Haupt der Hansa und Königin der nordischen Meere auf hohem Throne saß, die sieben schlanken Türme, die ehrwürdig stolz auf alte Häuser und spitze Giebeldächer herniederschauten, ja auch das Glockenspiel, Totentanz und die Apostel von St. Marien, die punkt 12 Uhr mittags hinter dem Altar wie zur Parade aufmarschierten, die Augenuhr im Dom, das Schifferhaus, das Holstentor mit seinem „concordia domi foris pax", und selbst der vielbesungene und belächelte nackte Merkur der Puppenbrücke wurde nicht vergessen.

„Lübeck," rief ich aus, „wer dich sah, sieht dich immer, wer in dir gelebt, lebt mit dir weiter... Auf deinen Gassen, alte Stadt, liegt noch der feine, graue Staub des Mittelalters, und kein Flügelschlag der Zeit wischt dir die Patina des Alters fort. Deine

Bewohner lieben deinen gedämpften Glanz. Freude am Alten und Mut zum Neuen war ja von je die Seele deiner Größe."

Also ich war in Lübeck.

Und nun laßt euch erzählen, was mich dorthin geführt. Nicht Sehnsucht nur, die Reklametrommel war's, die lärmend und zudringlich in mein Städtchen und mein Schlößchen wirbelte: „Rosenkavalier von Richard Strauß im Lübecker Stadttheater."

Einige Hörbegierige scharten sich zur Hinreise, und ich schloß mich ihnen an. Frau Musika, die Herrscherin im Reich der Lüfte, auch meine Herzenskönigin von Jugend an, lockte mich.

Während der Hinfahrt durchlief ich im Geiste die Stadien meiner musikalischen Entfaltung... wie mein Vater mir schon ganz früh die Gitarre in den Arm legte und meine Übungen auf dem armselig kleinen Spinett mit schmalen Tasten und Hängepedal leitete. „Wer auf die Reise will," meinte er, „muß sich zeitig rüsten." Meiner ersten Lehrerin, einer alten Dame mit bebänderter Haube und Papilloten an der Schläfe lief ich fleißig schulen, aber an der Hand tüchtiger Lehrer erklomm ich mühsam über Czerny und Kulau die Höhe exakten Quartettspiels und Mozart ward neben Schiller der erklärte Liebling meines jungen Herzens... Ich sehe noch das beglückte Gesicht meines Vaters, als ich ihm zu seinem 50. Geburtstag die Mozartsche C-Dur-Sonate nicht nur vorspielte, nein, mit flüchtigem Blick in die Notenblätter, vorsang. —

Die alten Instrumente zerfielen längst in Staub und Moder, ihre Melodien blieben.

Mit solchen Gedanken betrat ich das Theater.

Der ganze Raum bis unter den Hahnenbalken dicht besetzt. Der Olymp drohte wie eine schwarze Wolke über den erleuchteten Räumen zu mir herab. An den obersten Rampen und Pfeilern hingen die Menschen wie Bienenklumpen. Reklame und Sensation feierten ihre Orgien.

Und ich? Keine Note schien mir beseelt, kein froher Vogel, von Ast zu Ast hüpfend, füllte die Luft mit Musik. Ein Trommelfeuer von Tönen prasselte auf mich hernieder. Wie Galeerensklaven, von der Peitsche des Pritschmeisters zur Frone getrieben, wie von Hornissen überfallene, wildgewordene Pferde stoben die Tonmassen auseinander, stürmten wieder herein, lärmten, tobten, überfluteten mich. Meine Seele fand gleich Noahs Raben keinen Ruheplatz. Ich rückte auf meinem Sessel hin und her, faßte mich an den Kopf, blickte vor mich nieder... mir ward zumute wie einem Menschen, dem im Schneegestöber Hören und Sehen verging... Mein Ohr schwoll an, meine Tonherberge war dem Anprall nicht gewachsen... „Intellekt alles," schrie es in mir auf, „Seele nichts."... Ich fühlte deutlich zwei in mir sich streiten. „Mach' der Qual ein Ende, spring auf und lauf hinaus!" rief der eine. „Mach' kein Aufsehen, bleib sitzen!" der andere. Jener: „Was scheren dich die Tonanalysen und physikalischen Klangwunder eines noch so fleißigen, handwerkstüch-

tigen Musikartisten, was all die kontrapunktischen Spielereien und Jongleurkünste, die man im Zirkus bewundert?" Dieser: „Denk an die Kritiker, die berufenen Musikdogmatiker, die anders reden." — Ich ertrug's nicht länger und verschwand.

Ich erkannte bald, daß ich nicht der einzige Flüchtling war. In der Wandelhalle sprach eine Gruppe von Herren und Damen in sichtbarer Erregung auf sich ein.

„Auch dem Tongemetzel glücklich entronnen?" redete mich ein gutmütig aussehender Süddeutscher an, „o, o" und er preßte und rieb abwechselnd seine breite Stirn, als ob er etwas dahinter Verschobenes wieder zurechtschieben wollte.

Ein anderer: „Mein verhetzter Kopf lief mir davon und ich ihm nach... hahaha."

Ein dritter: „Strauß ist ein Allerweltskrämer: Großstadtmusik, Autoschnaufen, Räderknarren, Pfeifen, Singen, Volkslieder, Gassenhauer: alles wirr durcheinander.

Eine weibliche Stimme („a g'scheite Lübecker Schriftstellerin", wie mir der Bayer zuflüsterte): „Die Kunst gleicht dem klaren Bach; ob auch getrübt, immer wieder sieht man auf seinem Grunde die leuchtenden Kiesel."

„So ist es, meine Gnädigste", fiel ein „Herr Direktor" genannter hochgewachsener Herr mit Brahmskopf und kräftiger, alle übertönenden Baßstimme ein, indem er die Linke nach Dirigentenart wie zur Abwehr

der andrängenden Luft von sich streckte: „Die Kunst ist durchsichtig klar, sie hat nichts zu tun mit den quälerischen Künsteleien eines autokraten Tonmagnaten. Aber hier: Noten, Noten, nichts als Noten ... und die Klangsubstanz heißt Chaos ... weiter nichts, so leid mir's tut: Chaos — Wahrhaftig, meine Damen und Herren," stieß er überlaut hervor, „eine Kunst sinkt von ihrer Höhe herab, wenn Nachahmung an Stelle des Unmittelbaren, Verstandestechnik und kalte Berechnung an Stelle einer freien, schönen Erfindung tritt. Strauß mag ein Talent, ein Virtuose sein, ein Genie ist er nicht." — — —

Genie!

Mit diesem Wort trat ich auf die Straße.

Den ganzen Abend, wenn ich mich von dem gefüllten Theater mit seinen erhöhten Preisen in mich zurückzog, stand Mozart vor mir, kahl und nackt, der gemeinsten Not preisgegeben, während er die Mit- und Nachwelt mit ungezählten Tonjuwelen überschüttete und den Geschäftstheatern noch immer Milliarden in die Kasse lenkt. Er verstand es nicht, Noten in Gold zu münzen und Reklameruhm in ein umfangreiches Scheckbuch umzuwalzen.

„Komm, mein Mozart," sagte ich, „und ihr anderen, die ihr gleich ihm bescheidene Erdensöhne, aber reichgesegnete Himmelsbürger waret, laßt uns uns ein wenig auf dem schönen Lübecker Marktplatz ergehen, wo der Mond mit verschwenderischer Hand sein Gold auf die alten Dächer und Rathauszinnen streut und uns an den blitzenden Türmen von St. Marien zu sich hinauf nach oben zieht. Vergeßt, ihr großen Künstler,

die trüben Windungen eurer irdischen Wallfahrt, vergeßt die blutenden Wunden, die euch das Leben schlug — ihr wandelt dafür wie die Seligen auf leuchtenden Höhen und eure Paläste sind dankbare Menschenseelen."

Ich stieg die breiten Stufen zum Lübecker Ratskeller, dem verabredeten Treffpunkt, hinab.

Ich setzte mich in eine der dämmerigen Nischen, wo ich mich, dann und wann von meinem Mosel nippend, meinen Gedanken hingab.

Der Wein hat helle Augen, die weit zurückschauen.

Bilder aus Lübecks vergangenen Tagen stiegen vor mir auf: Alt-Lübeck, der wendische Königssitz an der Trave seewärts, zu dem ich noch als Schüler hinausgewandert — und Kruto, der fuchsige, schieläugige Wendenfürst, der aus List, nicht aus Großmut den Hügelrücken mit seinen breiten Abflachungen zur Trave hinab zum Bau Neu-Lübecks schenkte, dem's zum Heil gereichte, daß die junge, heißblütige Gattin den schon welkenden königlichen Leib um eines Hauptes kürzte, als er im Plöner Schloß gebückt durch die niedrige Saaltür schritt... Dort Adolf der Holstengraf, der Gründer der Stadt, und hinter ihm Heinrich der Löwe, der mißtrauische, düsterblickende Welfe, neben dem edlen Barbarossa mit dem dichten, wallenden Blondbart... Schlachtengetümmel: Auf der Heide von Bornhöved splittern Lanzen, Schwerter klirren, Rosse und Reiter walzen den Boden unter den Augen der glutenden

Sonne... Über dem blutigen Staub fingert das Morgenrot: Die Hansa, der gewaltigste Kaufherrenbund, den die Welt gesehen. Die Orloggsflagge, die eine Kriegsfahne auf allen Hansaschiffen, von deutscher Jahrhunderte Sehnsucht gewoben, flattert auf allen Meeren ... Sie entschwebt. Das Traumbild entseelt sich... Discordia domi... Zwietracht in den eigenen Reihen frißt das Mark der Stadt... Jürgen Wullenweber, umsonst redest du auf den Trinkgenossen Marx Meier ein, ihr haltet die sinkende Größe nicht auf, sie reißt euch mit hinab in Folter und Henkerstod. Die Glanzzeit ist dahin. Der vom Dogma entflammte, von fremder Fürsten Ländergier 30 lange Jahre genährte Bruderkrieg ward ihr Totengräber...

Jahrhunderte ziehen vorüber, Trauergeister seufzen unter dem knechtenden Fuß des Korsen... Da steigt die Sonne auf, der Himmel rötet sich, Fahnen jauchzen von Turm zu Turm. Dem ersten deutschen Kaiser entbietet am Tore der Freien Stadt Geibel, ihr größter Dichtersohn, Gruß und Willkommen!...

— — Schritte nahten ... die Reisegenossen.

Hab' Dank, Wein, du Staubwischer, der mir Altes in neuem Glanz gezeigt. Nicht Traumbilder nur, nein, Wirklichkeiten waren die Geister, die ich sah, wie wir sie nur in unseren geweihtesten Stunden sehen.

Spät nach Mitternacht kehrten wir heim. Ich kann euch nicht beschreiben, mit welchen Gefühlen ich mein schlafendes Haus, die Alleen, Wiesen, Felder und den Friedhof mit den blinkenden Kreuzen im Mondlicht

vor mir liegen sah. Die Dissonanzen des Tages waren vergessen. Ich empfand die reine Freude an den stillen Harmonien des nächtlichen Alls.

Kiel.

September 1913.

Früher zog es mich, wie ihr wißt, in meinen Ferien stets in den sonnigen, farbenreichen Süden, die mehr gleichmäßig starren Naturformen des Nordens, die norwegischen Fjords mit ihren kahlen Bergringen ermüdeten mich. Später mied ich den Besuch der Heimat, da ich den Anschwall der Jugenderinnerungen als ein Attentat auf meine geschwächten Nerven fürchtete. So blieb ich meinem Schlößchen und auch Kiel lange Jahre fern.

Und nun habe ich die alte Universitätsstadt wiedergesehen; — folgte den Lockrufen meiner lieben Alma mater, die mich vier Semester lang an ihren Brüsten genährt hat.

Ich durchschritt, vom Bahnhof kommend, die Altstadt.

Was hat die lärmende, hämmernde, rauchende Neuzeit aus meinem alten, behaglichen Kiel gemacht, wo sich jeder kannte, jeder sich grüßte und man selbst dem Nachtwächter an der Straßenecke eine gute

Nacht wünschte. Welch ein Geschiebe und Gedränge, Gebimmel und Getöse in den trotz sichtbaren Bemühens noch immer engen Straßen der Stadt. Man merkt es auf Schritt und Tritt, Kiel liegt in Großstadtwehen, und ich war froh, die Stadt im Rücken und Düsternbrook erreicht zu haben, die uralte, weltbekannte Ulmenallee, von der man, wie von einem überdachten Altan, den bewimpelten Hafen überschaut.

Aber auch hier, welche Veränderung!

Wo einst leichtgeschwellte Segler die Wellen beherrschten, ankern jetzt düster lauernd in langen Reihen eisenplankige Feuerspeier, die leitrigen Rahen mit Matrosen bespickt. Pinassen schießen wie Schwalben kreuz und quer, pfeilschnelle Torpedojäger schwärzen mit ihren wehenden Rauchfahnen die blaugrünen Wogen. Sirenen gellen, Kräne rasseln, Schiffsglocken läuten, Werften hämmern. Überall Pfeifen, Rufen, Signalisieren. Mars regiert die Stunde. Krieg in Sicht! Nur noch das Kommando: „Klar zum Gefecht!" und das Gedonner beginnt.

Aber davon wollt ihr nicht hören. Ich soll euch wunschgemäß mein Kiel in anderer Beleuchtung zeigen, soll euch von den Holstendichtern schreiben, die hier eine Zeitlang gehorstet oder ihren Musensitz dauernd aufgeschlagen haben.

Ich tue es gerne, und daß ich es gerne tue, danke ich, wie so vieles, meinem Vater, der fast bacchantisch für alles, was Dichter hieß, schwärmte und die Behaup-

tung aufstellte, man könne von den Dichtern wie von Frühling und Blüten nur in Dithyramben reden.

Schon das Wort „Dichter", sagte er, „inspiriert mich. Alles dichtet. Die Natur dichtet. Die Kinder dichten. Selbst die wildesten Völker dichteten. Was wäre unsere Erde, was unser Leben ohne die Dichter? Er nannte die Dichtkunst die Königin unter den Künsten, die sich nicht, wie die Musik, in die Wolken des Unsagbaren, in die Region der körperlosen Echos verliere, ob sie gleich des Gefühls unbegrenzte und unerforschte Tiefen erschließe. Sie ist nicht wie die bildenden Künste an Körper und Farben gekettet — die Sprache ist ihr Meißel, und die Hand, die ihn führt, der beflügelte Geist, der, an das greifbar Anschauliche sich knüpfend und durch Begriffe und Vorstellungen aufwärts steigend, aus der Schale buntem Schein den Kern der Dinge herausschält, „das, was die Welt im Innersten zusammenhält", und dem immer wechselnden, immer sich verändernden und doch nach Einheit und Sammlung sehnsüchtigen Menschen das ewig Bleibende und Seiende im fließenden Strom der Zeit enträtselnd offenbart... Sie ist es," fuhr er fort, „die der Tugend und der Wahrheit die sieghaften Pfeile in den Köcher legt und die Fahne der Freiheit über den Häuptern der Geknechteten schwingt. Darum ist sie, auch nach Schiller, aller Künste höchstes Ziel."

Eines Abends las uns der Vater aus einer Zeitschrift folgendes Geschichtchen vor: Alexander Dumas war in das Seebad Trouville gekommen, um seine vom Pariser Pflaster bestäubte Seele ein wenig am Meer auszulüften. Als er eine in Künstlerkreisen bekannte

Wirtin nach Wohnung und Preis fragte, nannte sie denselben, setzte aber, ihn forschend anblickend, nachdrücklich hinzu: „Für Maler macht es weniger."

„Auch für Dichter?"

„Ach, Ihr seid ein Dichter! Hm... was ist das, ein Dichter? Hat das 'ne Rente?"

„Nein."

„Eh bien, dann ist's ein schlechtes Metier."

„Hoho," rief mein Vater lachend aus, „hoho, alte Frau, da sind wir drei hier aber anderer Meinung", und begann nun in seiner feurigen Art einen Hymnus auf die Dichter:

„Um mit Webers Demokrit zu sprechen," begann er, „sie reden hoch zu Roß die Sprache der Götter und ihre Worte explodieren wie Pulver und Blei." Ob's auch kein Manna regnet und kein Rabe ihnen Fleisch bringt, sie sind die reichsten Krösusse der Welt, denn die unausschöpfliche Goldader der Schönheit flutet ihnen ... Luftschiffer sind sie, bald leise durch den Äther gleitend, Städte und Weiler wie Spielzeug unter sich, bald über Meere und Berge hingerissen, jagen sie vorbei an Mond und allen Sternen, wer möchte nicht ihr Kahngefährte sein?... Immersucher sind sie, die fleißigen Dichter; wie die Rückenflossen der kleinen Wasserpferdchen im reißenden Strom, wie die Wipfelblätter im Morgenwind erzittern die Flügel ihres Geistes in dauernder Schwingung... Brückenbauer über kluftende Völkerscheiden, damit Geister und Herzen zueinander kommen... Weber, die unermüdlich am Webstuhl sitzen, da sie es mit dem Genossen Paul Heyse nicht ertragen können, daß Gedanken nackend gehen.

Bewohner lieben deinen gedämpften Glanz. Freude am Alten und Mut zum Neuen war ja von je die Seele deiner Größe."

Also ich war in Lübeck.

Und nun laßt euch erzählen, was mich dorthin geführt. Nicht Sehnsucht nur, die Reklametrommel war's, die lärmend und zudringlich in mein Städtchen und mein Schlößchen wirbelte: „Rosenkavalier von Richard Strauß im Lübecker Stadttheater."

Einige Hörbegierige scharten sich zur Hinreise, und ich schloß mich ihnen an. Frau Musika, die Herrscherin im Reich der Lüfte, auch meine Herzenskönigin von Jugend an, lockte mich.

Während der Hinfahrt durchlief ich im Geiste die Stadien meiner musikalischen Entfaltung... wie mein Vater mir schon ganz früh die Gitarre in den Arm legte und meine Übungen auf dem armselig kleinen Spinett mit schmalen Tasten und Hängepedal leitete. „Wer auf die Reise will," meinte er, „muß sich zeitig rüsten." Meiner ersten Lehrerin, einer alten Dame mit bebänderter Haube und Papilloten an der Schläfe lief ich fleißig schulen, aber an der Hand tüchtiger Lehrer erklomm ich mühsam über Czerny und Kulau die Höhe exakten Quartettspiels und Mozart ward neben Schiller der erklärte Liebling meines jungen Herzens... Ich sehe noch das beglückte Gesicht meines Vaters, als ich ihm zu seinem 50. Geburtstag die Mozartsche C-Dur-Sonate nicht nur vorspielte, nein, mit flüchtigem Blick in die Notenblätter, vorsang. —

Die alten Instrumente zerfielen längst in Staub und Moder, ihre Melodien blieben.

☛

Mit solchen Gedanken betrat ich das Theater.

Der ganze Raum bis unter den Hahnenbalken dicht besetzt. Der Olymp drohte wie eine schwarze Wolke über den erleuchteten Räumen zu mir herab. An den obersten Rampen und Pfeilern hingen die Menschen wie Bienenklumpen. Reklame und Sensation feierten ihre Orgien.

Und ich? Keine Note schien mir beseelt, kein froher Vogel, von Ast zu Ast hüpfend, füllte die Luft mit Musik. Ein Trommelfeuer von Tönen prasselte auf mich hernieder. Wie Galeerensklaven, von der Peitsche des Pritschmeisters zur Frone getrieben, wie von Hornissen überfallene, wildgewordene Pferde stoben die Tonmassen auseinander, stürmten wieder herein, lärmten, tobten, überfluteten mich. Meine Seele fand gleich Noahs Raben keinen Ruheplatz. Ich rückte auf meinem Sessel hin und her, faßte mich an den Kopf, blickte vor mich nieder ... mir ward zumute wie einem Menschen, dem im Schneegestöber Hören und Sehen verging ... Mein Ohr schwoll an, meine Tonherberge war dem Anprall nicht gewachsen ... „Intellekt alles," schrie es in mir auf, „Seele nichts." ... Ich fühlte deutlich zwei in mir sich streiten. „Mach' der Qual ein Ende, spring auf und lauf hinaus!" rief der eine. „Mach' kein Aufsehen, bleib sitzen!" der andere. Jener: „Was scheren dich die Tonanalysen und physikalischen Klangwunder eines noch so fleißigen, handwerkstüch-

tigen Musikartisten, was all die kontrapunktischen Spielereien und Jongleurkünste, die man im Zirkus bewundert?" Dieser: „Denk an die Kritiker, die berufenen Musikdogmatiker, die anders reden." — Ich ertrug's nicht länger und verschwand.

Ich erkannte bald, daß ich nicht der einzige Flüchtling war. In der Wandelhalle sprach eine Gruppe von Herren und Damen in sichtbarer Erregung auf sich ein.

„Auch dem Tongemetzel glücklich entronnen?" redete mich ein gutmütig aussehender Süddeutscher an, „o, o" und er preßte und rieb abwechselnd seine breite Stirn, als ob er etwas dahinter Verschobenes wieder zurechtschieben wollte.

Ein anderer: „Mein verhetzter Kopf lief mir davon und ich ihm nach... hahaha."

Ein dritter: „Strauß ist ein Allerweltskrämer: Großstadtmusik, Autoschnaufen, Räderknarren, Pfeifen, Singen, Volkslieder, Gassenhauer: alles wirr durcheinander.

Eine weibliche Stimme („a g'scheite Lübecker Schriftstellerin", wie mir der Bayer zuflüsterte): „Die Kunst gleicht dem klaren Bach; ob auch getrübt, immer wieder sieht man auf seinem Grunde die leuchtenden Kiesel."

„So ist es, meine Gnädigste", fiel ein „Herr Direktor" genannter hochgewachsener Herr mit Brahmskopf und kräftiger, alle übertönenden Baßstimme ein, indem er die Linke nach Dirigentenart wie zur Abwehr

der andrängenden Luft von sich streckte: „Die Kunst ist durchsichtig klar, sie hat nichts zu tun mit den quälerischen Künsteleien eines autokraten Tonmagnaten. Aber hier: Noten, Noten, nichts als Noten ... und die Klangsubstanz heißt Chaos ... weiter nichts, so leid mir's tut: Chaos — Wahrhaftig, meine Damen und Herren," stieß er überlaut hervor, „eine Kunst sinkt von ihrer Höhe herab, wenn Nachahmung an Stelle des Unmittelbaren, Verstandestechnik und kalte Berechnung an Stelle einer freien, schönen Erfindung tritt. Strauß mag ein Talent, ein Virtuose sein, ein Genie ist er nicht." — — —

Genie!

Mit diesem Wort trat ich auf die Straße.

Den ganzen Abend, wenn ich mich von dem gefüllten Theater mit seinen erhöhten Preisen in mich zurückzog, stand Mozart vor mir, kahl und nackt, der gemeinsten Not preisgegeben, während er die Mit- und Nachwelt mit ungezählten Tonjuwelen überschüttete und den Geschäftstheatern noch immer Milliarden in die Kasse lenkt. Er verstand es nicht, Noten in Gold zu münzen und Reklameruhm in ein umfangreiches Scheckbuch umzuwalzen.

„Komm, mein Mozart," sagte ich, „und ihr anderen, die ihr gleich ihm bescheidene Erdensöhne, aber reichgesegnete Himmelsbürger waret, laßt uns uns ein wenig auf dem schönen Lübecker Marktplatz ergehen, wo der Mond mit verschwenderischer Hand sein Gold auf die alten Dächer und Rathauszinnen streut und uns an den blitzenden Türmen von St. Marien zu sich hinauf nach oben zieht. Vergeßt, ihr großen Künstler,

die trüben Windungen eurer irdischen Wallfahrt, vergeßt die blutenden Wunden, die euch das Leben schlug — ihr wandelt dafür wie die Seligen auf leuchtenden Höhen und eure Paläste sind dankbare Menschenseelen."

Ich stieg die breiten Stufen zum Lübecker Ratskeller, dem verabredeten Treffpunkt, hinab.

Ich setzte mich in eine der dämmerigen Nischen, wo ich mich, dann und wann von meinem Mosel nippend, meinen Gedanken hingab.

Der Wein hat helle Augen, die weit zurückschauen.

Bilder aus Lübecks vergangenen Tagen stiegen vor mir auf: Alt-Lübeck, der wendische Königssitz an der Trave seewärts, zu dem ich noch als Schüler hinausgewandert — und Kruto, der fuchsige, schieläugige Wendenfürst, der aus List, nicht aus Großmut den Hügelrücken mit seinen breiten Abflachungen zur Trave hinab zum Bau Neu-Lübecks schenkte, dem's zum Heil gereichte, daß die junge, heißblütige Gattin den schon welkenden königlichen Leib um eines Hauptes kürzte, als er im Plöner Schloß gebückt durch die niedrige Saaltür schritt... Dort Adolf der Holstengraf, der Gründer der Stadt, und hinter ihm Heinrich der Löwe, der mißtrauische, düsterblickende Welfe, neben dem edlen Barbarossa mit dem dichten, wallenden Blondbart... Schlachtengetümmel: Auf der Heide von Bornhöved splittern Lanzen, Schwerter klirren, Rosse und Reiter walzen den Boden unter den Augen der glutenden

Sonne ... Über dem blutigen Staub fingert das Morgenrot: Die Hansa, der gewaltigste Kaufherrenbund, den die Welt gesehen. Die Orloggsflagge, die eine Kriegsfahne auf allen Hansaschiffen, von deutscher Jahrhunderte Sehnsucht gewoben, flattert auf allen Meeren ... Sie entschwebt. Das Traumbild entseelt sich ... Discordia domi ... Zwietracht in den eigenen Reihen frißt das Mark der Stadt ... Jürgen Wullenweber, umsonst redest du auf den Trinkgenossen Marx Meier ein, ihr haltet die sinkende Größe nicht auf, sie reißt euch mit hinab in Folter und Henkerstod. Die Glanzzeit ist dahin. Der vom Dogma entflammte, von fremder Fürsten Ländergier 30 lange Jahre genährte Bruderkrieg ward ihr Totengräber ...

Jahrhunderte ziehen vorüber, Trauergeister seufzen unter dem knechtenden Fuß des Korsen ... Da steigt die Sonne auf, der Himmel rötet sich, Fahnen jauchzen von Turm zu Turm. Dem ersten deutschen Kaiser entbietet am Tore der Freien Stadt Geibel, ihr größter Dichtersohn, Gruß und Willkommen! ...

— — Schritte nahten ... die Reisegenossen.

Hab' Dank, Wein, du Staubwischer, der mir Altes in neuem Glanz gezeigt. Nicht Traumbilder nur, nein, Wirklichkeiten waren die Geister, die ich sah, wie wir sie nur in unseren geweihtesten Stunden sehen.

❧

Spät nach Mitternacht kehrten wir heim. Ich kann euch nicht beschreiben, mit welchen Gefühlen ich mein schlafendes Haus, die Alleen, Wiesen, Felder und den Friedhof mit den blinkenden Kreuzen im Mondlicht

vor mir liegen sah. Die Dissonanzen des Tages waren vergessen. Ich empfand die reine Freude an den stillen Harmonien des nächtlichen Alls.

Kiel.

September 1913.

Früher zog es mich, wie ihr wißt, in meinen Ferien stets in den sonnigen, farbenreichen Süden, die mehr gleichmäßig starren Naturformen des Nordens, die norwegischen Fjords mit ihren kahlen Bergringen ermüdeten mich. Später mied ich den Besuch der Heimat, da ich den Anschwall der Jugenderinnerungen als ein Attentat auf meine geschwächten Nerven fürchtete. So blieb ich meinem Schlößchen und auch Kiel lange Jahre fern.

Und nun habe ich die alte Universitätsstadt wiedergesehen; — folgte den Lockrufen meiner lieben Alma mater, die mich vier Semester lang an ihren Brüsten genährt hat.

Ich durchschritt, vom Bahnhof kommend, die Altstadt.

Was hat die lärmende, hämmernde, rauchende Neuzeit aus meinem alten, behaglichen Kiel gemacht, wo sich jeder kannte, jeder sich grüßte und man selbst dem Nachtwächter an der Straßenecke eine gute

Nacht wünschte. Welch ein Geschiebe und Gedränge, Gebimmel und Getöse in den trotz sichtbaren Bemühens noch immer engen Straßen der Stadt. Man merkt es auf Schritt und Tritt, Kiel liegt in Großstadtwehen, und ich war froh, die Stadt im Rücken und Düsternbrook erreicht zu haben, die uralte, weltbekannte Ulmenallee, von der man, wie von einem überdachten Altan, den bewimpelten Hafen überschaut.

Aber auch hier, welche Veränderung!

Wo einst leichtgeschwellte Segler die Wellen beherrschten, ankern jetzt düster lauernd in langen Reihen eisenplankige Feuerspeier, die leitrigen Rahen mit Matrosen bespickt. Pinassen schießen wie Schwalben kreuz und quer, pfeilschnelle Torpedojäger schwärzen mit ihren wehenden Rauchfahnen die blaugrünen Wogen. Sirenen gellen, Kräne rasseln, Schiffsglocken läuten, Werften hämmern. Überall Pfeifen, Rufen, Signalisieren. Mars regiert die Stunde. Krieg in Sicht! Nur noch das Kommando: „Klar zum Gefecht!" und das Gedonner beginnt.

❧

Aber davon wollt ihr nicht hören. Ich soll euch wunschgemäß mein Kiel in anderer Beleuchtung zeigen, soll euch von den Holstendichtern schreiben, die hier eine Zeitlang gehorstet oder ihren Musensitz dauernd aufgeschlagen haben.

Ich tue es gerne, und daß ich es gerne tue, danke ich, wie so vieles, meinem Vater, der fast bacchantisch für alles, was Dichter hieß, schwärmte und die Behaup-

tung aufstellte, man könne von den Dichtern wie von Frühling und Blüten nur in Dithyramben reden.

Schon das Wort „Dichter", sagte er, „inspiriert mich. Alles dichtet. Die Natur dichtet. Die Kinder dichten. Selbst die wildesten Völker dichteten. Was wäre unsere Erde, was unser Leben ohne die Dichter? Er nannte die Dichtkunst die Königin unter den Künsten, die sich nicht, wie die Musik, in die Wolken des Unsagbaren, in die Region der körperlosen Echos verliere, ob sie gleich des Gefühls unbegrenzte und unerforschte Tiefen erschließe. Sie ist nicht wie die bildenden Künste an Körper und Farben gekettet — die Sprache ist ihr Meißel, und die Hand, die ihn führt, der beflügelte Geist, der, an das greifbar Anschauliche sich knüpfend und durch Begriffe und Vorstellungen aufwärts steigend, aus der Schale buntem Schein den Kern der Dinge herausschält, „das, was die Welt im Innersten zusammenhält", und dem immer wechselnden, immer sich verändernden und doch nach Einheit und Sammlung sehnsüchtigen Menschen das ewig Bleibende und Seiende im fließenden Strom der Zeit enträtselnd offenbart... Sie ist es," fuhr er fort, „die der Tugend und der Wahrheit die sieghaften Pfeile in den Köcher legt und die Fahne der Freiheit über den Häuptern der Geknechteten schwingt. Darum ist sie, auch nach Schiller, aller Künste höchstes Ziel."

Eines Abends las uns der Vater aus einer Zeitschrift folgendes Geschichtchen vor: Alexander Dumas war in das Seebad Trouville gekommen, um seine vom Pariser Pflaster bestäubte Seele ein wenig am Meer auszulüften. Als er eine in Künstlerkreisen bekannte

Wirtin nach Wohnung und Preis fragte, nannte sie denselben, setzte aber, ihn forschend anblickend, nachdrücklich hinzu: „Für Maler macht es weniger."

„Auch für Dichter?"

„Ach, Ihr seid ein Dichter! Hm... was ist das, ein Dichter? Hat das 'ne Rente?"

„Nein."

„Eh bien, dann ist's ein schlechtes Metier."

„Hoho," rief mein Vater lachend aus, „hoho, alte Frau, da sind wir drei hier aber anderer Meinung", und begann nun in seiner feurigen Art einen Hymnus auf die Dichter:

„Um mit Webers Demokrit zu sprechen," begann er, „sie reden hoch zu Roß die Sprache der Götter und ihre Worte explodieren wie Pulver und Blei." Ob's auch kein Manna regnet und kein Rabe ihnen Fleisch bringt, sie sind die reichsten Krösusse der Welt, denn die unausschöpfliche Goldader der Schönheit flutet ihnen ... Luftschiffer sind sie, bald leise durch den Äther gleitend, Städte und Weiler wie Spielzeug unter sich, bald über Meere und Berge hingerissen, jagen sie vorbei an Mond und allen Sternen, wer möchte nicht ihr Kahngefährte sein?... Immersucher sind sie, die fleißigen Dichter; wie die Rückenflossen der kleinen Wasserpferdchen im reißenden Strom, wie die Wipfelblätter im Morgenwind erzittern die Flügel ihres Geistes in dauernder Schwingung... Brückenbauer über kluftende Völkerscheiden, damit Geister und Herzen zueinander kommen... Weber, die unermüdlich am Webstuhl sitzen, da sie es mit dem Genossen Paul Heyse nicht ertragen können, daß Gedanken nackend gehen.

„Aber, alte Frau in Trouville," fuhr mein Vater, einmal in sein Fahrwasser gekommen, fort, „ich nehm's dir nicht übel, wenn du die Dichter nicht begreifst. Begreift denn die Welt sie? Sie schilt die Dichter als immer voller Unruhe, immer im unsteten Hin und Her, und sie sind doch nur auf der Flucht vor dem Alltag, um sich und anderen Festtage zu schaffen. Die Welt redet von ihnen als von Träumern und Visionären, obwohl sie in ihren Träumen und Visionen die realsten Wirklichkeiten sehen. Die Welt scheucht sie wie Zaungäste vom Gastmahl des Lebens, und dabei setzen sie ihr die schönsten Gerichte auf die Hochzeitstafel.

„O, ihr Dichter," apostrophierte sie mein Vater weiter — wie oft habe ich das von ihm gehört und in seinen Tagebüchern gelesen — „laßt euch nicht beirren. So konfus oft eure Taschen, euer Kopf ist klar. Der Genius der ganzen Menschheit pulst in euch, ihr lebt das Leben vieler, ein höheres, potenziertes Leben ... Erschreckt nicht, teure Märtyrer, wenn ihr gelegentlich hört, daß einer der euren in der Not des Lebens zum Taumelbecher griff oder dort einer in seiner Dachkammer den letzten Seufzer sich in die Feder hauchte: ‚Mich hungert.' — Wärmt euch vielmehr an dem Bilde eurer Großen. Seht einen Goethe, den die Welt kalt und herzlos schmähte, wie sein Herz an der Abendtafel der Herzogin Amalie, auf die Lesung seines eben erst aus seiner Werkstatt entlassenen „Hermann und Dorothea" lauschend, an seinem eigenen Feuer schmelzend ungescheut Tränen der Rührung weint. — Betrachtet einen Lessing, der in seiner dumpfen Wolfenbüttler Amtswohnung mit einem zum Erbarmen arm-

seligen Gehalt nicht auf Rosen gebettet war; aber spiegelt sich nicht in seiner erhabenen Ruhe das heitere, klare All mit seinem Himmel? — Schaut hin auf einen Shakespeare, der, wie die Londoner Grundbücher immer deutlicher beweisen, um sein Theater schwere, aufreibende Mühen litt, und doch besitzt dieser von Lebensblut dampfende Dichter Feuer genug, ganze Welten in Flammen zu setzen. — Ist's nicht eine Lust, den herrlichen Mistral zu sehen, wie er zum Entsetzen aller eitlen Pariser ihrer Stadt den Rücken zeigt, und, in sein Provencedorf Maillane zurückgekehrt, dort wie ein Gott in Frankreich lebt? Kennt ihr nicht sein Wappen, das, in Stein gehauen, über seiner Dorftür hing? Eine singende Grille und darunter die Worte: „Gott läßt mich singen".

„Nun denn, ihr Dichter," rief mein Vater, „so nehmt die Welt, wie sie ist, und helft, sie zu dem machen, was sie sein soll. Einsame bleibt ihr immer, wie Ibsen sagt, die stets hundert Schritte voraus sind, und wenn sie die Menge sich nachgezogen, wieder hundert Schritte weiter sind. „Qualvoll süße Lust" bleibt nun einmal das Dichten, daran ist nichts zu ändern, ein Dichter spricht's aus Erfahrung, aber „vor den Fenstern seiner Folterkammer breitet sich die Welt mit tausend lachenden Wonnen aus". Darum unverzagt eure Sonnenstraße hinan — — ob sie euch schmähen, stäupen, steinigen, zerfleischen, ob viele oder wenige, ob keiner mit euch ausharre bis zum Tage der Reife, ihr bleibt Wegweiser, Linderer, Besserer, Offenbarer der Menschheit". — —

So der Vater. Und so auch der Sohn. Der

Fischer hat recht in seiner Beichte: „Unsere Wiege ist unsere Vorherbestimmung. Unser Geist nährt sich von den ersten Eindrücken unserer Umgebung. Blicke, Worte und Werke von Vater und Mutter senken sich gleich Samenkörnern in den verborgenen Keimgrund unserer Seele.“

Und nun zu meinen Kieler Poeten.

Allen voran Klaus Groth, der unsterbliche Quickborndichter. Ich stand an seinem Denkmal, das ihm mitten in der Stadt, in der er lebte und starb, an einem grünumsäumten, von Vogelscharen belebten Wasserbecken, dem „Kleinen Kiel“ errichtet ist. Er steht da, dem Leben entsprechend, ein wenig steif und ungelenk wie die bekannten Holzfiguren an den Schnitzwerken des Mittelalters, aber sein Dichtergemüt war weich und biegsam und mit den starken, heimatsfrohen Klängen seiner Leier mischten sich die zarten, wehmutsüßen Naturlaute seiner idyllischen Bilder und Dorfballaden. — Als ich zu dem auch körperlich ragenden Manne emporschaute, fiel mir eine Verszeile aus Platens klassischen Trochäen ein: „Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt.“ Wer sich zum Dichter ausgestalten will, muß den Mut haben, ein ganzes Leben dranzusetzen. Klaus Groth hat ihn gehabt. Die plattdeutsche Mundart war ihm königlichen Geblüts, und sie als ebenbürtige Schwester neben die hochdeutsche auf den königlichen Stuhl zu setzen, war seines Lebens hohes Ziel.

„Min Modersprak, wa klingst du schön,
Wa büst du mi vertrut.
Weer ook min Hart ut Stahl und Steen,
Du drevst den Stolt herut." . . .

Und nach ihm Johann Meyer, der Taubstummendirektor, der mit seinen Taubstummen in Zeichen, mit seinen zahlreichen Verehrern im Dithmarscher Platt sprach. Ein Hauch von Biedermeier-Behagen weht uns aus den Gedichten dieses gemütlichen Kieler Stadt-, Haus-, Hof- und Wiesenpoeten entgegen, von denen manche schon vergessen, manche im Gedächtnis fortleben werden. — „Schreegöwer", gegenüber, liegt das Haus des Pfeifendrehers, das an der Straße nur zwei schmale Fenster hat: hinter dem einen hängen die Pfeifen des „Dreyers" und hinter dem anderen steht ein Rosentopf, auf dessen rote Rosen das schöne Lenekind ihre roten Lippen drückt.

„Un weer ik ni so'n olen Dutt,
Un weer ik ni Jan Meyer,
Ik wull, ik seet in'n Rosenputt
Schreegöwer bi den Dreyer."

In Kiel wurde Detlev von Liliencron geboren, der Vollblutdichter, dessen Sohle vom holsteinischen Erdgeruch dampfte, wenn er von den Feldern heimkehrte auf sein Gut Wulfshagen, das — ach leider — wie so viele seiner Erdengüter, nur in den utopistischen Landen der Träume lag, jenseits der Grenzpfähle der greifbaren Wirklichkeit.

Hier lebte Wilhelm Jensen, der Bürgermeisters-

sohn von Kiel, der feurige Nordländer, dem auch später am Chiemsee die Dichterader nie versiegte.

Hier wandelte als Student und sang seine ersten Lieder Theodor Storm, der große, feine Husumer Stimmungs- und Seelenmaler, der die graue Stadt am Meer und ihre mystisch einsame Umwelt mit dauernd lebenden Gestalten bevölkerte.

Ich stand im Düsternbrook vor der in Erz gegossenen Büste Karl Löwes, des Balladensängers, der hier in Kiel seine tönende Seele aushauchte.

Und nicht weit davon das schlichte Haus Friedrichs, des edeln Augustenburgers, dem mein Vater noch mit der Begeisterung jener Tage als Holstenherzog zugejubelt. Hier weilte als Kind unserer Kaiserin jüngere Schwester, Prinzeß Fedora, „Fritz Hugin", die, ihre Augenlust zwischen Meer und Wald teilend, das Volk mit der Seele liebte und ihren männlich starken Geist in markige Dichterbilder goß.

— — Mein Heimweg führte mich auf den Kieler Marktplatz.

Hier stehen vier schlanke, schmalbrüstige, spitzgiebelige Häuser, deren Vorderfront mehr Fenster als Mauersteine zeigt. Mit verträumten Siebenschläferaugen schauen diese Häuser aus ihrem buntgetäfelten Fachwerk wie erstaunt auf das zu ihren Füßen sich abspielende, ruhelose Treiben der Jetztzeit. Diese vier sind die Überlebenden aus der Reihe der „Persianischen" Häuser, die in meiner Studentenzeit noch die eine ganze Seite des Marktes einnahmen.

Wie ein Märchen aus 1001 Nacht klingt die Geschichte jener fast 100köpfigen Gesandtschaft, die der

Holstenherzog Friedrich III. zur Zeit des 30jährigen Krieges, um seinem verarmten Lande neue Erwerbsquellen zu eröffnen, durch das damals noch verschlossene Reich seines Schwagers, des russischen Zaren, über Reval, Riga, Petersburg, Moskau, die Wolga hinab und durch das Kaspische Meer nach Persien entsandte, nach Ispahan, der Haupt- und Millionenstadt, dem Mittelpunkt der damals dort blühenden Seidenindustrie. Nicht die gefahrvollen Einöden der russischen Steppen, wie der Gottorper Hofrat Olearius, der Leiter der Gesandtschaft, in seinem reichillustrierten Reisewerk erzählt, aus dem ich euch vor Jahren im Mondscheinklub einige wilde Szenen vorlas — nicht Tataren- und Beamtentücke, nicht die wüsten Saufgelage der russischen Großen, an denen auch ihre Frauen teilnahmen, nicht der Schiffbruch auf dem Kaspischen Meer, in dem sich der aus Travemünde mitgenommene Schiffszimmermann als Retter erwies, waren imstande, die Tatenlust dieser kühnen Männer zu lähmen... Und doch blieb ihnen die Krone des Erfolges versagt. Die Persianischen Häuser als Speicher der erträumten Seidenballen haben ihre Mission nie erfüllt. Die wilden Wirren des 30jährigen Krieges verschütteten alle Brunnen der fürsorgenden, landesväterlichen Weisheit...

Für diese Reise dichtete Paul Fleming, der Sekretär der Gesandtschaft, der Arzt und Dichter, der mit anderen als Gast am Musenhof des edeln Holstenherzogs weilte und eine Zeitlang auch in Kiel gewohnt hat, sein Reiselied: „In allen meinen Taten..."

Und noch einen muß ich nennen, der an diesen Artushof flüchtete: Georg Neumark, der vielgeprüfte

Dichter, dem „Tränen und Sorgen sein täglich Frühstück waren“, der, in Königsberg seiner Habe von einer Feuersbrunst beraubt, auf der Gardelegener Heide von Räubern völlig ausgeplündert wurde. Hier, in diesem nordischen Ferrara, fand er Hilfe und Zuflucht und sang in Kiel aus beglückter Brust sein Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

— Alle diese Dichter sanken dahin. Die Musen blieben und die Leier tönt noch immer in der Stadt am blauen Meer.

Hier zeltet Timm Kröger, ein Innenschauer, der die Stätte in uns kennt, aus der der Menschen Taten ans Licht steigen, der Holstendichter, der mit lauschendem Ohr die Geheimnisse des raunigen Moores behorcht und mit durstiger Seele den Morgenduft der nordischen Heiden und sandigen Acker trank. —

— Hier ward geboren und gastet oft Ottomar Enking, der gefeierte Novellist, der seine Dichterschöpfungen gern mit den Gestalten des alten trauten Kiel belebt. — Hier leben Lobsien und andere Dichter und Dichterinnen, die als stille Pilger durch die Heimatauen ziehen und Wiesen und Wälder und die Einsamkeiten der weltfernen Halligen mit beseeltem Pinsel malen. —

Als ich am Abend die Stadt verließ und mich an der Biegung um den letzten Hafenzipfel noch einmal hinauslehnte, lag die Stadt wie eine dunkle, von Lichtern durchzuckte Masse hinter mir, aus der sich drei hohe Gebäude vom Abendhimmel abhoben: der grüne Turm der Nikolaikirche, auf deren Kanzel einst Klaus

Harms gestanden, der ehemalige Müllergeselle, der des Nachts auf der väterlichen Mühle hinter dem Sternenhimmel den Gnadenhimmel entdeckte. — Dicht dahinter das Kieler Schloß, jetzt bewohnt vom Prinzadmiral Heinrich, dem Ehrenbürger der Stadt Kiel. Dem alten Meerschloß fehlt der Turm, die Sturmhaube alter Felsenschlösser. — Die hat sich mit kühner Hand das neue Rathaus aufgesetzt, das wie ein siegreicher Fechter den blanken Speer in die Lüfte stößt.

❧

Auf der Heimfahrt rangen das alte und das neue Kiel um meine Seele. Wer den Sieg davongetragen? Nach 50 Jahren ist das neue Kiel das alte geworden. Alles kommt und geht. Geschlecht um Geschlecht. Wo sind meine Schulbankgenossen und wo die Kommilitonen aus der Rosenzeit? „O alter Burschen Herrlichkeit, wohin bist du verschwunden?“ Neben uns her segelte der Mond durch die blauen Weiten, und nicht weit von ihm flimmerte der Abendstern. Morgenfrüh heißt er Morgenstern. Stunden und Namen wechseln. Nur die Erinnerung bleibt und die Dichter umkränzen sie.

Ich schließe mit einem Verse aus dem gekrönten Preisliede, das Stine Andresen, unsere friesische Dichterin, gesungen hat:

Wo des Meeres flücht'ge Welle
In azurnem Schimmer glänzt,
Throneſt du an Holsteins Schwelle
Lichtumstrahlt und laubumkränzt.

Perlen wirft und Diamanten
Dir Neptun aufs Prachtgewand.
Kiel, du stolze, wunderschöne
Königin am Ostseestrand!

Totensonntag.

November 1913.

Es ist heute Totensonntag.

An diesem Tage gehen die Gedanken Ungezählter auf die Wanderschaft, deren Wegziel Grab heißt. Auch ich bin in der Morgenfrühe die Gedankenstraße nach Berlin gepilgert auf den stillen Matthäifriedhof, wo meine Herta und unser einziges Kindlein seit so langen Jahren ruhen.

Immer noch durchlebe ich am Totensonntag jene schwerste, bitterste Stunde, da mir mein geliebtes Weib nach so kurzer Ehe entrissen ward. Ohne schweren Kampf, mit einem letzten innigen Blick, einem letzten, langen Seufzer: „Sei glücklich!" entglitt sie meinen umfangenden Armen und sank lautlos in den Schoß der Unendlichkeit hinab. — Mein totes Weib nahm so ganz meine Sinne gefangen, daß ich in meinem dumpfen Schmerz, ohne den Blick von ihr abzuwenden, fast gleichgültig die leise Botschaft vernahm: „Der Knabe ist tot!" Der kleine Engel hatte sich nur flüchtig bei uns umgesehen und war, eilends die Flügel mit Tauf-

wasser benetzt, wieder entschwirrt — ihn lockte das Leben nicht, das er der Mutter genommen. —

Im allgemeinen nimmt wohl die Reihe unserer Totensonntage denselben Verlauf wie das Leben überhaupt: anfangs gärend, tobend, revoltierend gegen den eisernen Gang des Schicksals, schäumt es allmählich ab, wird ruhiger, gefaßter bis zu jener abgeklärten Besinnlichkeit, die uns diesen Tag zu einer stillen Seelenfeier macht. — Soweit ich in die Jahre der Trennung zurückblicke, am Totensonntag erwachte in mir immer wieder die schmerzlich süße Erinnerung an mein Weib und an das kurze Glück unseres Beisammenseins. Wenn ich vor ihrem Bilde stand, trat der ganze Schmerz in erneuter Gestalt gegen mich auf, daß ich immer aufs neue mit ihm zu ringen hatte. Eine unaussprechliche Sehnsucht fiel über mich her.

„Warum," rief ich aus, „warum mußte es so kommen? Mußten wir für ein langes Leben getrennt werden?... Und wo weilst du nun, Teuerste? Blickst du auf mich hernieder? Begleitest mich durch das einsame Dunkel?... Werde ich dich wiedersehen? dich je wieder umfassen, mit dir plaudern, dir stumm ins Auge schauen und darin mein Glück finden?"

„Wie viele, viele," dachte ich, „fragen so am Totensonntag gleich mir und benetzen die Bildnisse der geliebten Toten mit Tränen und tausend brennenden Küssen." — O, ich weiß, daß ich früher so dachte und sprach, im Tone jener stürmischen Leidenschaft, die uns so geneigt macht, den Quell unseres Schmerzes allein bei anderen zu suchen und selbst die Gerechtigkeit Gottes anzuzweifeln... Jetzt, da mich das fort-

schreitende Leben gereift und meiner Herta mit jedem Tage näher rückt, ist der klagende Schmerz einer stillen, sanften Hoffnung gewichen, die der Erfüllung gewiß ist. —

❧

In der Großstadt besucht man seine Toten, wie man entfernte Verwandte besucht, man will ihnen einmal wieder guten Tag! sagen, ihrem Gedächtnis ein Sträußlein anstecken. Auf dem Lande wohnen die Toten und die Lebenden nachbarlich beieinander und setzen die gewohnte Gemeinschaft fort.

Ich begab mich frühzeitig auf den Kirchhof, um in der Morgenstille, unberührt von Menschen, einen Kranz auf das Grab meiner Eltern niederzulegen.

Ich wählte den Ummweg über die Felder. An den kahlen Stoppeln hingen noch die letzten aufsteigenden, wässerigen Nebel; vom Boden, der mit welken Blättern und Halmen überstreut ist, stieg ein feuchter Dunst auf; verdorrte Farren hingen wie verwesende Leichname über den vom Regen bis zum Rande angefüllten Wassergräben: trübselige Bilder, an denen heute die Karawane des Todes vorüberzieht.

Ich betrat den Kirchhof.

Ich war allein. Das stille Eiland der geschichteten Hügel lag im tiefsten Frieden. Aus dem verregneten Erdreich leuchteten hie und da noch Blumen und grüngesättigtes Laubwerk. Auch der Spätherbst ist ein Wirt, der noch aus vollem Becher kredenzt und die Herberge der Toten nicht vergißt.

Ich schritt die breiten, sauberen Kieswege entlang.

Wie groß der Friedhof geworden ist, der sich um den Fuß der alten Kirche schmiegt. Kreuz an Kreuz. Stein an Stein. Wie nahe aneinander gerückt, schmal und eng, die kleinen Grabkerker, in die alle Ströme der Freiheit münden, alle heiteren Lachen, alle frohen Jauchzer klanglos verhallen — unsere letzten Wohnungen, die wir sehenden Auges nie betreten.

Mühsam entzifferte ich den vom Pinsel der Zeit überwischten Namen eines Jugendfreundes. Kehlfroh und rüstigen Fußes durchschritt er sein Forstrevier, bis ihn des Wilderers Kugel in die frühe Grube senkte. Sein Grab vernachlässigt. Keine pflegende Hand. Seine Sippe tot. Wie schnell erlischt das Gedächtnis eines Menschen. — Nahe dabei das Grab eines jungen Offiziers, der sich in der Schutztruppe im Kampf gegen die Hereros die todbringende Krankheit geholt. Auf seinem Grabstein die kurze Meldung: „Zu höherem Dienst berufen!"

— Weiterhin in antik kalter Tempelform, ohne Wort und Sinnbild der Hoffnung, das Totenhaus eines adligen Herrn, den ich als Kind oft unser Städtchen mit seinen vier schwarzen Rennern durchrasen sah. Der Tod überholte ihn und barg ihn in die freudlose Kammer. — Hier der Hügel unseres alten Hausarztes, eines Sonderlings, der nach seinem Begräbnis, gleichsam als noch Lebender, aus seiner Gruft heraus im Heimatblättchen allen denen dankte, „die ihn auf seinem letzten Gange begleitet haben würden."

Bevor ich in den Seitenweg einbog, der mich zum

Grab meiner Eltern führte, fiel mein Blick auf eine große, schneeweiße Marmorplatte, die mit einem Stechpalmenkranz voll roter, frischer Beeren bedeckt war. Ich wußte schon, wer da unter dem so vornehmen Dache, dessen sich auch ein König nicht zu schämen brauchte, ruht: die alte Brotfrau ist's, die alte steife Friederike, über die jedes Kind lächelte und doch jeder achtete, wenn sie, mit den Füßen einer Watschelente und mit dem Kopf nach vorne pendelnd, ihre Brotkiepen über dem Arm, von früh um 4 Uhr an durch die Straßen wackelte und die frischgebackenen Semmeln in die Häuser reichte.

Sie trug den Märtyrerkranz, den die harte lieblose Welt, obwohl sie weiß, daß ihre soziale Ordnung vielen Frauen den Ehebund versagt, den Unvermählten auf die Stirne drückt, indem sie sie brutal und kalt mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladet.

Die Alte ging, unbekümmert um die Welt, still und zufrieden ihren Weg. Ein von gefühllosen Eltern verlassenes Kind hatte sie zu eigen angenommen und sich gleichsam selbst in die Wiege gelegt. Die Menschen hatten andere Gedanken und warfen sie ihr roh ins Gesicht. Die Alte arbeitete rastlos für den Knaben; er sah es und war dankbar. Zu hoher Lebensstellung vorgedrungen, vergaß er der Wohltäterin nie; ihre Grabstätte blieb ihm Wallfahrtsort der Seele und war stets mit Blumen geschmückt, jede Jahreszeit bot ihre Gaben. Auf den Marmor aber schrieb er die schönen Worte: „Was ihr getan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Ich stand am Grabe meiner Eltern.

Da lagen die Teuren vor mir, still und ergeben wie die Erde, die sie birgt: Die Mutter mit dem dunklen Sammethaar und den sprechenden Seelenaugen, aus denen ein inneres Lächeln, eine nie versiegende Zärtlichkeit wie eine ewige Liebkosung hervorstrahlte. Arme und Bedrängte nannten sie ihren Engel. Ein langes, schweres Siechtum schloß ihre Wallfahrt ab, aber durch Seufzer und Tränen leuchtete, sieghaft wie die Sonne, ihr froher Gottesglaube. — Und neben ihr der Vater. Ein Vorwärtsdränger nach Art der Männer, ein kraftvoller Schwimmer im Strom der Zeit, riß ihn eine tückische Krankheit rasch hinweg. Menschenliebe und eine stille, starke Beugung unter das Muß der Notwendigkeit waren seine mir vorbildliche Größe.

Zwischen ihren Grabhügeln steht ein hochstämmiger Rosenbusch, der seine Zweige gleichmäßig über beide Gräber streckt, als wollten sich die beiden Schlafenden in ihm die Hände reichen. Der milde Herbst hat dem Strauch noch eine Knospe entlockt, die sich leise in den dürren Zweigen wiegt. Der Winter wird sie unentfaltet zerdrücken, und doch schaukelt sie froh dem Lichte zu: schönes Bild der Hoffnung.

Noch einmal dankte ich den Eltern für alles, was sie mir getan — auch dafür, daß sie dort unten für mich ruhten, was auch von ihnen geblieben sei.

„Macht von meinem Leibe nicht viel Wesens," sagte mein Vater, wenn er von seinem Tode sprach, „den Leib in Ehren, aber je mehr einer aus ihm macht, um so weniger pflegt er von seiner Seele zu halten."

Das ist auch mein Standpunkt. Feuer und Erde

und alle Elemente sind des Schöpfers und die Pietät ist Sache des Gemüts. Drum entscheide jeder für sich selbst. Ich bin meinen Eltern dankbar, daß sie sich nicht durch Feuerbestattung mit einem Ruck meiner Vorstellung als lebende Wesen entzogen und nicht an ihren toten Leib dachten, der doch nichts mehr empfindet, so oder so, sondern mir das Gefühl erhalten wollten, daß sie noch bei mir seien. „Ja, ich habe euch noch, wie ihr waret," flüsterte ich, „und alles, was ich einst in euch geliebt, all die großen Pläne und Gedanken des Jünglings, alle Freuden und Leiden meines Lebens liegen hier mit euch in eurer schmalen Kammer eingebettet.

O, gebt mir euren Frieden," rief ich aus, „fügt ihn dem meinen hinzu und mich soll fürder nichts mehr erschüttern."

❧

Ich war in der Kirche. Das Wort „Totensonntag" hat sammelnde Kraft. Die Kirche war gedrängt voll.

Das in Braun gestrichene Holzgestühl mit den hohen Lehnen, die von Steinpfeilern getragenen Wölbungen, von deren lichtblauem Grunde silberne Sterne flimmerten, die bemalten Glasfenster, die weißlackierte Kanzel mit dem runden Schalldeckel und der schwebenden Taube darunter, die von grünen Vorhängen halbverhüllten Öffnungen der kleinen Erker und Emporenischen, in die sich die Geister der alten Schusterfrau kopfüber stürzten, um durch die schmale Hintertür wieder hinauszustürmen: sie alle riefen mir mit ver-

einter Stimme meine Jugend herbei, die sich still neben mich setzte und in erbaulichen Anreden mit mir zu flüstern anfing, so daß Gedanken und Blick zeitweilig von dem Redner abgelenkt wurden.

Aber dessen hohe, vornehm würdige Gestalt und die warme, eindringliche Art seiner Rede zogen mich immer wieder zu ihm hin. Nicht wie ein lebender Anachronismus stand er da, der seine Botschaft scheu und schüchtern überbringt, als fürchte er sie von den Wirklichkeiten der Zeit überholt, nein, hochaufgerichtet, mit erhobener Rechte stand er vor uns, wie ein Depeschenreiter, der den in der Wüste Verschmachtenden schon von ferne zuruft: „Verzagt nicht, Freunde, die Karawane mit Lebensmitteln ist unterwegs!"

Hier einige Kernworte, die ich mir notiert und Ihnen, verehrte Frau, gern mitteile, denn am Totensonntag, schreiben Sie, dürstet der Mensch nach Jenseitigem, seine Seele ist durchdrungen von der mystischen Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren. —

Die „Offenbarung des Johannes", der der Geistliche seinen Text entnommen, nannte er das rechte Totensonntagsbuch — keine Logarithmentafel, nach der man die Proportionen des Jenseits, Wiederkunft und Weltende genau berechnen könne, wie etliche wähnten, die ihre eigene Weisheit in dies Gottesbuch hineingeheimnißten, sondern ein Buch des Lebens, an dem man sich genügen lassen müsse — grandiose Bilder und Schauungen in eine andere Welt, in die kein Auge dringe, die keine Sonde der Wissenschaft, kein Adlerflug der Phantasie erreiche.

„Aber die trauernde Seele", fuhr er fort, „versteht

die erhabene Plastik, in der nur die religiöse Sprache malen kann. Johannes legt nicht den Kopf in die Weiche, zergrübelt sich nicht das Hirn, ruft nicht verzweifelt in alle Winde hinaus: „Wohin ginget ihr, geliebte Toten, als ihr von uns Abschied nahmt? Wo wandelt ihr jetzt? Was treibt ihr?" Nein, der heilige Seher erhebt den Arm und weist mit gestrecktem Finger ins Jenseits: „Seht," sagt er, „da stehen sie vor dem Stuhle Gottes und dienen ihm Tag und Nacht, sie hungert nicht, sie dürstet nicht und keine Hitze fällt auf sie. Das Lamm weidet sie an den lebendigen Wasserbrunnen und Gott wischt alle Tränen von ihren Augen." „Ihr seht," rief der Prediger, „unsere Toten sind glücklich, o störet sie nicht in ihrer Seligkeit." —

— „Kirchen," meinte er, „sind keine kahlen, kopfnüchternen, sinnentoten Lehr- und Wortstätten, die, nur des Sonntags auf etliche Stunden geöffnet, die Woche über düster und traurig wie Gefängnisse des heiligen Geistes dastehen, nein, warme, heilige Gründe sind sie, in denen sich Herz und Gemüt ergehen, Mutterarme, immer bereit, uns zu umfassen."

Er nannte das Leben einen Weg zum Tode und den Tod einen Weg zum Leben, den Sarg eine Wiege, jeden Grabstein einen Mund des Jenseits, und die Inschriften Wegweiser auf dem Heimwege zu Gott.

„Es ist zweierlei: in erhabenen Worten über den Tod reden und sich mit seinem eigenen Tode abzufinden, ein Polarschiff ins eisige Dunkel zu entsenden und selbst auf dem Schiffe zu sein, das nie zurückkehrt."

— — Bemerkenswert erschien mir, was er vom Altern sagte:

„Manche sind Greise und Greisinnen schon lange vor der Zeit. Welch eine Selbsterniedrigung, ohne die Kraft des Glaubens an eine innere Erhöhung zu sein... Unabwendbar naht das Geschick des Alters. Grauer und grauer sinken die Schleier der Jahre auf jeden herab... Das einst so muntere Blut fängt an zu stocken, die heiteren Blitze des Frohsinns erlöschen, die Augenlider ermüden, ein Glied nach dem anderen mattet ihnen nach und der schöne Mut zum Leben senkt die Flügel."

„Sollen solche Gedanken unser Herz umdüstern?" rief er mit erhobener Stimme. „Sei die Natur unsere Führerin. Gleichen wir dem scheidenden Tageslicht, das sich ins Meer, in den Strom, ja, in den kleinsten Weiher flüchtet und noch einmal, bevor es verlischt, im vollen Glanz aus ihnen hervorstrahlend das Erz des dämmernden Himmels in leuchtendes Silber verwandelt... Laßt uns die Herrschaft über die Rosse der Zeit nicht aus der Hand geben, bis wir in den letzten Torweg eingebogen sind. Kläglicher Anblick, wenn alte Leute wie weinende Kinder vor den Scherben ihres Lebens stehen und ratlos fragen: Was nun? — Kein besseres Mittel gegen das gefürchtete Alter, als seinem Atem Ziele setzen, und an Zielen des Denkens, Strebens und zum mindesten des Liebens fehlt es keinem."

„Auf diesem Wege sei uns Jesus Führer. Er trat heraus aus dem dunkeln Schweigen der Ewigkeit, lebte und liebte und seine Liebe war seine Fackel, die alle Rätsel unseres Seins, auch unsere letzte Nacht, durchleuchtet. Darum schwebt auch am Totensonntag sein Geist sieghaft über den Gefilden der Hingesichelten."

Als ich von der Kirche durch das Wiesental ins Schlößchen zurückkehrte, dachte ich bei mir, es muß für den Prediger nicht leicht sein, Sonntag um Sonntag, ob in Stimmung oder nicht, päßlich oder unpäßlich, in Schnee, Sturm oder Sonnenstechen mit dem Wortstab in der Hand und der Fackel in der Brust vor immer denselben Leuten dieselben Wahrheiten in immer neuen Worten und Formen zu verkünden und dabei immer vorbildlich vor ihnen wie unter den Augen seiner Richter zu wandeln.

Und ich umkränzte in Gedanken das schöne Denkmal, das Scheffel in seinem „Trompeter" dem Pfarrherrn auf dem Lande gesetzt hat. — Ja, ich gestehe, beste Freundin, ich habe mich öfter nach dem alten Kirchlein umgeschaut und ihm im stillen Abbitte getan. Der Strudel der Großstadt hat auch mich lange Jahre an den Kirchenecken vorübergerissen. Heute fühlte ich: Kirchen sind keine Katapulte für priesterliche Anathemas, aber auch keine Stätten, die man wie Pesthöhlen zu meiden hätte. Kirchen sind Eilande des Friedens, Asyle der Bedrängten und Geängsteten, sind, wie mir ein alter Förster hier sagte, oft die letzte Schutzhütte für gehetztes Menschenwild.

Es ist spät geworden.

Ich lege soeben das Totensonntagsbuch aus der Hand und trete ans Fenster. Der Mond hat sich durchgerungen, goldene Tropfen rieseln von den Bäumen. Am Himmel zieht ein Pilgerzug von Wolken und Wölkchen die nächtliche Straße. Sind das „die

Reiter auf den weißen Pferden, angetan mit weißer und reiner Seide", von denen die Offenbarung spricht? Und reitet ihnen der eine vorauf „im wallenden Kleid, das mit Blut befleckt war, und auf seinem Haupte viele Kronen trug und hatte einen Namen geschrieben, den niemand wußte denn er selbst?"

Mein letzter Blick galt dem Friedhof. Wie liegen sie da alle so still beieinander. Alle Trennungen des Lebens hat der Tod ausgeglichen. Haß, Feindschaft, Neid, Verzweiflung, alle Schreie der Leidenschaft sind verstummt. Mich überkommt eine sanfte Milde. „Nicht die Abwesenheit von Mängeln," sagt ein Großer, „sondern die Anwesenheit von Vorzügen bestimmen Wert und Werk eines Menschen." — Das gilt für die Lebenden. Unsere Toten stehen im verklärten Licht. Alle Schlacken sind abgefallen. Ihr Sein heißt Seligkeit.

Weihnachtsabend.

Dezember 1913.

Lautlos glitten die Flocken auf die dämmernde Erde. Der Park lag tot und still. Nichts rührte sich. Wind und Wetter waren schon in den Weihnachtssaal gegangen und Bäume und Sträucher standen in ihren weißen Pilgermänteln, als wollten sie heute abend die Reise in die erleuchtete Weihnachtsburg mitmachen.

Ich rief meine Haushälterin, die mir den langen weißen Bart, Pelzmütze und grauhaarichten Sackmantel brachte und mich zum Knecht Ruprecht ausstaffierte. Ihr wißt, daß ich auch in Berlin an jedem Weihnachtsabend in diesem meinem Leibkostüm den Frauen und Kindern bescherte, deren Väter ihr Weihnachtsfest im Gefängnis verlebten.

Ingeborg begleitete mich als „Vogelscheuche", wie sie kicherte, um mir lästige Neugier fernzuhalten, in die Kellerwohnung eines kranken Maurers, der vom Gerüst abgestürzt und gelähmt, seit länger als einem Jahr das Bett nicht verlassen hat.

Der Mann sieht durch die eisernen Trallen über seinem Fenster den ganzen lieben Tag nichts weiter von der Welt als die Füße der Vorübergehenden, aus deren Gangart und Tempo der „Kellerphilosoph" seine Schlüsse auf Alter, Stand und Charakter zieht. Aber dabei ist er immer zufrieden. Seine Frau hausiert, seine Kinder helfen verdienen, das jüngste spielt an seinem Bett. Und wenn die paar Sonnenstrahlen, die dem Maurer zugedacht sind, die glitschigen Kellerstufen hinab- und dem Kanarienvogel über der Stubentür in die Kehle fallen, dann schmettert es aus dem Kellerloch herauf, daß man glauben könnte, da unten liege das Paradies.

Ich bescherte den Kindern; die größeren unter ihnen lächelten über das Gemurmel des weißen Bartes, nur die Kleinste hielt mich noch für den Knecht Ruprecht, und das war von allem das Rührendste.

Ich bin ins Schlößchen zurückgekehrt.

Der Abend ist programmäßig verlaufen: Rummeltopf, braungeschwärzte Mohrenkinder, Dielensänger, die für ihr: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind..." von Sophie mit selbstgebackenen „Ochsenaugen", hier „Pförtchen" genannt, bedacht wurden. Dann Bescherung und der übliche Weihnachtskarpfen mit Rahmschaum und Meerrettich. Ingeborg hat ihren bunten Flitterkram ins Elternhaus getragen und die Alte sitzt oben in ihrem Lehnstuhl am warmen Ofen und träumt vermutlich von ihrem Kinderglück im gesegneten Obotritenland.

Ich bin allein unterm Tannenbaum. Und wie im Kamin die Funken sprühen und an den grünen Tannenbaumzweigen die Lichter knistern, zischen Erinnerungen in mir auf, steigen wie Raketen am Himmel empor und ziehen leuchtende Lichtbahnen bis weit in meine Kindheit zurück.

Ich bin wieder im Elternhaus.

Es ist Weihnachtsabend. Dem lebhaften Knaben schleichen die Stunden bis zur Bescherung mit Schneckenfüßen. Die Unruhe treibt ihn hin und her. Er liest, springt auf, guckt durchs Schlüsselloch, gräbt im Garten Christrosen aus dem Schnee, läuft zur Magd in die Küche und sagt sich wohl zwanzigmal die Weihnachtsgedichte auf, bis endlich die Schelle ertönt. Verlesung des Weihnachtsevangeliums. Bescherung. Gemeinsame Abendtafel.

— — Und dann kam der Höhepunkt des Festes, der Ruf des Vaters: „Horche, Reinhard, ich will dir jetzt deine Weihnachtsgeschichte erzählen." — Ich rücke

den Stuhl an seine Knie heran und richte gespannt meine Augen auf den Mund des väterlichen Barden.

Mir fällt gerade eine solche Geschichte ein. Ich erzähle sie euch im Redeton meines Vaters, der sich nach Jean-Paulscher Art in Abschweifungen, Intermezzos, belehrenden Randbemerkungen und Exkursen erging — offenbar in der erzieherischen Absicht, der stürmischen Lebhaftigkeit des Sohnes und dem unruhigen Vorwärtsdrängen seiner Neu- und Wißbegier die hemmenden Zügel anzulegen.

Ein Weihnachtsabend auf der Böckelnburg im Nahetal.
Um 1100.

„Wie das Christkindlein in der Krippe," begann er, „so liegt alles Große in der Welt zuerst in einer kleinen Wiege. Auch der Vater Rhein, der prächtigste unter den deutschen Strömen, dessen Reben das Blut unserer Väter düngte, — — und kein Hundsfott nimmt ihn uns wieder.

Auf dem St. Gotthard steht sein Elternhaus... Du weißt ja, in der Schweiz... Du nennst mir gewiß noch einige Schweizer Berge... Richtig!... Nicht wahr, das Wissen schafft Freude?... Von da oben also, verborgen unter Moos und Kratt, bricht er hervor, hüpft munter über lachende Kiesel hinweg, jauchzt dem nahen Himmel zu und den Felsen und Baumriesen, die ihn begleiten, und stürmt weiter. „Halt ein! Halt ein!" rufen von allen Seiten die Bachgesellen hinter ihm her, keuchen und holen ihn ein und schließen sich ihm an. — Nichts hemmt seinen

Fuß, nicht Abgründe, nicht jähsteile Felsenwände; an grünen Matten jagt er vorüber, talwärts, talwärts, bis er unten ankommt... Er läuft weiter, stürzt sich kopfüber in den Bodensee, durchschwimmt ihn, eilt weiter, fällt hin — du weißt ja, der Rheinfall von Schaffhausen, ich erzählte dir davon — und steht wieder auf und schleudert den Wanderern, die ihn, hinter Felsen versteckt, im Fallen belauschen wollten, die kalten Spritzer ins Gesicht...

Er läßt der Berge zackige Klippen und tritt in die Ebene ein. Gemächlicher schreitet er jetzt am Silberstab im smaragdgrünen Wams unter den Augen der Sonne dahin. Des Nachts schläft er in seinem Bett auf goldenem Flaum... Du mußt nämlich wissen, Reinhard, daß er von den Schweizer Bergen her Gold im Sande mit sich führt... — Stärker wird er und stärker, und federleicht dünken ihm der reichen Kaufherren bewimpelte Archen, die er auf seiner Schulter trägt. — — Endlich setzt er den Fuß auf deutschen Boden. O, die schönen Städte, die er jauchzend grüßt, die herrlichen grünen Berge, deren Sohle sein kristallklares Naß benetzt. O die reizenden Täler, darinnen er den sonnentrunkenen Reben die heiße Stirne kühlt ... Es verlohnt sich, Umschau in ihnen zu halten... Bleib sitzen, mein Junge, wir sind gleich am Ziel!... Ich nenne nur die schluchtenreiche Lahn mit dem Badeort Ems, wo unser alter Kaiser allsommerlich seinen Becher Sprudelwasser trank, und das liebliche Aartal... und dann nicht zu vergessen die Mosel, Reinhard, ich kenne sie, ich war in Kochem und oben in der Burg, die soviel Trauriges gesehen wie kaum eine andere

Burg auf deutscher Erde... und in Trier und in Trarbach... ach Trarbacher!... Aber das verstehst du noch nicht... So — und nun biegen wir ins Nahetal ein. Sieh her, hier am Rheinknie mündet die lustige Nahe, die vom Hundsrück herunterkommt und dem, der Ohren dafür hat, viel erzählen könnte von den bösen Franzosen, die all die traurigen Burgruinen da oben auf dem Gewissen haben, und von den wilden Rittern und Raubgrafen, die dort noch im 16. Jahrhundert ihr Wesen trieben. Aber lassen wir das.

Also in diesem Tal, auf einem felsigen Berge, stand einst die Burg Böckelheim, die um 1100 der ritterliche Dienstmann Hildebert bewohnte.

Es war Weihnachtsabend.

Ein kalter Wind pfiff über die kahlen Berge, aber den Burgsaal durchströmte behagliche Wärme. Der Estrich war mit Wolfs- und Bärenfellen belegt, die Erkerfenster von bunten Teppichen dicht verhängt, und die Steinbänke vor ihnen trugen weiche Pfühle. — Zwar lag zu jener Zeit die schöne deutsche Sitte des brennenden Tannenbaumes noch in den Windeln, denn erst vor etwa 100 Jahren hielt dies leuchtende Sinnbild der ewigen Liebe seinen Einzug bei uns in Palast und Hütte; aber schon damals pflegten etliche Burgherren am Weihnachtsabend ein Tännchen, das im Burggarten nahe den Zingeln, d. h. der mit Türmen versehenen Außenmauer gewachsen war, schlagen zu lassen und mit bemalter Eierschale und buntem Papierschnitz zu behangen.

Um so ein Bäumchen, das der Burgwart in den Saal geschafft hatte, saß der Ritter Hildebert mit seiner Frau und Tochter. Plötzlich brach die Kleine, mit Namen Hildegard, in Tränen aus.

„Ich mag nicht feiern, lieber Vater", schluchzte sie. „Der arme gefangene Ritter sitzt unten im kalten Verlies und ohne Licht und ohne Tannenbaum... Bitte, bitte, herzlieber Vater, darf ich nicht zu ihm?"

Da konnte der Ritter dem guten Mädchen nicht widerstehen. „Ja, mein Kind," sagte er, indem er ihr liebkosend über das blonde Haar fuhr, „wem sich heute, am heiligen Abend, das Herz nicht öffnet, der ist hart wie das Felsgestein, auf dem unsere Burg steht."

Und sie erhoben sich und trugen Baum, Speise und Kohlen hinab in die dunkle Weihnachtszelle.

Die von Kälte, Hunger und Herzeleid abgehärmte Gestalt, die auch im Elend noch ihre Hoheit bewahrte, war der Kaiser Heinrich IV.... Du weißt ja, der in Kanossa barfuß im Schnee stand... Sein eigener Sohn hatte ihn hier gefangengesetzt und sein grausamer Kerkermeister, der Bischof von Speier, ließ ihn scharf bewachen.

Als der Ritter in aller Ehrfurcht die Bitte des Kindes vorgetragen, ergriff der Kaiser das Mädchen mit beiden Armen und zog sie sich gerührt ans Herz. „Wie du mich heute abend erfreut und getröstet hast," rief er unter Tränen, „so erfreue und tröste dich der barmherzige Gott und setze dich zum Segen für Tausende."

— — Des Kaisers Wunsch hat sich erfüllt. Das

Mädchen wurde die berühmte Nonne und Prophetin Hildegard von Bingen, bei der viele in den rauhen Stürmen jener Tage Trost und Zuflucht fanden. —

Während ich mir diese Erzählung unterm Tannenbaum ins Gedächtnis zurückrufe, ohne mich um die kritische Sonde der geschichtlichen Forschung zu kümmern, sehe ich plötzlich die Vorhänge an den Fenstern sich bewegen, und lauter kleine Engelsköpfe gucken mich schelmisch an und öffnen ihr rundes Mündchen, als wollten sie mich fragen: „Mich kennst du doch auch noch? Und mich und mich"... „Ja, ja, ich kenne euch alle noch, ihr lieben Weihnachtsgeschichten aus der Kinderzeit." — —

Und ich stand auf und trat an den Flügel und fuhr leise über die Tasten hin, und aus dem Schlößchen meiner Kindheit klang es zu mir herüber: „Stille Nacht, heilige Nacht"...

Der Schuster am Weihnachtsabend.

Auf dem Heimweg vom kranken Maurer fiel mir ein anderer Kellerbewohner ein, ein Schuster, der im Grundgeschoß meines Berliner Stockwerkhauses wohnte. Und denkt euch, heute morgen macht mir ein Brief meines früheren Hauswirtes die seltsame Mitteilung, daß dieser Sonderling von einem Schuster das

Zeitliche gesegnet und mich zum Erben von Ledersohlen, Leisten, Gerätschaften und halbzerbrochenen Möbel- und alten schimmligen Kleidungsstücken eingesetzt hat.

Niemand hat sich um den armen Teufel gekümmert, so daß er erst Tage nachher in seinem Bett tot aufgefunden ist.

Jahrelang ging ich fast täglich an ihm vorüber oder, ähnlich wie beim Maurer, über ihn hin, ohne weiter nach ihm zu fragen. Ich wußte nur, daß der Mann da unten in seiner Werkstatt, in die sich all der Rauch und der von den Füßen aufgewirbelte Straßenstaub abzulagern schien, einer von den vielen Hunderten war, die in der Hauptstadt auf den Namen Schulze hören.

❧

Eines Tages brachte ihn die Mitteilung eines meiner Fürsorgehelfer, daß der Mann lange Witwer und sein einziger Sohn vor Jahren im Zuchthaus gestorben sei, meinem Herzen näher.

Es war Weihnachtsabend.

Ich kehrte im knirschenden Schnee von der Bescherung einer meiner Sträflingsfamilien mit dem beglückenden Gefühl heim, wie es nur das Bewußtsein, etwas Gutes getan zu haben, zu gewähren pflegt. Ein Blick in den Keller zeigte mir den alten Schuh- und Stiefelkliniker, der auf seinem Schusterbock hämmernd saß, einen ausgedienten, löchrichten Stiefel zwischen den spitzen Knien haltend. Er saß vornübergebeugt, Kopf und Schultern nach vorn gedrückt wie die steinernen Riesen an den Eingängen der großen Stein-

häuser, die die ganze schwere Last des Hauses zu tragen scheinen. Aus der Glaskugel vor ihm fiel ein mattgrüner Lichtschein auf sein glattes, fahles, regungsloses Gesicht.

Ich stand einen Augenblick still und betrachtete seine gespenstisch starren Züge. „Armer, einsamer Mann, dachte ich. Weihnachtabend und so mutterseelenallein in der Millionenstadt."

Mein. Entschluß war schnell gefaßt. Ich stieg in meine Wohnung hinauf, entledigte mich meines Knecht Ruprecht-Kostüms, steckte ein Fläschchen Punschextrakt zu mir und trat bei ihm ein.

— — Die mit Pechgeruch und Kleisterdunst vermischte Luft der halbkalten Werkstatt fiel mir auf Hals und Nerven. Lederstücke, Leisten, Sohlen, Stiefel, Pantoffel, Werkzeuge, Schurzfelle, lagen wie schuttiges Wüstengeröll bunt durcheinander; ich hatte das Gefühl, als sei ich in einen ausgebrannten Krater hinabgestiegen.

Der Schuster warf mir auf meinen „Guten Abend" von seinem Bock aus einen halben Blick zu und arbeitete weiter.

Ich stellte mich ihm als Hausgenossen und zukünftigen Kunden vor, schob, ohne eine Aufforderung abzuwarten, einen wackligen Holzstuhl, nachdem ich ihn von allerlei Lederunrat gesäubert hatte, näher an ihn heran und fing an, von mir zu erzählen: daß ich seit langen Jahren Witwer und als Einsamer am heiligen Abend zu ihm hinabgestiegen sei, um ein Stündchen mit ihm, dem Gleichgestimmten, zu verplaudern und auf solche Weise die Sehnsucht nach der Heimat, die am Weihnachtsabend über jeden Menschen herfalle, zu

überwinden. Ich sprach von nordischen Wäldern und von einer kleinen Stadt an den blauen Wellen der Ostsee.

„Ostsee?" fragte er, und richtete zum erstenmal seine grauen, verschleierten Augen auf mich.

„Ja, Ostsee", wiederholte ich, da ich merkte, daß seine Teilnahme anfing wach zu werden. — Genug, es währte nicht lange, so gossen wir das auf einem qualmigen Spritkocher erhitzte Wasser in unsere Gläser, taten einen Schuß Punschextrakt hinzu und stießen auf ein frohes Weihnachtsfest miteinander an.

Nie in meinem Leben beobachtete ich eine schnellere und wohltuendere Wirkung der Wärme als hier beim Schuster. Die warmen Tropfen rannen ihm die gerippte, hagere Gurgel hinab und schienen das Eis aufzutauen, das sich da unten jahrelang in den engen Brustkanälen aufgestaut hatte. Und als wir das zweite Glas füllten und miteinander anstießen, löste sich auch die Zunge aus ihrem Eisbann, und der Schuster fing an, von seinem Leben und seiner Kindheit zu erzählen.

In einem pommerschen Dorfe bei Stettin, nicht weit von der Ostsee, hatte er auch einmal einen Vater gehabt, der ihn geherzt hatte, und eine Mutter, die ihn auf ihrem Schoß gewiegt. In Berlin ansässig geworden, hatte er sein lebelang in Hinterhäusern und Kellerwohnungen verbracht. Seine Frau war seit Jahren tot, war aus Kummer gestorben über den einzigen Sohn... Er stockte ein wenig und sah mich von der Seite an... Dann erzählte er mir die Geschichte seines Sohnes: „Er ist verbummelt, von schlechten Gesellen verführt," sagte er, tief aufseufzend, „zu uns

kam er nur noch, wenn er Geld haben wollte. ‚Ihr habt mich in die Welt gesetzt,‘ schrie er uns an, ‚jetzt sorgt auch für mich, daß ich leben kann, aber gut leben, das sage ich euch.‘ — Und zuletzt bedrohte er uns sogar mit Gewalttätigkeiten. Darüber starb meine Frau. Sie dachte, ohne mit einem Wort von ihm zu sprechen, Tag und Nacht an ihren Sohn.

Eines Abends verlangte er wieder Geld von mir, aber ich hatte keins, ich hatte ihm schon mein letztes hingegeben. Da griff er, ehe ich mich dessen versah, nach den beiden Trauringen an meinem Goldfinger, zerrte, mit mir ringend, den einen herunter und lief der Tür zu.

„Da, nimm auch den anderen,“ rief ich ihm nach, „die beiden gehören zusammen“, und warf ihm den zweiten Ring vor die Füße. Er hob ihn auf und stürzte die Treppe hinauf. Draußen auf der Straße hörte ich sein Lachen und das Kichern einer Frauensperson. Die schmutzigen Schaufenster haben's ihm angetan,“ rief der Schuster, wie zur Entschuldigung, nach kurzem Stocken, „die Gier nach Weibern war sein Verderben. Die paar Groschen, die er als Halbwüchsiger nebenbei verdiente, legte er in schmutzigen Bildern und Büchern an. — Seitdem sah ich ihn nicht wieder, bis ich aus der Zeitung erfuhr, daß er wegen Raubmordes zu langer Zuchthausstrafe verurteilt sei.“ —

Der Schuster machte eine Pause und sah schweigend vor sich hin.

Rührend war, was er mir dann in einem ganz anderen Tone von seinem Sohn im Zuchthaus erzählte und ich euch in meiner Sprache nun wiedererzähle.

Nach fünfjähriger guter Führung hatte ihm der Anstaltsleiter einen Geraniumsetzling in die Zelle geschenkt.

Anfangs betrachtete er die kleine, unscheinbare Blume mit gleichgültiger Miene, aber bald fing sie an, seine Teilnahme zu erwecken, und da ein Zelleneinsamer alle Wälder der Erinnerung und alle Reviere des Denkens in kurzer Zeit abgejagt hat, wurde die kleine Blume nach und nach der Gegenstand seiner Betrachtung und seiner unausgesetzten Sorge. — Er sah sie wachsen, und eines Tages deutete eine sanfte Schwellung am Stamm das nahe Hervorbrechen der ersten Blüten an.

Fortan ließ der Zellenmann kein Auge von ihr. Sein Tag war durch sie zu einem Tagewerk der Liebe geregelt, ja zuweilen schien ihm — glückselige Täuschung — der Tag zu kurz für die Pflege seiner Blume. Es konnte ihm geschehen, daß er im Traum den kleinen Stock als einen großen Baum voll schönster Blüten sah, und daß er selbst noch am Morgen, wenn er erwachte, das Gefühl hatte, als ob ein schöner Blumenduft ihn umwalle.

Das Bedürfnis des Menschen nach Liebe und der unwiderstehliche Drang sie auszuüben, machten immer nachdrücklicher ihr Recht in ihm geltend. Immer mehr verdichtete sich in dem Zellenbewohner das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Blume zu einer dauernden Liebespflicht gegen sie. Die Geranie war sein letzter Gedanke, bevor er einschlief, und sein erster Morgenblick galt ihr. Sandte die Sonne ihren flüchtigen Pilgergruß durch das vergitterte Fenster, nahm

er seine Blume in die Hand und hielt sie den Sonnenstrahlen, damit sie Sonne trinke, entgegen, und sein Arm ermüdete nicht.

Als die ersten Blüten abgefallen und die Pflanze zu kränkeln schien, bat er den Schließer, sie in die frische Luft zu tragen. Er streichelte sie beim Abschied und küßte sie sogar — wahrhaftig, das tat er — und sah ihr nach, als ob sein Kind von ihm fort in die Fremde ziehe. Die ganze Nacht hat er nicht geschlafen, immer nur an seine Blume gedacht, wo sie stehe, ob der Schließer sie nicht verwechsle, sie jemand stehle oder gar umbringe, das süße Leben... Nur zwei Tage hält er es aus, er ist krank vor Heimweh, mag nicht essen, stiert beim Rundgang um den Hof teilnahmlos vor sich hin. — Und die Freude, als sie wiederkam! —

Nach fünf weiteren Jahren guter Führung hielt ein Stieglitz seinen Einzug in die Zelle.

Nun teilte der Gefangene sein Herz zwischen Blume und Vogel, und sein Glück läßt sich nicht beschreiben, als der Vogel seine Zelle zum erstenmal mit Musik füllte. Nie war ein König stolzer auf seine Krone, als er auf seinen Zellengenossen. Nichts entbehrte er, nicht einmal seine Freiheit. — Da starb der Vogel. Eines Morgens lag er tot im Bauer. Und als bald darauf auch seine Blume blässer und blässer wurde und zuletzt einging, verlor er die Lust am Leben. Er wurde müde, kam in den Krankenflügel und siechte langsam dahin.

Der alte Schuster war bei ihm gewesen und hatte

von dem Anstaltsleiter und dem Geistlichen viel Gutes über seinen Sohn gehört. —

„Alles vergessen und vergeben", sagte der Schuster, indem er mich blicklos ansah und mit der verrunzelten Hand auf seiner grauen, dürren Wange eine Träne zerdrückte. — Auch mir fuhr der tropfende Tauwind über die Seele.

So saßen wir still beieinander. Dann sprachen wir noch eine kurze Zeit von anderen Dingen, leerten unsere Gläser und wünschten uns eine Gute Nacht!

„Lieber Herr," sagte der Schuster, nachdem er meine dargebotene Rechte mit beiden Händen ergriffen hatte, „so einen schönen Abend habe ich seit langem nicht erlebt."

Hildegard von Bingen.

An eine Rheinländerin im Grunewald.

Dezember 1913.

Daß sich, werteste Freundin, die Weihnachtsgeschichte meines Vaters von der kleinen Böckelheimerin in Ihr Herz eingenistet hat, verstehe ich wohl. Sie sind als Rheinländerin stolz auf Ihre berühmte Landsmännin und haben alles Recht dazu.

„Ein Entweder — Oder," schreiben Sie, „muß uns seine Schwertspitze auf die Brust setzen, sonst kommen die oft lebenslangen Revolutionen in uns nie zur Ruhe. Nur über die Schlachtfelder großer Entscheidungsstunden: „Willst du oder willst du nicht?"

führt der Weg zur Freiheit. Das gilt auch für uns Frauen. Die Schale muß bersten, wenn der Keim ans Licht will. Entweder es bleibt alles beim alten, wie es war, der See unseres Daseins stagniert und nie liebkosen uns die reinen Lüfte der Freiheit, oder die Vorhänge des Wahns müssen zerrissen, die Zyklopenmauern blinder Vorurteile zertrümmert, die engbrüstigen Torwege der Sehsucht erweitert werden, sonst erreicht die Menschheitskultur ihre letzten hohen Ziele niemals."

Bravo, bravo!

Verzeihen Sie, Teuerste, daß ich Ihnen Ihre eigenen Briefworte zur Lesung darbiete, aber ich möchte Ihnen nur zeigen, welch eine Resonanz Ihre schönen, starken Worte in meinen Herzkammern gefunden haben, Worte, wie sie nur aus heißem Ringen um ideale Lebensgüter heraus geboren werden. Sie, die Schreiberin sind eben eine der Vorkämpferinnen für die Verbesserung des Frauenloses, die das dunkle Gefühl hat, in der Hildegard von Bingen, von deren Leben sie bisher fast nichts als den Namen erfuhr, eine ihrer großen Vorgängerinnen verehren zu können. —

Darum entspreche ich Ihrem Wunsche nach genauerer Kunde gern und teile Ihnen mit, was mir Gedächtnis, Tagebuch und Pregers Geschichte der deutschen Mystik im Augenblick zur Hand geben, um auch an meinem Teile dazu beizutragen, dieser wahrhaft bedeutenden Frauengestalt in der Entwicklungsgeschichte der Frauenbewegung und in der Galerie großer Geister den ihr gebührenden Platz anzuweisen.

Hildegard ist zweifellos im Jahre 1104 im Dorfe Böckelheim im Nahetal geboren und Kaiser Heinrich IV. bereits 1106 in Lüttich gestorben. Mag eine kurze Haft in der väterlichen Burg nicht ausgeschlossen sein, der liebliche Legendenschleier, den die Weihnachtsgeschichte meines Vaters um sie wob, ist zerflattert.

Hildegard, früh entwickelt und von starkem Innenleben, wähnte schon als Kind in einem inneren Lichtschein wundersame Dinge zu schauen, aber als sie beim Erzählen das Staunen ihrer Mutter und der Mägde wahrnahm, verschloß sie sich troß aller Bitten und übte sich damals schon in der Kunst, das Zungenschwert zu führen, es aber auch zur mahnenden Stunde in der Scheide zu lassen.

Achtjährig, empfängt sie den ersten Unterricht in einem nahen Frauenkloster und lernt neben weiblicher Handarbeit, nähen und sticken, auch lesen und auf Pergament mit gläsernem oder metallenem Griffel auf Wachstafeln schreiben, — „Künste", die die dem Waidwerk, Turnier- und ritterlicher Geselligkeit zugewandte männliche Jugend als „pfäffische" verachtete. — Auch im Chorgesang und vielleicht Harfen- oder Lautenspiel wird sie unterrichtet, und daneben lernt sie noch Latein, nicht gründlich nach der Grammatik, sondern nur so viel in mündlicher Übung, daß sie die von den Priestern benutzte lateinische Übersetzung der Bibel, die Vulgata, notdürftig lesen und aus ihr die Bilder und apokalyptischen Einkleidungen ihrer Prophetien schöpfen kann.

Sie wird Nonne und später Äbtissin.

Es war die Zeit der Kreuzzüge. Die blutigen Kämpfe um Wohl und Wehe der Christenheit, die phantastischen Erzählungen der aus dem Orient heimgekehrten Kreuzfahrer, die Kunde von den inneren Fehden und sittlichen Greueln im Schoße der Kirche waren auch ins Kloster gedrungen und gaben dem visionären Leben der Nonne Hildegard die prophetische Richtung, die ihre Seele ergriff und verzehrte.

Der Ruf ihrer Weisheit in politischen und religiösen Dingen drang in die Weite; bald reiste sie von Kloster zu Kloster, redete, tröstete, half, ward Beraterin von Kaisern, Fürsten und Päpsten. Oft schien die zarte Hülle ihrer Leiblichkeit dem Anschwall ihres schauenden und erschauernden Geistes zu unterliegen, daß sie tagelang wie erstarrt auf ihrem Lager hingestreckt lag. Aber die stählerne Kraft ihres Willens überwand alle Hemmungen des schwachen Leibes.

Nur die eine Ungewißheit marterte sie, ob ihre Weissagungen Kinder von göttlicher Herkunft seien.

Darum wandte sie sich an den berühmtesten ihrer Zeitgenossen, an Bernhard von Clairvaux, der, ein Feuergeist, ein Kreuzzugsprediger und Fackelträger der sichtbaren Kirche, aber auch eine mystische Seele, auf tätiges Christentum drang und dem großen Gedanken nachhing, die Religion Christi von einem Gegenstande des spekulierenden Kopfes zu einer Sache des Herzens zu machen.

An dies Orakel des christlichen Europas schreibt sie, als er 1147 mit dem Papst Eugen zur Kirchenverbesserung in Trier weilte, den schon im Mittelalter berühmten, von den hundert ihr zugeschriebenen Brie-

sen wohl einzig echten, im unbeholfensten Latein abgefaßten Brief, von dem ich Ihnen einen kurzen Abriß gebe.

„In verborgener Offenbarung Geist," beginnt sie, „muß ich mich an Dich wenden, ehrwürdiger Vater... Dir muß ich vertrauen, daß ich hart gebunden liege in einem Gesicht, das sich mir im Geiste der Verborgenheit zeigt, und das ich nicht mit den leiblichen Augen meines Fleisches schaue. Denn ach, ich Ärmste — und noch mehr Ärmste, als ich ein Weib bin — habe von Kindheit an große, wunderbare Gesichte gehabt, die meine Zunge nicht aussagen kann, ohne daß der Geist Gottes mich lehrt, wie ich es aussagen könne... Guter, milder Vater, ich fühle Plage wegen dieses Gesichts, ob ich erzählen soll, was ich höre und sehe... Darum klage ich in meiner Not zu Dir, denn ich bin beugsamen Gemüts wie ein Rohr im Winde, ja ich werde wie in einer Ölmühle in meiner Natur geschlagen, die entsprungen ist aus Adams Samen, landflüchtig in einer fremden Welt mitten im Blendwerk des Teufels. Aber nun raffe ich mich zusammen und flüchte zu Dir ... Ich beschwöre Dich bei der Weisheit des Vaters und bei seinem wunderbaren Worte und bei den heiligen Tönen, von denen die Schöpfung des Alls erklingt, daß Du meinem Wort nicht kalt und taub bleiben, sondern Dir ans Herz legen mögest, daß Du nicht abläßest, wenn Du in Deinem Gemüt entrückt bist, wegen meiner zu Gott emporzublicken, denn Dir ist er geneigt. Leb wohl, leb wohl in Deiner Seele, sei stark zu Gott im Kampf!"

Gewiß streift manches bei diesen Nonnen ans Pathologische, wenn sie die dem Weibe gezogenen Schranken der Leiblichkeit zu durchbrechen drohten und der Gefühlsüberschwang ihrer Christusminne, die in ihrem Herzen glühte, schäumend gegen den Becherrand des gesprochenen Wortes stürmte, aber man muß bedenken: Jedes Kräutlein ist ein Kind der Ackerkrume, die es trägt. Schwärmerei und Ekstase lagen in der Zeit der Kreuzzüge in der Luft, und wenn die Welt die Nonnen krank und närrisch nannte, so vergaß die Welt, daß sie zu allen Zeiten geneigt war, den krank zu nennen, der sie gesund machen wollte.

Nein, alle Achtung vor jenen tapferen, freiheitsmutigen adeligen Nonnen, die im 11. und 12. Jahrhundert am Rhein und in Flandern gegen die sittliche Entartung der Kirche und ihres Klerus, ja gegen die ganze damalige Männerwelt, ihre Erschlaffung und Verweichlichung, scholastische Pedanterie und Verknöcherung einen flammenden Protest erhoben. Zum erstenmal in der Weltgeschichte geschah es, daß Frauen, aufgerüttelt von dem einen mütterlichen Grunderlebnis, daß Leben und Kraft geopfert werden müssen, damit neues Leben erblühe, sich aus der Vereinzelung zur gegliederten Gemeinschaft zusammenscharten und, durch die Einheitlichkeit ihres Kampfzweckes zusammengehalten, sich unter der Fahne heiliger Notwehr einer ganzen sinkenden Welt entgegensetzten.

— Keine mittelalterlichen Blaustrümpfe, aber auch keine modernen Mannweiber waren die Führerinnen jener Nonnenscharen, unsere Hildegard, die glänzendste unter ihnen, eine Mechthild von Magdeburg, Jutta

von Sponheim, Margarete von Ypern, Maria von Oegnis, Christine von St. Troud, nein, tiefsinnig, phantasiereich, leidenschaftsprudelnd waren sie und doch voll frauenhafter Innigkeit, das Auge klar gerichtet auf die Probleme und praktischen Fragen ihrer Zeit — Prophetinnen, die, die Seherhand über den Augen, im aufglimmenden Morgenrot den kommenden Tag der Freiheit erharrten. —

Als Hildegard im 74. Jahre ihres Lebens auf dem Rupertsberg bei Bingen, wohin sie ihr Kloster wegen Andranges immer größerer Nonnenscharen verlegt hatte, bis in ihre letzten Stunden hinein tröstend und helfend, starb, hat das Volk sie noch vor der Heiligsprechung der Kirche als Heilige verehrt.

Lassen Sie auch uns das Haupt unserer Hildegard mit dem Kranz dankbarer Bewunderung schmücken. Die Großen sterben nicht, und in ihnen lebt auch die Menschheit unsterblich, denn niemand, auch kein Großer, ist groß für sich allein, an dem Gewebe seiner Größe woben die Geschlechter seiner Zeit. Ich möchte unsere kluge, beredte, herzgute Hildegard als eine Türmerin vor uns hinstellen, die von hoher Warte herab auch in die Frauenmenge unserer Tage hineinruft: „Organisiert euch, Schwestern, enger, immer enger, es gilt, die weibliche Hälfte der Menschheit von der Schmach der Knechtschaft zu befreien. Blickt auf uns zurück! Wir waren schwache Weiber nur wie ihr, und waren stark im Geist der Liebe. Als die führenden Geister der Scholastik hinter den verträumten Butzenscheiben

ihrer Gelehrtenstuben verknöcherten und ihnen lateinische Systeme mehr galten als das Leben, da wandte sich das Leben von ihnen ab und kam zu uns, den Frauen, um von uns gelebt zu werden, und wir beschenkten den hohen Gast mit unserer Herzensminne, die Christus in uns entflammt hatte, und suchten das Leben zu dem zu machen, was es sein soll, zu erlebter Wirklichkeit. — Organisiert euch, Schwestern. Der Kampf der Frauen um ihre Freiheit hat sein geschichtliches Recht:

Vom dunkeln Hintergrund des Altertums heben sich nur die Namen einzelner Frauen ab: Semiramis, Tomyris, Judith, Sappho, Aspasia, Cornelia. — Bei den Griechen und Römern war der Staat alles und im Staat der Mann. — Die alte Germanin war geehrt als Priesterin des Herdes, als Vestalin an der reinen Flamme des Altars, aber die Frau blieb eine Ware, die, vom Manne im Rausch der Leidenschaft verspielt, klaglos ins Haus des anderen wanderte. — Im Orient vertändeln Millionen Frauen in den Harems ihr armseliges Puppenleben. Die schönen, klugen Indierinnen, vom Kastengeist der Priester geknebelt, schmachten hinter ihren vergitterten Zenanas. — Bei den Wilden sind Häuptlinge die Despoten ihrer Weiber, und die alte, arbeitsschwache Mutter wird vom eigenen Sohn ins Waldgebüsch geschleppt, den Tigern zur Beute. — Organisiert euch, Schwestern! Nehmt die Posaune nicht vom Mund, bis die Mauern Jerichos gefallen sind!“

Altjahrsabend.

Januar 1914.

Ihr fragt mich, was für ein Gesicht mein Schlößchen am Altjahrsabend, „dem mystisch stimmungs- und geheimnisvollsten des ganzen Jahres“, gemacht und wie ich ihn verbracht habe, ob einsam träumend am knisternden Kamin, „der seligen Trunkenheit des Augenblicks hingegeben“ oder in Gesellschaft?

In Gesellschaft, Freunde, und zwar eines Mannes, der es wert ist, daß ich ihn der euch bisher von mir vorgeführten Bilderreihe heimischer Berühmtheiten anreihe. Sein Name ist Zieten, hier allgemein wegen seines martialischen Schnurrbarts, der, wie der Brocken den Harz, sein ganzes breites, energievolles Gesicht beherrscht, „General Zieten“ oder auch kurzweg „Schnurrbart“ genannt.

„Schnurrbart“ geht mit seinem Karo spazieren, „Schnurrbart“ marschiert dreimal des Tages im strammen Wachtparadeschritt, den Kalabreser in die Stirn gedrückt, über den Marktplatz auf die Schreibstube — und so pünktlich auf die Minute, daß die Stadtleute bei versagender Kirchenuhr ihre Uhren nach ihm stellen. „Schnurrbart“ pendelt des Abends bis spät in die Nacht hinein hinter den weißen Gardinen in seinem Zimmer auf und ab, oft heftig gestikulierend oder mit Stentorstimme in die schweigende Nacht hinausredend.

Gerücht flüstert, daß er, als Sohn eines höheren Offiziers, bei dessen plötzlichem Tode das Studium der Rechtswissenschaft mit der Journalistik vertauscht und für ein bekanntes Berliner Blatt die Spezialberichte

aus den großen Sensationsprozessen geschrieben habe. Der Stammtisch im „Schwarzen Bären", mit dem Bürgermeister Kipper an der Spitze, munkelt von Ehehavarien und erloschener Hymensfackel, aber Genaueres weiß niemand.

Daß ein solcher Mann mit dem Gebaren eines Menschen, der ein Geheimnis bei sich trägt und in seiner Schweigsamkeit keine Neigung zu verspüren scheint, dasselbe mit anderen zu teilen, zudem „Junggeselle" und noch immer „von gewinnender Männlichkeit" ist, einen großen Teil der Stadtbevölkerung, besonders den weiblichen, vor seinem Zelte, das er im oberen Stockwerk des zweistöckigen Hauses einer alten, halbtauben Krämerwitwe aufgeschlagen hat, auf Dauerposten hält und allen voran meine Haushälterin, ist begreiflich. Aber Sicheres erfuhr auch sie nicht.

Dieser Mann war also gestern abend mein Gast.

☛

Am Abendtisch trug ich fast allein die Kosten der Unterhaltung.

Auf seine Frage nach meinem Berliner Leben und meiner im Schlößchen verlebten Kindheit berührte ich flüchtig den frühen Verlust meines Weibes und unseres einzigen Kindes und sprach dann im breiteren Ton des Behagens, mit dem das reifere Alter von Längstvergangenem zu plaudern pflegt, von meinen im Schlößchen verlebten Kindertagen und wie mein Vater am Altjahrsabend gern ins Haus seiner Eltern eingekehrt sei, in Mölln, wo sie als wackere Ackerbürger in der Seestraße am Möllner See gelebt hatten.

„Steh auf, Lauenburger," pflegte mein Vater dann wohl scherzend zu sagen: „und mache deine Reverenz vor dem Andenken dieser beiden braven Leute. — Und dann wollen wir auch nicht unterlassen," setzte er schmunzelnd hinzu, „an das Grab unseres berühmten Ahnherrn zu treten, du weißt ja, Till Eulenspiegels, der seit länger als 500 Jahren in Mölln begraben liegt ... liegt? Nein, steht, denn dieser Schlauberger wollte sich nicht wie andere Sterbliche der Länge nach hinstrecken lassen, sondern aufrecht in der Erde stehen, damit er beim ersten Posaunenstoß des Jüngsten Gerichts sofort mit beiden Füßen auf der Erde stehe."

„Meinst du," lachte er, „der war dumm? Er war nicht umsonst dreimal getauft: Zuerst von dem braunschweigischen Abt Arnold Pfaffenmeier, dann auf dem Heimwege von der Bachpfütze, in die seine vom Tauftrunk noch ein wenig taumlige Mutter mit ihm fiel, und zuletzt im Hause, wo er in den Waschkessel flog bis er gesäubert war ... Nein, mein Sohn, der war nicht dumm; in seiner Narrheit steckt mehr Verstand als in vieler Leute Klugheit. Jeder gesunde, anständige Mensch hat ein Tröpflein oder zwei von seinem Narrenblut in den Adern. Also schämen wir uns unseres Ahnherrn nicht!"

Die Tafel war schnell beendet. Der Gast aß wenig. Alle Pfeile der Kochkunst, die die alte Sophie aus ihrer Küche herauf auf Herz und Magen des geheimnisvollen Gastes abschoß, prallten wirkungslos an seiner fast asketischen Enthaltsamkeit ab.

Wir erhoben uns. Zieten steckte sich eine Zigarre an, die er unter den streichelnden Blicken eines Kenners in der flachen Hand gewogen hatte, und ich setzte mich an den Blüthner und spielte ihm „auf seine Bitte" die Mondscheinsonate vor.

Nachdem ich geendet und von dem Gast ein hübsches Lob über Spiel und Flügel eingeheimst, trat ich zu ihm ans Fenster.

Wir lenkten den Blick von dem in tiefen Schnee versenkten Winterpark zum gestirnten Himmel auf. Millionen Sterne funkelten.

„Wie klein fühlt man sich doch dieser erleuchteten Unendlichkeit gegenüber," meinte der Gast nach einer Weile stummen Betrachtens, „wie schrumpft der Mensch und sein Schicksal, das ihm so groß, so ungeheuerlich dünkt, vor dem Glanz dieses gewaltigen Ganzen in ein winziges Nichts zusammen. Und doch habe ich in den verlassensten Stunden meines Lebens in diesen von Millionen Kerzen erleuchteten Himmelsdom hinaufgelangt und mir Gott gleichsam heruntergeholt und ihn hier — er wies auf seine Brust — hineingepackt, um ihn bei mir zu haben. — Schon der Gedanke hat für mich etwas Erhebendes, daß es eine solche schimmernde Welt außer uns gibt, und daß es ein Geist der Macht und der Ordnung sein muß, der alle diese in den Luftraum verstreuten Weltenkörper ins Dasein rief und erhält."

In diesem Augenblick schlug es draußen auf dem Flur 8 Uhr.

„Hören Sie," sagte ich zum Gast gewandt, „wie keck und herrisch die alte Dielenuhr, ein elterliches

Erbstück, ihre acht harten Schläge durch das stille Haus schickt, als wollte sie sagen: ‚Was kümmert mich der Mensch und sein Verlangen, am Altjahrsabend aus dem Bereiche der Zeit herauszutreten und stillzustehen, meine Stunden stellen auch an solchen Wendepunkten der Zeit ihre Flucht nicht ein, und kein Mensch vermag ihnen zu gebieten, sie gebieten ihm.'"

„Ja, so ist es", sagte Zieten, der anfing lebhafter zu werden, indem er mit seiner kräftigen Hand wie schmeichelnd über seinen Schnurrbart fuhr. „Ob der Zeiger über ein blechernes oder vergoldetes Zifferblatt, über ein beblümtes Quadrat oder eine weiße, runde Scheibe läuft, ob wir mit tränenden oder lachenden Augen zu ihr hinaufblicken, verrückt nichts am Gleichmaß der Zeit. Das Leben, das wir aufhalten möchten, entrinnt uns... So erkläre ich mir das Gefühl der Unsicherheit, das uns am Altjahrsabend leicht überkommt, und das so manche ängstlich mit Lärm und Schall zu übertäuben suchen... Was wir hatten," setzte er langsamer hinzu, „wissen wir, was wir haben werden, wissen wir nicht! Und doch liegt in unserer menschlichen Natur ein unstillbares Verlangen, ein mystisch-faustischer Zug, das Kommende zu wissen und so vieles, was uns von den Dingen dieser Welt verhüllt ist, was wir selbst sind und unsere Erde und die Wunderharmonien des Alls letzten Grundes sind, woher wir kamen, als die Atome unseres Seins sich zueinander fügten, und wohin wir gehen: das alles möchten wir aus dem bleigrauen Ahnungsdämmer, aus dem Zwielicht der Vermutung ins helle Tageslicht der Gewißheit rücken: Wir ahnen, daß ein Etwas vorhanden ist, das

sich unserem Begreifen entzieht und möchten es trotzdem begreifen."

Er hielt einen Augenblick inne und sah mich fragend an. Ich schwieg.

„Es war mir immer ein rührender Anblick," sagte er innig, „wie sich die Menschheit aller Jahrtausende an diesem Verlangen abgemüht hat, wie einsame Geister, stille Grübler, mystische Schwärmer, ekstatische Kasteier und Selbstzerfleischer aller Länder und Religionen sich in der Sehnsucht verzehrten, das Unfaßbare faßbar zu machen, das unbegreifliche Geheimnis des Lebens sich greifbar näher zu bringen. Sie glichen dem Schmetterling, der, von milder Hand vor dem Eishauch des nahenden Winters ins warme Zimmer gerettet, trotz aller vergeblichen und selbst schmerzhaften Versuche ins Freie zu gelangen, doch immer wieder, unermüdlich auf und ab flatternd, gegen die Scheiben stößt, die ihn von dem todbringenden Draußen trennen.

— — Ja, so tobtet ihr, seltsame Geister, gegen die Scheiben, gegen die Schranken eures Leibes, der euch von der letzten Erkenntnis der Dinge trennte. Nicht nur aus der Welt, aus eurer Haut wolltet ihr fahren, das Natürliche ab- und das Übernatürliche anlegen. Darum: fort mit dem Leibe, daß die Seele lebe! Das Gefängnis des Geistes gesprengt!

‚Weißt du nicht, Käfig von Knochen,' rief der persische Sûfi, „daß deine Seele ein Vöglein und ihr Name Hauch ist? Entschlüpft das Vöglein dem Käfig und streift es seine Fesseln ab, wird es nicht ein zweites Mal die Beute deiner Mühe.'

— — Zuletzt wird den lieben Grüblern alles

zur Täuschung, alle Formen des Weltseins Illusionen, Ausgeburten der Einbildungskraft... das Leben nur Schlaf, Traum, Gaukelspiel, ein Kreis, den man zu sehen meint, wenn man einen Stein an einer Schnur um sich schwingt. — — Nur Gott ist Wirklichkeit. Also hinabgetaucht in dies Meer des Seins. Was kümmert uns Brief und Botschaft, wenn der König bei uns ist?... Hin zu ihm! Gott ist der Schenke, der uns schlürfen läßt... Aber Gott ist nicht zu bebegreifen, nur zu greifen, nicht zu erkennen, nur zu erleben. Nur im Einssein mit ihm erfassen wir das Leben — nicht das Leben, das wir leben, sondern das Leben, das lebt."

„Verzeihen Sie den Kathedervortrag, Herr Professor", unterbrach sich der Gast, seine grauen, forschenden Augen auf mich gerichtet, „aber ich habe heute abend das Bedürfnis und vor Ihnen keine Scheu, das auszusprechen, was ich mir in stillen Stunden wohl hundertmal gesagt und bestätigt habe. — Und ich darf mir wohl noch eine Schlußbemerkung über unsere deutschen Mystiker, zu denen uns Ihre Hildegard von Bingen hinüberleitet, gestatten.

So oft ich zu ihren Seelentiefen hinabstieg, zu Meister Eckhard, Suso und auch zu Tauler, der von ihnen am sichtbarsten bemüht war, sich nicht in die grenzenlosen Räume der Mystik zu verfliegen, immer ergriff mich ein gewisses Mitgefühl mit jenen edlen Geistern, die das schweigende Geheimnis alles Seins redend machen möchten, die sagen wollen, was eigentlich nicht zu sagen ist... Das ist tragisch, und die Tragik liegt in der Unzulänglichkeit des menschlichen

Worts. Form und Inhalt, Bild und Urbild decken sich nicht — das uns Menschen verliehene Wortinstrument, dies schöne Saitenspiel, zerbricht, wenn es sagen soll, was jenseits aller Sagbarkeit liegt. Oder um in der Sprache der Mystiker zu reden: „Unten; im untersten Raum der Seele, da wo Gott bei uns zu Gaste kommt wie zu seinem heiligen Tempel, wohnt das Wort als noch ungeborener Gedanke, wie der Lebenskeim im Samenkorn, in urreiner, göttlicher Geschaffenheit, bis es, vom Willen wie von einem Herold gerufen, Gestalt annimmt — und es steigt empor aus der Seelenkammer, und schon im Aufstieg entäußert es sich seines Himmelsglanzes, und dem Lippentor entflohen und hinausgestoßen in die rauhen Winde der Wirklichkeit, ringt es vergebens das zu künden, was es da unten sah...

„Wir wandeln zwischen Schatten," klagt Hafis, „und ergründen das Geheimnis des Seienden nie. Die Wissenschaft steckt den Finger in den Mund und weint. Höre auf zu grübeln!"

So ist es. Die ewigen, unsichtbaren Dinge gleichen den Gestalten, die hinter einem Vorhang stehen. Wohl schimmern sie in erleuchteten Augenblicken blitzartig hindurch, als sähen wir sie in der Ferne vor uns wandeln, aber den letzten Schleier lüftet erst der Tod, das letzte und das größte Erlebnis des Menschen."

Zieten hielt inne, trat vom Fenster ins Zimmer zurück, nahm seine erkaltete Zigarre vom Rauchtisch und entzündete sie. Wir schoben, wie auf Verabredung, unsere Ledersessel näher an den Kamin. Die sieben Siegel lösten sich, die Brücke, auf der sich unsere See-

len begegneten, war geschlagen, und Zieten erzählte mir nun die Geschichte seiner Liebe. —

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

„Ich wurde, wie Sie schon wissen," begann Zieten, „Journalist. Ich bin's eine Reihe von Jahren mit Leib und Seele gewesen.

Ein Journalist muß wissen, was er der Welt wert ist, sonst dient er ihr mit verbissenem Grimm, denn die Welt weiß nicht, was sie den Leitern und Lenkern des öffentlichen Geistes, den bienenemsigen Kärrnern am Bau der öffentlichen Meinung schuldig ist, ahnt nicht, wie viele mühentquollenen Schweißperlen an dem ‚Fertig' eines einzigen Tageblattes trobdeln.

Mein Arbeitsfeld lag in den nach Menschendunst riechenden, schlechtgelüfteten Gerichtssälen der Hauptstadt, und mit dem gespannt ernsten Gesicht eines Feldherrn, der sich aufs Schlachtfeld begibt, wanderte ich, die große schwarze Mappe unterm Arm, dorthin, um für eine der bekanntesten Berliner Zeitungen aus den Verhandlungen der großen Sensationsprozesse den würzigen Trank zurechtzudestillieren, den der Leser bereits in der nächsten Morgenfrühe behaglich mit seinem Morgenkaffee zu sich zu nehmen pflegt.

Zuweilen ekelte mich die tägliche Waterei im Kehricht der Hauptstadt an, aber es war mein Beruf, und er ward es mir in noch höherem Grade, als er mir durch Gewährung eines reichlicheren Auskommens zum

Brotbaum wurde, in dessen Zweigen ich mir mein Nest erbauen konnte.

Ich hatte mich in ein schönes, kluges Mädchen mit dunklem Haar und braunen Augen verliebt und führte sie als meine Frau vom Büfett eines vielbesuchten Kaffeehauses in der Leipziger Straße in meine bescheidene, aber nicht ohne Komfort ausgestattete Mietswohnung Berlin SW.

Ich war glücklich, und mein Glück wurde noch erhöht durch die Geburt eines Töchterleins.

— — Aber der Honigrausch meiner jungen Ehe endete mit einem jähen Erwachen.

Eines Abends — es war ein Altjahrsabend — eile ich in frohester Stimmung durch Wirbelschnee und Straßenmatsch meinem Hause zu. Ich klingle. Niemand öffnet. Ich schließe die Tür auf und trete ein.

Totenstille. Alles dunkel. Meine Frau nicht anwesend. Auf dem Eßtisch liegt ein offener Briefbogen, der die von der Hand meiner Frau flüchtig hingekritzelten Zeilen enthält: ‚Das ewige Einerlei in deinen vier Wänden tötet mich. Ich ertrag's nicht länger. Mein Herz bedarf eines Heims voll süßer Erwartungen, ich muß Menschen um mich haben, viele, mannigfaltige, die auf mich blicken, mich umwerben ... Siegfried, schenke mir meine Freiheit wieder, ich lasse dir mein Kind und meinen Segen ... Fluche mir nicht! Ich kann nicht anders. Mathilde'.

Ich stand erstarrt, als ob ein Blitz vor mir in den Boden gefahren sei, las und las, ballte die Fäuste und hätte mit dem Fuß gestampft, um mir in Zornausbrüchen Luft zu machen, wenn mich nicht ein Blick

auf die geöffnete Tür zum Schlafzimmer an mein Kind erinnert und an sein Bettchen gezogen hätte.

Da lag die Kleine mit rosig angehauchten Wangen, die langen, zarten Wimpern regungslos wie zwei treue Wächter über den schlafenden Augen, die weiße Stirn so heiter, als ob alle süßen Träume auf ihr Begegnen spielten.

Ich zerrang mir die Hände ... ich weinte bitterlich ... der krampfende Schmerz drückte mich wie einen vom Sturm gepeitschten Vogel auf den Boden hinab, aber ich raffte mich wieder auf — um meines Kindes willen... O, Herr Professor," rief er mit erhobener Stimme, den rechten Arm weit von sich gestreckt, „alles wahrhaft Große auf Erden geschah nur um anderer willen, ... nur aus Liebe ... Sie ist die Königin unseres Lebens, das ist mir in jener unheilvollsten Stunde zur Klarheit geworden.

Nein, du armes Kind, flüsterte ich, du sollst nicht verwaist sein. Deine Mutter hat dich verlassen, ich bin dir fortan Vater und Mutter.'

Sie können sich vorstellen, Herr Professor, was für eine entsetzliche Nacht diesem Abend folgte. Mein Bett blieb unberührt. Ich zerrieb mir die Stirn, stand händeringend vor der Asche meiner Glückshütte, wanderte mit brennenden Augen und zerwühltem Haar im Zimmer auf und ab und horchte auf die Turmuhren des nächtlichen Berlins, deren dumpfe Schläge mich wie bergende Engel von einer schleichenden Stunde in die andere trugen. Endlich graute der Morgen."

Er machte eine Pause und sah schweigend auf die züngelnden Flammen im Kamin.

„Ich denke heute milder über die unglückliche Frau", fuhr er nach einiger Zeit fort. „Unsere Seelen wurzelten nicht in demselben Grunde. Sie war an ein flutendes Leben, an täglich andere Gesichter gewöhnt; war Zielpunkt begehrlicher Augen, Sprechorgan der Stammtischler, die Regisseurin, die die Szene bis spätabends in Bewegung hielt. Die ‚todesgraue Stille' meines Heims ward ihr zur unerträglichen Enge. — — Ich habe ihr nicht geflucht, ihr nicht nachgeforscht, sie wird elend genug geworden sein, denn ermordete Pflicht hat sühnende Hand.

Mein Kind wuchs heran — ein kleiner Engel mit dunkeln Locken und rundem Gesicht. Wenn sie die braunen, fragenden Augen ihrer Mutter auf mich gerichtet hielt, vergaß ich alles... Sie war mein Trost, war neben meiner Arbeit meine einzige Freundin.

Ja, sie war lieb.

O, das Sonnenlächeln in dem Antlitz des Kindes, der kleine Schelm, der ihr im Nacken saß und immer munter aus seinem Versteck hervorsprang zu plaudern und zu bitten, die Emsigkeit, die fast frauenhafte Anmut, mit der sie ihre Puppen anzog, säuberte, belehrte, in die Wiege packte — ich wurde nicht müde, ihr zuzuschauen.

Und dann die wundervolle, glockenhelle Stimme. Kaum betrat ich des Mittags das Haus, so klang es wie der Silbergruß einer Bergkapelle über das Geländer die Treppen zu mir herab: „Väterchen, mein Väterchen". Dann ergriff sie meine Hand und bedeckte

sie mit Küssen und zog mich, voranspringend, ins Zimmer... Über alles freute sie sich, und am meisten darüber, daß ich bei ihr war.

Und dann aßen wir zusammen, die Puppe zwischen uns. Mit welcher Andacht sie ihr Köpfchen auf die gefalteten kleinen, weichen, rilligen Händchen senkte. Der liebe Gott wird's mir nicht verübelt haben, wenn mein Tischgebet so oft nur in der Bewunderung dieser zehn kleinen, gedrechselten Prachtstücke seiner Schöpferallmacht bestand.

Kehrte ich des Abends heim, schleppte sie meine Hausschuhe und später sogar meine kurze Meerschaumpfeife herbei und wartete geduldig auf den Augenblick, da ich sie angezündet und mich in den Lehnstuhl am Fenster setzte. Dann schmiegte sie sich eng an meine Knie heran, hob ihre Augen zu mir auf und lauschte den Geschichtchen, die ich ihr las oder erfand. Und zum Dank dafür sang sie mir an jedem Abend eins ihrer Liedchen vor, am liebsten: ‚Morgenrot, Morgenrot'...

Ja, wir beiden waren glücklich miteinander," setzte Zieten sinnend hinzu, „nichts entbehrten wir, wir waren zufrieden.

Sie war sechs Jahre alt geworden, und die Schule, das erste große, ahnungsvolle Geheimnis unseres Lebens, winkte ihr.

Da eines Mittags stand sie nicht an der Treppe. Sie lag mit blassem Gesicht auf dem Sofa, ihre Augen von dunkeln Ringen umschattet. ‚Ich bin so müde', stammelte sie und lehnte ihr heißes Köpfchen an meine Brust. Das Mädchen entkleidete sie und ich trug sie

ins Bett ... Scharlachfieber. Der Arzt kam und ging. Er zuckte die Achseln. Es wurde schlimmer...

Noch einmal in ihren Fieberphantasien fing sie an zu singen: ‚Morgenrot, Morgenrot' ... dann war alles aus... Sie ist schmerzlos hinübergegangen und hat mein schönstes Glück mit sich genommen."

Er schwieg einen Augenblick, die Erinnerung schien ihn zu übermannen. Dann erhob er sich hastig und tat einige große Schritte durchs Zimmer. Ich sah, wie er seine Rechte gegen das klopfende Herz stemmte. Plötzlich blieb er vor mir stehen:

„Ich bin kein Wüterich, Herr Professor," klang es wie verhallender Donner aus ihm heraus, „ich habe alles vergeben und überwunden, aber dem elenden Verführer und Räuber meines Glückes möchte ich, Gott verzeihe es mir, ein einziges Mal an die Gurgel, bevor ich in die Grube fahre."

Er wandte sich dem Fenster zu und schaute in den gestirnten Nachthimmel. Der feuchte, zitternde Schimmer des Abendsterns fiel durch die Alleebäume gerade in unser Zimmer hinein.

„Diese Venus da oben," sagte er langsam mit einem leisen Anflug von Ironie, „ist eine Gleißnerin, die den Mond tänzelnd umschmeichelt, aber sobald der betörte Träumer die Arme nach ihr ausstreckt, entschlüpft sie ihm. Sie ist Abend- und zugleich Morgenstern, Grab- und Hochzeitsfackel, je nach dem alten oder neuen Jahr. Sie gleicht der Liebe zum Weibe, die auch beglücken und elend machen kann... Ich hab's nicht noch einmal mit ihr versucht", murmelte er leise vor sich hin.

„Und was führte Sie," unterbrach ich ihn, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, „von Berlin in die entfernte Provinzstadt?"

Er setzte sich nieder.

„Eine Welle des Zufalls," entgegnete er, „trug mein Schiff an diesen einsamen Strand, eine Zeitungsanzeige des hiesigen Rechtsanwalts, der einen Bürovorsteher suchte — und da ich meine Ohnmacht fühlte, das Rad des Schicksals zu wenden und in meinem Unglück die Kraft der Selbstbestimmung verloren hatte, wollte ich als Anhängsel leben, gleichviel wo, nur fern von Berlin.

Sie können sich vorstellen," fuhr er fort, „mit welchen Gefühlen ich vom Friedhof in mein leeres Heim zurückkehrte. Ich dämmerte die ersten Wochen und Monde in dumpfem Brüten hin, aus dem mich nur der harte Zwang der Tagesarbeit riß. Aber alle Sensationen widerten mich an, seit ich selbst eine geworden war; ich las in jedem Gesicht, das mir begegnete, Mitleid mit mir und mehr noch, die spöttische Frage: ‚Was ist's mit deinem Weibe?' — Ich ertrug's nicht länger, mein Dasein war Galle, die Speise meines Lebens versalzen, und mehr als einmal war ich nahe daran, den Napf umzustürzen und mich davonzumachen."

„Und was stählte Ihnen den Willen zum Leben?" fragte ich.

„Niemand war klaren Geistes," erwiderte er, „der den Sprung ins ungewisse Dunkel tat. Alle Philosopheme der Menschen aber über das Recht zum Selbstmord sind nichts als erschlichene Schlüsse aus falschen

sich unserem Begreifen entzieht und möchten es trotzdem begreifen."

Er hielt einen Augenblick inne und sah mich fragend an. Ich schwieg.

„Es war mir immer ein rührender Anblick," sagte er innig, „wie sich die Menschheit aller Jahrtausende an diesem Verlangen abgemüht hat, wie einsame Geister, stille Grübler, mystische Schwärmer, ekstatische Kasteier und Selbstzerfleischer aller Länder und Religionen sich in der Sehnsucht verzehrten, das Unfaßbare faßbar zu machen, das unbegreifliche Geheimnis des Lebens sich greifbar näher zu bringen. Sie glichen dem Schmetterling, der, von milder Hand vor dem Eishauch des nahenden Winters ins warme Zimmer gerettet, trotz aller vergeblichen und selbst schmerzhaften Versuche ins Freie zu gelangen, doch immer wieder, unermüdlich auf und ab flatternd, gegen die Scheiben stößt, die ihn von dem todbringenden Draußen trennen.

— — Ja, so tobtet ihr, seltsame Geister, gegen die Scheiben, gegen die Schranken eures Leibes, der euch von der letzten Erkenntnis der Dinge trennte. Nicht nur aus der Welt, aus eurer Haut wolltet ihr fahren, das Natürliche ab- und das Übernatürliche anlegen. Darum: fort mit dem Leibe, daß die Seele lebe! Das Gefängnis des Geistes gesprengt!

‚Weißt du nicht, Käfig von Knochen,' rief der persische Sûfi, „daß deine Seele ein Vöglein und ihr Name Hauch ist? Entschlüpft das Vöglein dem Käfig und streift es seine Fesseln ab, wird es nicht ein zweites Mal die Beute deiner Mühe.'

— — Zuletzt wird den lieben Grüblern alles

zur Täuschung, alle Formen des Weltseins Illusionen, Ausgeburten der Einbildungskraft... das Leben nur Schlaf, Traum, Gaukelspiel, ein Kreis, den man zu sehen meint, wenn man einen Stein an einer Schnur um sich schwingt. — — Nur Gott ist Wirklichkeit. Also hinabgetaucht in dies Meer des Seins. Was kümmert uns Brief und Botschaft, wenn der König bei uns ist?... Hin zu ihm! Gott ist der Schenke, der uns schlürfen läßt... Aber Gott ist nicht zu bebegreifen, nur zu greifen, nicht zu erkennen, nur zu erleben. Nur im Einssein mit ihm erfassen wir das Leben — nicht das Leben, das wir leben, sondern das Leben, das lebt."

„Verzeihen Sie den Kathedervortrag, Herr Professor", unterbrach sich der Gast, seine grauen, forschenden Augen auf mich gerichtet, „aber ich habe heute abend das Bedürfnis und vor Ihnen keine Scheu, das auszusprechen, was ich mir in stillen Stunden wohl hundertmal gesagt und bestätigt habe. — Und ich darf mir wohl noch eine Schlußbemerkung über unsere deutschen Mystiker, zu denen uns Ihre Hildegard von Bingen hinüberleitet, gestatten.

So oft ich zu ihren Seelentiefen hinabstieg, zu Meister Eckhard, Suso und auch zu Tauler, der von ihnen am sichtbarsten bemüht war, sich nicht in die grenzenlosen Räume der Mystik zu verfliegen, immer ergriff mich ein gewisses Mitgefühl mit jenen edlen Geistern, die das schweigende Geheimnis alles Seins redend machen möchten, die sagen wollen, was eigentlich nicht zu sagen ist... Das ist tragisch, und die Tragik liegt in der Unzulänglichkeit des menschlichen

Worts. Form und Inhalt, Bild und Urbild decken sich nicht — das uns Menschen verliehene Wortinstrument, dies schöne Saitenspiel, zerbricht, wenn es sagen soll, was jenseits aller Sagbarkeit liegt. Oder um in der Sprache der Mystiker zu reden: „Unten; im untersten Raum der Seele, da wo Gott bei uns zu Gaste kommt wie zu seinem heiligen Tempel, wohnt das Wort als noch ungeborener Gedanke, wie der Lebenskeim im Samenkorn, in urreiner, göttlicher Geschaffenheit, bis es, vom Willen wie von einem Herold gerufen, Gestalt annimmt — und es steigt empor aus der Seelenkammer, und schon im Aufstieg entäußert es sich seines Himmelsglanzes, und dem Lippentor entflohen und hinausgestoßen in die rauhen Winde der Wirklichkeit, ringt es vergebens das zu künden, was es da unten sah...

„Wir wandeln zwischen Schatten," klagt Hafis, „und ergründen das Geheimnis des Seienden nie. Die Wissenschaft steckt den Finger in den Mund und weint. Höre auf zu grübeln!"

So ist es. Die ewigen, unsichtbaren Dinge gleichen den Gestalten, die hinter einem Vorhang stehen. Wohl schimmern sie in erleuchteten Augenblicken blitzartig hindurch, als sähen wir sie in der Ferne vor uns wandeln, aber den letzten Schleier lüftet erst der Tod, das letzte und das größte Erlebnis des Menschen."

Zieten hielt inne, trat vom Fenster ins Zimmer zurück, nahm seine erkaltete Zigarre vom Rauchtisch und entzündete sie. Wir schoben, wie auf Verabredung, unsere Ledersessel näher an den Kamin. Die sieben Siegel lösten sich, die Brücke, auf der sich unsere See-

len begegneten, war geschlagen, und Zieten erzählte mir nun die Geschichte seiner Liebe. —

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

„Ich wurde, wie Sie schon wissen," begann Zieten, „Journalist. Ich bin's eine Reihe von Jahren mit Leib und Seele gewesen.

Ein Journalist muß wissen, was er der Welt wert ist, sonst dient er ihr mit verbissenem Grimm, denn die Welt weiß nicht, was sie den Leitern und Lenkern des öffentlichen Geistes, den bienenemsigen Kärrnern am Bau der öffentlichen Meinung schuldig ist, ahnt nicht, wie viele mühentquollenen Schweißperlen an dem ‚Fertig' eines einzigen Tageblattes troddeln.

Mein Arbeitsfeld lag in den nach Menschendunst riechenden, schlechtgelüfteten Gerichtssälen der Hauptstadt, und mit dem gespannt ernsten Gesicht eines Feldherrn, der sich aufs Schlachtfeld begibt, wanderte ich, die große schwarze Mappe unterm Arm, dorthin, um für eine der bekanntesten Berliner Zeitungen aus den Verhandlungen der großen Sensationsprozesse den würzigen Trank zurechtzudestillieren, den der Leser bereits in der nächsten Morgenfrühe behaglich mit seinem Morgenkaffee zu sich zu nehmen pflegt.

Zuweilen ekelte mich die tägliche Waterei im Kehricht der Hauptstadt an, aber es war mein Beruf, und er ward es mir in noch höherem Grade, als er mir durch Gewährung eines reichlicheren Auskommens zum

Brotbaum wurde, in dessen Zweigen ich mir mein Nest erbauen konnte.

Ich hatte mich in ein schönes, kluges Mädchen mit dunklem Haar und braunen Augen verliebt und führte sie als meine Frau vom Büfett eines vielbesuchten Kaffeehauses in der Leipziger Straße in meine bescheidene, aber nicht ohne Komfort ausgestattete Mietswohnung Berlin SW.

Ich war glücklich, und mein Glück wurde noch erhöht durch die Geburt eines Töchterleins.

— — Aber der Honigrausch meiner jungen Ehe endete mit einem jähen Erwachen.

Eines Abends — es war ein Altjahrsabend — eile ich in frohester Stimmung durch Wirbelschnee und Straßenmatsch meinem Hause zu. Ich klingle. Niemand öffnet. Ich schließe die Tür auf und trete ein.

Totenstille. Alles dunkel. Meine Frau nicht anwesend. Auf dem Eßtisch liegt ein offener Briefbogen, der die von der Hand meiner Frau flüchtig hingekritzelten Zeilen enthält: ‚Das ewige Einerlei in deinen vier Wänden tötet mich. Ich ertrag's nicht länger. Mein Herz bedarf eines Heims voll süßer Erwartungen, ich muß Menschen um mich haben, viele, mannigfaltige, die auf mich blicken, mich umwerben... Siegfried, schenke mir meine Freiheit wieder, ich lasse dir mein Kind und meinen Segen... Fluche mir nicht! Ich kann nicht anders. Mathilde'.

Ich stand erstarrt, als ob ein Blitz vor mir in den Boden gefahren sei, las und las, ballte die Fäuste und hätte mit dem Fuß gestampft, um mir in Zornausbrüchen Luft zu machen, wenn mich nicht ein Blick

auf die geöffnete Tür zum Schlafzimmer an mein Kind erinnert und an sein Bettchen gezogen hätte.

Da lag die Kleine mit rosig angehauchten Wangen, die langen, zarten Wimpern regungslos wie zwei treue Wächter über den schlafenden Augen, die weiße Stirn so heiter, als ob alle süßen Träume auf ihr Begegnen spielten.

Ich zerrang mir die Hände ... ich weinte bitterlich ... der krampfende Schmerz drückte mich wie einen vom Sturm gepeitschten Vogel auf den Boden hinab, aber ich raffte mich wieder auf — um meines Kindes willen ... O, Herr Professor," rief er mit erhobener Stimme, den rechten Arm weit von sich gestreckt, „alles wahrhaft Große auf Erden geschah nur um anderer willen, ... nur aus Liebe ... Sie ist die Königin unseres Lebens, das ist mir in jener unheilvollsten Stunde zur Klarheit geworden.

Nein, du armes Kind, flüsterte ich, du sollst nicht verwaist sein. Deine Mutter hat dich verlassen, ich bin dir fortan Vater und Mutter.'

Sie können sich vorstellen, Herr Professor, was für eine entsetzliche Nacht diesem Abend folgte. Mein Bett blieb unberührt. Ich zerrieb mir die Stirn, stand händeringend vor der Asche meiner Glückshütte, wanderte mit brennenden Augen und zerwühltem Haar im Zimmer auf und ab und horchte auf die Turmuhren des nächtlichen Berlins, deren dumpfe Schläge mich wie bergende Engel von einer schleichenden Stunde in die andere trugen. Endlich graute der Morgen."

Er machte eine Pause und sah schweigend auf die züngelnden Flammen im Kamin.

„Ich denke heute milder über die unglückliche Frau", fuhr er nach einiger Zeit fort. „Unsere Seelen wurzelten nicht in demselben Grunde. Sie war an ein flutendes Leben, an täglich andere Gesichter gewöhnt; war Zielpunkt begehrlicher Augen, Sprechorgan der Stammtischler, die Regisseurin, die die Szene bis spätabends in Bewegung hielt. Die ‚todesgraue Stille' meines Heims ward ihr zur unerträglichen Enge. — — Ich habe ihr nicht geflucht, ihr nicht nachgeforscht, sie wird elend genug geworden sein, denn ermordete Pflicht hat sühnende Hand.

❦

Mein Kind wuchs heran — ein kleiner Engel mit dunkeln Locken und rundem Gesicht. Wenn sie die braunen, fragenden Augen ihrer Mutter auf mich gerichtet hielt, vergaß ich alles... Sie war mein Trost, war neben meiner Arbeit meine einzige Freundin.

Ja, sie war lieb.

O, das Sonnenlächeln in dem Antlitz des Kindes, der kleine Schelm, der ihr im Nacken saß und immer munter aus seinem Versteck hervorsprang zu plaudern und zu bitten, die Emsigkeit, die fast frauenhafte Anmut, mit der sie ihre Puppen anzog, säuberte, belehrte, in die Wiege packte — ich wurde nicht müde, ihr zuzuschauen.

Und dann die wundervolle, glockenhelle Stimme. Kaum betrat ich des Mittags das Haus, so klang es wie der Silbergruß einer Bergkapelle über das Geländer die Treppen zu mir herab: „Väterchen, mein Väterchen". Dann ergriff sie meine Hand und bedeckte

sie mit Küssen und zog mich, voranspringend, ins Zimmer... Über alles freute sie sich, und am meisten darüber, daß ich bei ihr war.

Und dann aßen wir zusammen, die Puppe zwischen uns. Mit welcher Andacht sie ihr Köpfchen auf die gefalteten kleinen, weichen, rilligen Händchen senkte. Der liebe Gott wird's mir nicht verübelt haben, wenn mein Tischgebet so oft nur in der Bewunderung dieser zehn kleinen, gedrechselten Prachtstücke seiner Schöpferallmacht bestand.

Kehrte ich des Abends heim, schleppte sie meine Hausschuhe und später sogar meine kurze Meerschaumpfeife herbei und wartete geduldig auf den Augenblick, da ich sie angezündet und mich in den Lehnstuhl am Fenster setzte. Dann schmiegte sie sich eng an meine Knie heran, hob ihre Augen zu mir auf und lauschte den Geschichtchen, die ich ihr las oder erfand. Und zum Dank dafür sang sie mir an jedem Abend eins ihrer Liedchen vor, am liebsten: ‚Morgenrot, Morgenrot‘...

Ja, wir beiden waren glücklich miteinander," setzte Zieten sinnend hinzu, „nichts entbehrten wir, wir waren zufrieden.

Sie war sechs Jahre alt geworden, und die Schule, das erste große, ahnungsvolle Geheimnis unseres Lebens, winkte ihr.

Da eines Mittags stand sie nicht an der Treppe. Sie lag mit blassem Gesicht auf dem Sofa, ihre Augen von dunkeln Ringen umschattet. ‚Ich bin so müde‘, stammelte sie und lehnte ihr heißes Köpfchen an meine Brust. Das Mädchen entkleidete sie und ich trug sie

ins Bett ... Scharlachfieber. Der Arzt kam und ging. Er zuckte die Achseln. Es wurde schlimmer...

Noch einmal in ihren Fieberphantasien fing sie an zu singen: ‚Morgenrot, Morgenrot' ... dann war alles aus... Sie ist schmerzlos hinübergegangen und hat mein schönstes Glück mit sich genommen."

Er schwieg einen Augenblick, die Erinnerung schien ihn zu übermannen. Dann erhob er sich hastig und tat einige große Schritte durchs Zimmer. Ich sah, wie er seine Rechte gegen das klopfende Herz stemmte. Plötzlich blieb er vor mir stehen:

„Ich bin kein Wüterich, Herr Professor," klang es wie verhallender Donner aus ihm heraus, „ich habe alles vergeben und überwunden, aber dem elenden Verführer und Räuber meines Glückes möchte ich, Gott verzeihe es mir, ein einziges Mal an die Gurgel, bevor ich in die Grube fahre."

Er wandte sich dem Fenster zu und schaute in den gestirnten Nachthimmel. Der feuchte, zitternde Schimmer des Abendsterns fiel durch die Alleebäume gerade in unser Zimmer hinein.

„Diese Venus da oben," sagte er langsam mit einem leisen Anflug von Ironie, „ist eine Gleißnerin, die den Mond tänzelnd umschmeichelt, aber sobald der betörte Träumer die Arme nach ihr ausstreckt, entschlüpft sie ihm. Sie ist Abend- und zugleich Morgenstern, Grab- und Hochzeitsfackel, je nach dem alten oder neuen Jahr. Sie gleicht der Liebe zum Weibe, die auch beglücken und elend machen kann... Ich hab's nicht noch einmal mit ihr versucht", murmelte er leise vor sich hin.

„Und was führte Sie," unterbrach ich ihn, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, „von Berlin in die entfernte Provinzstadt?"

Er setzte sich nieder.

„Eine Welle des Zufalls," entgegnete er, „trug mein Schiff an diesen einsamen Strand, eine Zeitungsanzeige des hiesigen Rechtsanwalts, der einen Bürovorsteher suchte — und da ich meine Ohnmacht fühlte, das Rad des Schicksals zu wenden und in meinem Unglück die Kraft der Selbstbestimmung verloren hatte, wollte ich als Anhängsel leben, gleichviel wo, nur fern von Berlin.

Sie können sich vorstellen," fuhr er fort, „mit welchen Gefühlen ich vom Friedhof in mein leeres Heim zurückkehrte. Ich dämmerte die ersten Wochen und Monde in dumpfem Brüten hin, aus dem mich nur der harte Zwang der Tagesarbeit riß. Aber alle Sensationen widerten mich an, seit ich selbst eine geworden war; ich las in jedem Gesicht, das mir begegnete, Mitleid mit mir und mehr noch, die spöttische Frage: ‚Was ist's mit deinem Weibe?' — Ich ertrug's nicht länger, mein Dasein war Galle, die Speise meines Lebens versalzen, und mehr als einmal war ich nahe daran, den Napf umzustürzen und mich davonzumachen."

„Und was stählte Ihnen den Willen zum Leben?" fragte ich.

„Niemand war klaren Geistes," erwiderte er, „der den Sprung ins ungewisse Dunkel tat. Alle Philosopheme der Menschen aber über das Recht zum Selbstmord sind nichts als erschlichene Schlüsse aus falschen

Prämissen, sind ausgeklügelte und zurechtgestutzte Scheingründe, in denen das Ich sich selbst nach dem Munde redet. Nur der Gedanke an ein Jenseits und an ein ungetrübtes Wiedersehen mit meinem Kinde gab mir Vernunft genug, der Unvernunft zu wehren, und Klarheit genug zu erkennen, daß man kein Verfügungsrecht über ein Gut hat, das man sich weder selbst gegeben noch unter irgendeinem Rechtstitel erworben hat."

Er sah mich forschend an. Ich nickte ihm zustimmend.

„Und wie haben Sie sich hier eingerichtet?" fragte ich ihn, „wie leben Sie?"

„Ich lebe ein Doppelleben," sagte er, „ein in zwei Welten sich abspielendes Dasein, von denen die eine in meiner Schreibstube, die andere in meiner Wohnung liegt. Von den beiden Wandergefährten des Menschen, Erinnerung und Hoffnung, ist mir der erstere besonders hold. Es ist mir gelungen, meinen Schmerz einzukapseln — ich lese, schreibe, schriftstellere, deklamiere oft bis tief in die Nacht hinein."

„Und für welches Publikum?"

„Ich bin mir Autor und Publikum zugleich. Und wenn Sie die große Schicksalsfrage an mich richteten: ‚Sind Sie denn dabei glücklich?' so würde ich antworten: ‚Ja, ich bin es.' Ich verfolge den Lauf der Dinge, die auf dem Erdball immer verworrener zu werden anfangen, mit der gespannten Aufmerksamkeit eines regierenden Fürsten, ohne mit jemandem darüber zu sprechen oder zu diskutieren. Meine Minister, die mir Bericht erstatten, sind die Zeitungen und meine Bücher, meine

treueste Gesellschaft, die ich allein von allem, was ich besitze, nicht entbehren könnte. — Um die Menschen um mich her kümmere ich mich nicht, sie stehen im Banne des Scheins. Nur der Einsame erkennt den Zusammenhang der Dinge, er sieht den Einschlag des Ewigen in das Gewebe des Schicksals und fügt sich still ins Ganze, ist heiter und in sich fest gegründet. Die Menschen rütteln umsonst an ihm. — Aber einen solchen," fügte er lächelnd hinzu, „halten sie leicht für einen Narren."

In diesem Augenblick schrillten zehn laute Schläge durch das stille Haus.

Der Gast erhob sich.

„Altjahrsabend hat uns Herz und Lippen geöffnet," meinte er, mich freundlich anblickend, „und Ihr Punsch hat nachgeholfen. Überdenke ich noch einmal, was ich Ihnen erzählte und alles, was ich erlebte und als Erlebnis in meine Erfahrungskammern speicherte, so muß ich sagen: Das so viel bekrittelte, geschmähte, undankbar mit Füßen getretene Leben ist immer noch eine gute Hütte, in der man sein Glück finden kann, wenn man nur dankbar und zufrieden ist. ‚Die Blume des Glücks,' sagt ein Weiser, ‚blüht auch im bescheidensten Winkel, aber man darf nicht vergessen, daß auch dieser ein Geschenk des Himmels ist ... Es ist immer etwas Großes," meinte er zum Schluß, „wenn man am Neujahrstage weiß: Unser ‚Gestern' ist kein verlorenes Einst und mit unserem ‚Morgen' spielt kein Wind des Zufalls."

Er verabschiedete sich.

— — Ich glaube, die alte Sophie, die schon nach

Prämissen, sind ausgeklügelte und zurechtgestutzte Scheingründe, in denen das Ich sich selbst nach dem Munde redet. Nur der Gedanke an ein Jenseits und an ein ungetrübtes Wiedersehen mit meinem Kinde gab mir Vernunft genug, der Unvernunft zu wehren, und Klarheit genug zu erkennen, daß man kein Verfügungsrecht über ein Gut hat, das man sich weder selbst gegeben noch unter irgendeinem Rechtstitel erworben hat."

Er sah mich forschend an. Ich nickte ihm zustimmend.

„Und wie haben Sie sich hier eingerichtet?" fragte ich ihn, „wie leben Sie?"

„Ich lebe ein Doppelleben," sagte er, „ein in zwei Welten sich abspielendes Dasein, von denen die eine in meiner Schreibstube, die andere in meiner Wohnung liegt. Von den beiden Wandergefährten des Menschen, Erinnerung und Hoffnung, ist mir der erstere besonders hold. Es ist mir gelungen, meinen Schmerz einzukapseln — ich lese, schreibe, schriftstellere, deklamiere oft bis tief in die Nacht hinein."

„Und für welches Publikum?"

„Ich bin mir Autor und Publikum zugleich. Und wenn Sie die große Schicksalsfrage an mich richteten: ‚Sind Sie denn dabei glücklich?' so würde ich antworten: ‚Ja, ich bin es.' Ich verfolge den Lauf der Dinge, die auf dem Erdball immer verworrener zu werden anfangen, mit der gespannten Aufmerksamkeit eines regierenden Fürsten, ohne mit jemandem darüber zu sprechen oder zu diskutieren. Meine Minister, die mir Bericht erstatten, sind die Zeitungen und meine Bücher, meine

treueste Gesellschaft, die ich allein von allem, was ich besitze, nicht entbehren könnte. — Um die Menschen um mich her kümmere ich mich nicht, sie stehen im Banne des Scheins. Nur der Einsame erkennt den Zusammenhang der Dinge, er sieht den Einschlag des Ewigen in das Gewebe des Schicksals und fügt sich still ins Ganze, ist heiter und in sich fest gegründet. Die Menschen rütteln umsonst an ihm. — Aber einen solchen," fügte er lächelnd hinzu, „halten sie leicht für einen Narren."

In diesem Augenblick schrillten zehn laute Schläge durch das stille Haus.

Der Gast erhob sich.

„Altjahrsabend hat uns Herz und Lippen geöffnet," meinte er, mich freundlich anblickend, „und Ihr Punsch hat nachgeholfen. Überdenke ich noch einmal, was ich Ihnen erzählte und alles, was ich erlebte und als Erlebnis in meine Erfahrungskammern speicherte, so muß ich sagen: Das so viel bekrittelte, geschmähte, undankbar mit Füßen getretene Leben ist immer noch eine gute Hütte, in der man sein Glück finden kann, wenn man nur dankbar und zufrieden ist. ‚Die Blume des Glücks,' sagt ein Weiser, ‚blüht auch im bescheidensten Winkel, aber man darf nicht vergessen, daß auch dieser ein Geschenk des Himmels ist ... Es ist immer etwas Großes," meinte er zum Schluß, „wenn man am Neujahrstage weiß: Unser ‚Gestern' ist kein verlorenes Einst und mit unserem ‚Morgen' spielt kein Wind des Zufalls."

Er verabschiedete sich.

— — Ich glaube, die alte Sophie, die schon nach

oben gegangen war, hat aufgehorcht, als sie den dröhnenden Schritt des ‚Junggesellen‘ von der Diele herauf und dann im knirschenden Schnee verhallen hörte.

Doktor Rübezahl.

Januar 1914.

Ja, lieber Sanitätsrat, die Würfel über Ihren Nachfolger sind gefallen? Soeben verläßt mich mein neuer Hausarzt.

Welch ein Unterschied zwischen Ihnen beiden! Sie mittelgroß, elastisch, lebhaft, das Gefühl erweckend, daß Ihre goldene Brille in die innersten Eingeweide Ihrer Patienten dringe, er, „Doktor Rübezahl“, wie die Leute ihn nennen, ein Hüne von Gestalt, breitschultrig, nordisch schwerfällig, mit wallendem Vollbart, und unter den buschigen Brauen zwei blaue, lachende Kinderaugen.

Ich mußte zum Arzt schicken.

Bis Neujahr ging's erträglich. Die Heimat schien die ärztliche Behandlung selbst in die Hand genommen zu haben; aber seit die ersten rauhen Nordwestwinde von der See herüber zu rasen anfingen, verschlimmerte sich das Übel. Ich war genötigt, unter den drei hier zur Wahl stehenden Ärzten einen auszuwählen — eine etwas heikle Sache, da man leicht die Freundschaft des einen mit der Feindschaft der beiden anderen zu bezahlen hat.

Den Ausschlag gab die Stadtpythia, Fiken Swarten, die alte Wasch-, Koch-, Toten- und Wahrsagefrau, die, von meiner Haushälterin in dieser Angelegenheit befragt, folgenden Orakelspruch von sich gab:

„Keen Weg is em to wiet,
Keen Stunn' to lat.
Minsch is em Minsch,
Un alles annere is em Biewark."

Kaum hatte mich der Arzt verlassen, als meine Haushälterin schon bei mir eintrat, um mir seine bis ins kleinste aufgestellten Personalakten zu unterbreiten. Wie ich Sie kenne, wird aus dieses Erdenwallers Pilgerfahrt ein Kapitel Ihr Interesse erwecken, in welchem meine alte Haushälterin erzählt, wie Doktor Rübezahl zuerst zu einem Kinde und dann zu einer Frau kam.

„Von Geblüt ein Frankfurter" und „von hoher Abkunft" kam er vor mehr als zwanzig Jahren als „lungendünner Hering" hierher an die Ostsee und wuchs sich in der frischen Seeluft zu einem „handlichen" Riesen aus.

In dem weinumrankten, mitten in einem baumreichen Garten gelegenen Doktorhause hauste Rübezahl mit seinem Faktotum, Kutscher Krischan, der noch bei den jütischen Dragonern gedient hatte, und der alten Köchin Stina.

Ordnung, die holde Leiterin des deutschen Hauswesens, gehörte nicht zu den Gastgeschenken der heimischen Penaten. Zuweilen thronte sogar der Stie-

felknecht, der „bei genauerer Beleuchtung mit seinem glatten, lauernden Gesicht etwas Herrisches an sich hat", hoch über dem bunten, chaotischen Durcheinander, das sich in zerstreut umherliegenden Büchern, Zeitungen, Quittungen, Pfeifen, Lampen, Retorten, Hunden, Katzen, abgerichteten Vögeln auf Tischen und Stühlen breitmachte. Und was das Schlimmste war — dem guten Doktor, dessen Linke nie wußte, was die Rechte tat, ging bei diesem Drunter und Drüber der finanzielle Atem aus. Wer keine Rechnungen schreibt, quittiert auch keine, und eines Tages, als er genötigt war, den Namen Geldschrank, den er einer alten, verrosteten Kassette beigelegt hatte, für eine Contradictio in adjecto erklären zu müssen, schlugen die Wellen über dem verunglückten Lebensschiffer zusammen. Notsignale stiegen auf.

Die Hilfe kam. Eine entfernte Verwandte, Tochter eines höheren Beamten, „Kusinchen Johanna", nicht mehr jung, aber gesund und stattlich, hatte sich nach längerem Sträuben erboten, den Schiffbrüchigen zu retten.

Die Ordnerin rückte dem Chaos im Doktorhause mit scharfer Hand zu Leibe. Keine Revolution, Besenherrschaft, Feudeltobsucht, kein lautes Keifen, erhitztes Rufen, Laufen, Rennen: alles ging seinen geordneten Gang und ging ihn doch nicht.

Bald lag eine geregelte Tagesordnung mit täglicher Paroleausgabe als erste Etappe hinter ihnen. Indem sich alles den obersten Berufsforderungen des

Arztes unterordnete, fand auch der Mensch in ihnen jedes der vielen kleinen Dinge, aus denen der Alltag sich zusammensetzt, an seinem bestimmten Platz. Die alte Wasch-, Koch-, Toten- und Wahrsagefrau und die beiden Glocken Stine und Trine läuteten die Umwandlung im Doktorhause durch alle Gassen der Stadt. Der Stammtisch im Schwarzen Bären fing schon an, über dem leergewordenen Stammsitz des Arztes die Trauerfahne zu hissen.

Aber Johanna ging unbekümmert ihren Retterweg. Denn eine Frau, die weiß, was sie will, und mit zäher Ausdauer tut, was sie will, gleicht der Uhr an der Wand, die sich geduldig hierhin und dorthin hängen läßt, und doch bleibt sie Herrin unserer Zeit, die uns aus dem Schlaf weckt, in Bewegung, in Laufschritt setzt, an den Arbeits- und Eßtisch und zuletzt ins geruhsame Bett ruft.

Wohl ließ es der Arzt zur Ehrenrettung seines männlichen Herrentums an Gegenrevolutiönchen nicht fehlen, spielte auf Johanna von Orleans an, die ging und nimmer wiederkehrte, tischte ihr Nietzsche und Schopenhauer auf, die der Frau nur eine bescheidenste Nebenrolle auf dem Welttheater zuwiesen, berief sich auf Sören Kirkegaard, der das Wesen der Frau in das Wort „Hingabe, doch in der Form des Widerspruchs" legte — aber Jean Paul, Schiller, Goethe, Rückert, Chamisso führten ihr ganze Heerscharen von Hilfstruppen zu; sie wies ihm klar und überzeugend nach, daß jenen drei genannten Philosophen als Unvermählten das Geheimnis des Ewig-Weiblichen verborgen bleiben mußte. In immer neuen Wendungen legte sie

ihm die veränderte und berechtigte Stellung der modernen Frau mit soviel gründlicher Sachkenntnis aus, daß der Arzt zuletzt schwieg. Er brummte und knurrte noch eine Zeitlang, ein mattes, verlegenes Lächeln irrte auch dann und wann, wie ein verlorenes Wölkchen am Abendhimmel, über seine geschlossenen Lippen hin, dann blieb er stumm und Johanna Siegerin.

Ja, sie umschlang den Vetter mit einem so festen Netz geregelter Haussitte, daß er sich sogar zur kurzen täglichen Morgenandacht im Eßzimmer einfand. Anfangs zerstreut und spielerisch, trommelte er hörbar mit den Fingern auf den Tisch, malte mit der Bleifeder vor sich hin, sah aus dem Fenster, wollte sich erheben, wenn die Haustür klingelte oder ein Wagen vorüberfuhr, aber ein kurzes „Laß nur", „das Mädchen geht", später nur ein Blick, eine Handbewegung, und er blieb an seinem Platz.

☙

Es ist an einem Morgen vor Weihnachtsabend.

Johanna liest aus Jesaias 9: „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst."

Die kurze Andacht ist beendet. Krischan und Stina haben sich entfernt.

Der Doktor bleibt sitzen.

„Das ist ja ein ganz seltsames Wort, Johanna," sagt er, sich schwerfällig erhebend, „Uns geboren? Ein Kind Wunderbar, Rat, Kraft!... Das möchte ich erleben."

„Fritz," unterbricht sie ihn abweisend, „was sollen solche Reden? Ihr Männer seid doch wie die kleinen Kinder, ihr fallt immer wieder ins Täppische zurück."

Der Schlitten hält vor der Tür. Rübezahl steigt ein. Der Wind jagt die großen Schneeflocken wie geschlagene Heermassen vor sich her die Straße hinab. Arzt und Kutscher ziehen ihre Pelze über Nase und Ohren, und fort geht's.

„Die Bäcker und die Müller schlagen sich heute aber tüchtig", meint Krischan trocken.

— — Sie haben bis Mittag, bald hier bald dort einkehrend, die Stadt im weiten Bogen umkreist und schlagen den Heimweg ein. Der Wind hat sich gelegt. Heller und munterer schellen die Glocken.

Ein tiefverschneiter Wald nimmt sie auf. Nichts rührt sich. Märchenstille. Die weiße Pracht der hohen Buchen, von deren Kronen lange, zarte Schleier bis zur Erde wallen, und die mit Schnee schwerbeladenen Tannen, die wie vermummte Geister an ihnen vorüberhuschen, versetzen sie in eine fast andächtige Stimmung. — Plötzlich fahren sie zusammen. Ein ängstliches Rufen hinter ihnen her: „Herr Doktor... Herr Dok-...tor."

Ein Holzwärter, der mitten im Walde wohnt, läuft atemlos herzu und klagt seine Not.

Der Arzt läßt wenden. — Stundenlang bleibt er am Bett der todkranken Wöchnerin, bis alles vorüber ist. Die Mutter stirbt, das Kind lebt.

„Ach Gott, Herr Doktor," jammert der unglückliche Mann,... „was fange ich bloß mit dem kleinen Wurm

an? Sechs Lebendige schon und nun noch eins dazu. O du mein Herrgott!"

Der Arzt steht betroffen. Das gramerfüllte Gesicht des Mannes, die verzweifelte Stimme, die tote Frau vor ihm im Bett... und plötzlich fängt die Jesaiasglocke zu läuten an: „Uns ist ein Kind geboren ... bim bam ... Wunderbar, Rat, Kraft ... bim bam ... Held, Ewigvater, Friedefürst ... bim bam ... bim bam." Und als sich auch der alte Krischan mit dem behaarten Pelzhandschuh über die Augen fährt und ein „Gott, Herr Doktor" flüstert, da hat der Arzt sich niedergebeugt und das Neugeborene in Windeln gewickelt und unter den Pelz geschoben, ganz nah und warm an seine Hünenbrust heran. Und ohne sich umzusehen, als ob er und Krischan Kindesräuber von ehedem wären, eilen sie in den Schlitten, und vorwärts geht's im Galopp der Stadt zu.

Über die verschneiten Felder zittern schon aus den fern und verstreut liegenden Bauernhöfen die Weihnachtslieder wie kleine wandelnde Sterne zu ihnen herüber.

Die Stadt ist erreicht.

Wohl zwanzigmal hat die Haustür geklingelt. Johanna und Stina haben abwechselnd die Straße hinauf- und hinuntergeschaut.

Endlich Schellengeklingel.

„Gleich, gleich, Johanna", ruft der Arzt ihr noch aus der Vermummung entgegen und stürzt in sein Zimmer. Er lockert die Windeln und horcht und trägt

das Knäblein wohlverpackt mit behutsamer Scheu unter den Tannenbaum.

Krischan und Trina treten ein.

Johanna liest das Weihnachtsevangelium ... „Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. Und jedermann ging in seine Stadt, daß er sich ..." Was war das? Ein leises Wimmern? Deutlich, immer deutlicher ... Kein Zweifel, es kommt vom Tannenbaum her ... Johanna springt auf, ergreift das Paket und löst die Schnur ... „Behutsam", ruft der Doktor, ein paar Schritte herzuspringend und zugreifend. Da liegt schon das Kind, süß und leise wimmernd vor den bestürzten Blicken, die kleinen geballten Fäuste ihnen zugestreckt.

„Fritz, was ist das?" fragt Johanna, erschrocken auf den Arzt schauend, „was bedeutet das?"

„Da hast du dein Christkind!" entgegnet er lächelnd mit weicher Stimme. „Sieh doch, Johanna, es fleht dich an. Der kleine Sauger hat keine Mutter mehr. Sei du es ihm, Johanna."

„Ich, Fritz?" und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

„Ja, du, Johanna, und ich will sein Vater sein. Uns ist ein Kind geboren, nun schenken wir dem Kinde auch die Eltern." —

— — Er reichte ihr die Hand. In vier Wochen waren Hochzeit und Taufe. Der Knabe wurde Jesaias getauft. Krischan und Trina waren Taufpaten. —

Und an der Hochzeit nahm die ganze Stadt teil. Als die Stadtmusik vor dem Doktorhause zuerst einen

Choral und dann lustige Weisen spielte, unter denen: „Wir winden dir..." und ... „Muß i denn, muß i denn..." nicht fehlen durften, wimmelte die Straße von Menschen. Kein Haus blieb ohne Glückwunschkarte. Selbst die Alten aus dem Armenstift hatten eine Trauerkarte mit dem aufgetragenen Blumenbehang und den silbernen Tränen daran in eine Hochzeits- und Freudenkarte verwandelt und in ihrer veralteten Orthographie die Worte geschrieben: „Dem jungen Pahre die herzlichen Glückwünsche zur Fermehlung."

An der Hochzeitstafel aber machte das Gemälde eines jungen Stadtmalers die Runde, das einen Storch darstellte, der auf dem Doktorhause steht und mit schiefem Kopf blinzelnd in den Schornstein sieht, — und allgemeinen Beifall fanden die Worte des geistlichen Tischredners, der seine Rede mit den Worten schloß: „Ein guter Hausarzt ist ein Wohltäter der Menschheit."

— — Sie wissen, teurer Freund, daß ich stets derselben Meinung war. —

Stuttgart.

Januar 1914.

Der Winter hält die Natur seit Wochen in eisigen Klammern. Mein Park und meine Alleebäume zittern vor Kälte. Die gefrorenen Halme auf den Rasenflächen hört man beim leisesten Windstoß wie zerbrechendes Glas knistern. Der alte Kamin hat alle Mühe,

die verschlungenen Blatt- und Blumengewinde, die Meister Frost al fresco auf die Scheiben zauberte, mit vollen Backen fortzublasen.

Ich erlebe den harten Winter vom Fenster aus. Mein Hausarzt hat mich mit Stubenarrest belegt, seit die eisigen Nordostwinde wie große Raubvögel durch die Bäume brachen, daß die Zweige kreischend auseinanderflogen. Wie die Wahnsinnigen tobten sie um mein Schlößchen. Ich hatte zuweilen das Gefühl, als ob ich mich auf einem Schiff im wildesten Ozean befände und in meiner Kabine hin und her geschleudert würde. Unser Hausmädchen meinte heute morgen in ihrer trockenen, drolligen Art, die Winde seien unausgesetzt ums Haus gerannt wie einer, der spät vom Ballsaal heimkehrt und das Schlüsselloch nicht finden kann.

Ich langweile mich übrigens nicht. Wer über Langeweile klagt, klagt sich selber an. Nein, ich genieße die Einsamkeit in vollen Zügen.

Gewiß, die Einsamkeit hat auch ihre Gefahren. Man kann sich in ihren weiten, lautlosen Räumen verfliegen, wie einer von euch schreibt, kann sich zu tief in seine Gedanken einklostern, wird spröde, mürrisch, launig, halsstarrig, wird einseitig, da man nur mit sich selber verkehrt, eingebildet, weil man nur auf sich hört. Aber wo gäbe es Licht ohne Schatten?

Wieviel verdanken wir andererseits der Einsamkeit. Hat der heiße Atem der Zeit uns zerfetzt, sind wir uns selbst entschwebt, die Einsamkeit führt uns wieder zu uns zurück, lenkt unser Auge in das Räderwerk unseres inneren Lebens hinab, daß wir seinen ge-

heimen Triebkräften nachzuspüren suchen. Sie setzt die Trompete an den Mund und ruft die hierhin und dahin verstreuten Kräfte wieder zusammen; sie lockt heraus aus dem Schellengeläute der öffentlichen Meinung, aus der staubigen Rennbahn der Parteien, die sich mit Haß befehden, mit Staub und Schmutz bewerfen. —

Ich bin erstaunt, wie vieles sie mir in dieser Zeit ins Gedächtnis zurückgerufen. Brunnen taten sich in mir auf, die lange verschüttet lagen; manches, was früher nur kometenhaft an meinem Lebenshimmel dahinglitt oder blitzschnell wie eine Sternschnuppe ins Dunkel der Vergessenheit hinabsank, steht jetzt sonnenhell klar vor mir. Denn das ist auch eine der tragischen Seiten unseres Lebens, daß uns unser Dasein nie in der Gegenwart, sondern immer erst, wenn es in eine gewisse Entfernung von uns gerückt ist, zum vollen Bewußtsein kommt.

Erst jetzt ist mir auch der geheime Zug meines Herzens zu den Sträflingen und die warme Fürsorge für ihre Familien verständlich geworden. Es war nicht bloß das Erbarmen mit jenen Unglücklichen, die im Affekt des Augenblicks, in dem verstrickenden Gefüge der Umstände, oft in der Wiege schon vom Pesthauch des Lasters befleckt, die gepflasterte Straße verließen und dem Abgrund zustürmten, nein, es war das instinktiv empfundene solidarische Zusammengehörigkeitsgefühl, das Unglückliche miteinander verbindet. Ganz einfach gesagt, ich war selbst ein Sträfling, fiel selbst unter die Anklage des 5. Gebots. — Und wenn ich nun des Abends allein am Kamin sitze, ist es mir zu-

weilen, als hörte ich den Fischer, bleich und traurig, zu mir sagen: „Ja, wir beiden haben Ähnlichkeit miteinander, wir haben beide ein Menschenleben elend gemacht. Du hast sogar dein Opfer noch länger gequält als ich, und nur Fügung hat dich vor dem Verhängnis bewahrt."

Du hast recht, Fischer. Auch ich habe ein süßes, teures Leben um viele Jahre gekürzt. Mag die Welt unserer beiden Taten scheiden, wie man in der Gerichtssprache fahrlässige Tötung und Mord unterscheidet, aber vor dem unbestechlichen Auge eines ewigen Richters sind wir gleich... Ich will auch „beichten", wie du, Fischer, will in diesen kalten Wintertagen mich an meinem inneren Kohlenbecken erwärmen und mir die Geschichte meiner Liebe erzählen.

Was könnte mich davon abhalten? Zur Vollendung meiner angefangenen wissenschaftlichen Arbeiten fehlt mir die Spannkraft des Willens. Und was die Politik anbelangt, so schiebe ich die Zeitschriften und Tagesblätter, die ich schon von meinem Vater her zum eisernen Tagesbestand meines Geistes- und Seelenproviants zu rechnen gewohnt bin, immer unwilliger beiseite. Überall Streit und Mißgunst unter den Völkern. Die politische Atmosphäre ist mit Elektrizität geladen. Europa gleicht einer überheizten Schenke, in der die zechenden Tische einander schon geballte Fäuste und haßdurchglühte Blicke zuwerfen. Der Ausbruch eines Tumultes scheint mir unabwendbar. — — Es ist immer das gleiche, unerfreuliche Bild. Die Menschen, statt durch Gesetze und tausend Erfindungen und Verbesserungen ihres Loses zufriedener zu werden, werden, wie

ein Dichter ausruft, mit jedem Tage „unverbesserlich unzufriedener".

☛

Mein Staatsexamen lag hinter mir. Meine guten Eltern hatten den Enderfolg ihrer liebevollen Erziehung nicht mehr erlebt. Sie waren kurz nacheinander vom Schlößchen auf den Friedhof getragen.

Von größeren, mit Staatshilfe ermöglichten Reisen an in- und ausländische Bibliotheken heimgekehrt, war ich als Hilfslehrer und Privatdozent für Geschichte und Literatur an die Technische Hochschule in Stuttgart berufen.

Bevor ich den Sprung ins Weite tat und das Bett auszugraben anhub, in das mein Lebensstrom sich ergießen sollte, kehrte ich noch einmal zu seinem Quell zurück. Ich folgte der Einladung des Steuerrats Schmidt, eines Freundes meines verstorbenen Vaters, der mit Gattin und einziger 17jähriger Tochter Herta am südlichen Ausgang meiner Heimatstadt im letzten Haus, dem „Stadtholz" gegenüber, wohnte.

Mit unbeschreiblicher Rührung durchschritt ich täglich an Hertas Seite den schönen Buchenwald. Uralte Bäume streckten ihre reichbelaubten Wipfel in den Himmel. Breite, von den bewaldeten Hügeln eingeschlossene Talmulden, in denen ein hohes, welliges Grün sich unserem schreitenden Fuß fast hemmend entgegenschmeichelte, wetteiferten mit dem Geplauder eines munter hüpfenden Waldbaches, unsere Schritte zu sich einzuladen. Mit Innigkeit betrachtete ich den frohen Gespielen meiner Kindheit, den in deutschen und latei-

nischen Versen so oft von mir angesungenen, der im Winter, zur Zeit der Schneeschmelze, zum reißenden Gebirgsbach angeschwollen, unsere selbstgeschnitzten Holzschiffchen pfeilschnell talabwärts riß, indes er uns in Sommertagen stundenlang in seine weichen, grünen Ufersäume hinabzog, wo wir unter Schwertlilien und buntfarbigen Schilfgräsern, dem Dorado zahlloser Libellen und Schmetterlinge, Siesta hielten oder im seichten Flußbett mit der Hand Stichlinge und Zitteraale griffen.

An diesem Waldbach stand, von einer gewaltigen Buche überdacht, eine Moosbank, und auf dieser Bank saßen Herta und ich am letzten Tage vor meiner Abreise in den Süden.

— — Es war im Mai. Der Frühling blühte. Die Sonne lachte. Der Wonnebecher kreiste. Musik in den Zweigen und Lüften. Der Waldbach jauchzte das Tal hinab, und aus den durchsonnten Wellchen schnellten silbernschillernde Stichlinge vergnügt empor.

Wir saßen eine Zeitlang, in Anschauen versunken, stumm nebeneinander, und was wir uns dann in der lallenden Bildersprache der ersten Liebe zugeraunt, weiß ich nicht mehr. Ich entsinne mich nur des Augenblicks, da Herta ihren blonden Lockenkopf an meine Schulter lehnte, und während die blaue Schleife an ihrer Brust unter den Schlägen ihres klopfenden Herzens erzitterte, hob sich mit dem ersten Kuß das erste keusche Du von ihren reinen Lippen. — — Der Bund fürs Leben war geschlossen. Hand in Hand schlenderten wir durch den Wald dem elterlichen Hause zu.

Als am nächsten Morgen der erste rötliche Strahl

am Osthimmel aufblitzte, nahm ich Abschied, mit Hand und Kopf die letzten Grüße aus dem Wagen winkend, bis mich die buschigen Weiden der Landstraße ihren Blicken entzogen.

Ich stürzte mich in den Ozean des Lebens, um so schnell als möglich die Insel der Seligen und auf ihr das Schloß der Erfüllung zu erreichen. Aber nur zu bald gewann ich die lähmende Erkenntnis, daß auch auf den akademischen Gefilden die Sichel für reichere Ernten fast allein in der Hand des allmächtigen Geldes lag, und da mir weder elterliche Zuschüsse noch eine wohlgenährte Goldader in der Stahlkammer einer großen Bank zu Gebote stand, blieb mir nichts übrig, als mich nach einem Ausweg umzusehen.

Dem Privatdozenten fallen stets nur einige dürftige Brocken von der Ordinarien Tische ab. „Wohlan," dachte ich, „lassen wir sie liegen und suchen wir das frische, saftige Brot, wo es uns geboten wird." „Dem Mutigen gehört die Welt", rief ich, und durch den Beifall der ersten schüchternen Versuche angemuntert, eröffnete ich im Laufe des Winters eine Reihe öffentlicher, allgemein verständlicher Vorträge aus dem Gebiet der Geschichte und Literatur, die nach und nach eine zahlreiche Hörerschaft aus den ersten Gesellschaftskreisen der Residenz um mich scharte. Die Kritiker lobten meinen „leicht und gefällig dahinfließenden Redestrom", die „anregenden Gedankenreihen", mein „kraftvolles, unter Leitung eines angesehenen Hofschauspielers vorbereitetes Sprechorgan".

Es währte nicht lange, so trugen die Tageszeitungen mit dem tönenden Echo der Welt- und Stadtereignisse auf ihrem täglichen Rundgang auch meinen Namen in die Häuser der Residenz. Und als mich eines Abends nach einem Vortrag über deutsche Dialektdichtung der leutselige König in ein längeres Gespräch zog und ich sogar im intimsten Zirkel der Königin Baumbachs „Paten des Todes" im Auszuge zu Gehör bringen durfte, wisperten die Parketthasen, die mit ihren schlürfigen Löffeln in alle Ecken und Winkel horchten, bereits von dem kommenden Mann, und Berufene und Unberufene glaubten mir leise raunend zuzwinkern zu müssen, daß mein Glück gemacht sei...

So wurde ich, wollend oder nicht, in den Strudel des großen Lebens hineingezogen, es quirlte und schäumte um mich, tauchte mich hinab in die wohligen Fluten und zog mich erfrischend wieder nach oben. ... Aber die Insel der Seligen war von meinem Horizonte verschwunden — spurlos.

Unter den palastartigen Häusern, die mir ihre prunkenden Tore geöffnet hatten, war auch das des reichen „Millionenmüllers", der, ein moderner Midas, seinen Landsitz nahe der Residenz durch Anlage ganzer Straßenzüge in klingende Millionen verwandelt hatte.

Zu einer Hausmaskerade „Ballfest am Hofe Ludwigs XIV." eingeladen und neben einem Hofschauspieler, Opernsänger, Maler und Balletmeister als fachmännischer Beirat für Masken und Kostüme herangezogen, ward ich als Spiel- und Tanzpartner der einzigen

Tochter Adelaide, einer hohen, schlanken Brünette von 19 Jahren, der tägliche Gast in diesem stadtbekannten Hause.

Der Abend kam.

Stuttgart lag im Winterschnee, als die Wagen in langen Reihen an die Rampe fuhren. Reichgalonierte Diener geleiteten die Maskierten die breite Marmortreppe hinauf, schälten sie aus ihren Vermummungen und öffneten, sich tief verneigend, die von vielarmigen Kristallkronen mit verschwenderischer Lichtflut taghell übergossenen Festsäle.

Ich mischte mich mit dem bereits sicheren Schritt eines Mannes, dem Prunk und Zerstreuungen des Reichtums etwas von Jugend auf Gewohntes sind, unter die bunte auf und ab wogende Menge, hier einer Schönen ihren Namen in die dargereichte Hand schreibend, dort einem Muselmann vertraulich ins Ohr flüsternd: „Pascha, du bist erkannt."

Im flatternden Seidenmantel eines Troubadours, Achsel und Knie mit knitternden Schleifchen in den provenzalischen Farben besetzt, die Laute im Arm, ersonnene oder nachgesungene Schelmen- und Minnelieder trillernd, zog ich, einen Kreis von Hörern um mich scharend, von Saal zu Saal.

Meinem spähenden Blick war nicht entgangen, daß mir Adelaide, die provenzalische Schäferin mit dem kecken Hütlein und dem beblümten, kurzgerafften Rosakleid, den ganzen Abend, wohin ich auch ging, wie mein Schatten folgte, und während der Schalk in mir, seine Purzelbäume schlagend, mit lachendem Munde die Menge narrte, suchte mein Auge nur die

eine, und mein Herz glitt leise und sprachlos zu ihren Füßen.

Der losen Scherze müde, zog ich mich, neues sinnend, in eine der matterleuchteten Saalnischen zurück, über deren Eingang: „Paradies der Träumer" stand.

Doch kaum hatte ich mich niedergelassen und war im Begriff, meine Lippen zum vergoldeten Rande eines perlenden Sektkelches hinabzuneigen, als Adelaide mit hastigem Schritt auf der Schwelle erschien und, sich nach allen Seiten umschauend, zu mir in die Laube trat.

„Endlich einmal allein, Herr Troubadour", flüsterte sie, indem sie sich über das schmale Tischchen, das uns trennte, zu mir herüberlehnte, daß ihr heißer Atem meine Wange streifte. „Nun singt mir ein Lied, Herr Sänger, nur für mich, mir ganz allein."

Ich nickte, nahm meine Laute, intonierte und sang, ihr zugewandt, mit gedämpfter Stimme:

„Frauen und edle Falken, die werden leicht wohl zahm,
Wenn man sie richtig locket, folgen sie dem Mann.
Es warb ein edler Ritter um ein schönes Weib —
Tandaradei —
Wenn ich des gedenke, wonnet sich mir Herz und Leib."

Weiter kam ich nicht. Bei den ersten Klängen füllte sich der Eingang der Laube mit Hörern.

„Und mein Lohn?" konnte ich nur noch fragen.

„Wohin steht Euer Begehr?"

„Die alten Troubadoure trugen als Liederpreis ein goldenes Veilchen oder Tausendschön davon.

„Doch Veilchen und Tausendschön begehr' ich nicht.
Meine Wonne hat ein ander Gesicht.
Schenkt mir ein rotes Herzblümelein,
So will ich, lieb' Frauen, Euer Ritter sein",

trillerte ich improvisierend und verließ, Adelaide am Arm, die Laube.

Dann tanzten wir, Worte und Blicke tauschend, die eingeübte Quadrille. Noch einmal lag sie, die für glänzend Uniformierte und Hochbetitelte kein Auge, kaum noch ein Kopfnicken zu haben schien, unter den Klängen eines Straußschen Walzers hingegossen in meinem Arm. Ein letzter Händedruck, ein letztes Hinabtauchen in die Flammenglut der Augen, und die Wagen rollten von dannen.

Das Maskenfest war vorüber. Ein Tändelspiel heimlicher Liebe, dessen ich mich früher nicht fähig gehalten, war seine Fortsetzung — und der Schluß unsere Verlobung.

*

Es war Hochsaison. Ich kam nicht zur Besinnung. Besuche, Gesellschaften, Schlittenfahrten in die Berge, Tanzfeste, Konzerte, Theater, Vorträge jagten einander wie spielende Kinder.

Die Welt erschien mir wie verwandelt, alles in Gold getaucht.

Wenn ich das hohe, mit vergoldeten Arabesken künstlerisch verzierte Eingangstor zur Wohnung meiner Braut durchschritt und sich der öffnende Hauswart mit ehrfurchtsvoller Ergebenheit vor mir verneigte, hob

der stolze Gedanke mein Haupt höher, daß der Schmiedekünstler einst unbewußt in meinem Solde gestanden, als er dies Gittertor zu meinem Glückstor schmiedete. Wenn in der ersten Zeit mir zu Ehren die lange Flucht der Prunkräume in blendendem Lichterglanz erstrahlte, überkam mich das Gefühl, daß all diese Pracht nur für mich ihre blendende Schönheit zur Schau trage.

War ich nicht glücklich? Auf die blanke, glitzernde Spiegelfläche meines äußeren Menschen fiel nicht der leiseste Schatten.

Und doch, bei aller scheinbaren Vergnügtheit... ich war nicht glücklich, nicht innerlich froh; ich fühlte etwas in mir, das nicht stimmte, fand mich gebunden, isoliert, aus meinem Milieu herausgerissen. Das Leben, das ich lebte, lag außerhalb meiner, nicht in mir, bewegte sich in der Peripherie, nicht im Zentrum. Der Gelehrte in mir begann, erst ganz leise wie aufatmend, dann immer lauter, pochender, gegen die herrischen Forderungen des Gesellschaftlers zu protestieren. — Immer sehnsüchtiger harrte ich den flüchtigen Ruhepausen zu, um zu meinem alten Ich wie zu einem verlassenen Freunde zurückzukehren. Aber neue Einladungen, Besuche, Feste rissen mich in den Strudel zurück, die Kämpfe zwischen dem alten und neuen Menschen kamen nicht zum Austrag, bis ich ihnen zuletzt mit dem diktatorischen Entscheid den Garaus machte, das Leben nehmen zu wollen, wie es sich mir bot. Man umdrängte, umschmeichelte mich, mein Kurswert war wie über Nacht gestiegen — so unbehaglich ich mich im Grunde fühlte, die dumme Welt nannte mich einen

Glückspilz, nun gut, so wollte ich auch den Glückspilz spielen, der sich am Ziel aller seiner Wünsche angelangt wußte.

Hätte damals nur mein Vater noch gelebt oder hätte ich eine einzige Seele gehabt, in die ich meinen inneren Zwiespalt ausschütten konnte, aber ich mußte die bittere Erfahrung machen, daß echte Freundesstimmen im Glück oft noch seltener sind als in der Not.

Ich war in eine neue Welt eingetreten. Die Tochter hatte ich im Fluge gewonnen, nun galt's auch die Eltern erobern.

Sie waren in wenig Jahren reich geworden. Dem äußeren Umschwung folgte die innere Umwertung nur in weitem Bogen. Da nur das Geld ihnen Geltung gab, wurden alle Güter des Leibes und der Seele in Geld umgesetzt. Durch den plötzlichen Reichtum über die vielen erhoben, fanden sie den allein gültigen Lebensmaßstab nur noch bei den wenigen, den Vornehmen, Hohen und Allerhöchsten. Man trank diese oder jene Weinsorte, Sekte, Biere, nicht weil sie mundeten, sondern von dem und dem Minister oder Herzog von X. bevorzugt wurden. Man wußte, welche Zigarren, ob Hamburger oder Bremer Importen, bei Hofe geraucht wurden, fuhr zum Rennen, zum wissenschaftlichen Vortrag, in die Kirche, weil man die Gesellschaft dasselbe tun sah. Im bunten Rausch des Tages schien das Herz ein Sonderdasein zu führen, von dem man nichts erfuhr, ein Ding an sich, eine Art Anhängsel des äuße-

ren Menschen. Man sprach nur von Beziehungen, nicht vom Sein.

Und einer solchen Familie, bei der Wenighaben der Ehrlosigkeit, Nichtshaben fast dem Verbrechen gleichkam, sollte ich mich eingliedern, sollte mein Ich dem ihrigen zu dauernder Gemeinschaft verähnlichen, sollte als Kind, als Sohn zu ihnen aufschauen, die ich fast täglich an Kenntnis, Bildung, innerer Reife tief unter mir erkannte?

O, ich entsinne mich noch, wie oft ich verzweifelt die Hände unter dem Tische rang, wenn ich hörte, daß ihnen Namen wie Sokrates und Homer, den sie wie „Hummer" aussprachen, völlig dunkle Größen waren, daß sie Schiller und Goethe und andere Klassiker nur vom Theater her kannten. Kein Wunder, daß sie die „Zeitungsschreiber" nur für höhere Lakaien der Reichen und Mächtigen hielten und meinen begeisterten Ergüssen über das stille, beseligende Glück eines Gelehrten, Forschers, Entdeckers, in der Anfangszeit unserer Verlobung, nur das gleichmütige, halbverlegene Lächeln entgegenbrachten, mit dem man auf das Geplapper eines Kindes oder die harmlosen Phantasien eines ungefährlich Wahnsinnigen hört.

Hätten noch die warmen Melodien der Herzensgüte, der braven Schlichtheit die dumpfe Leere ihres geistigen Mankos übertönt, mir wäre Nachsicht und Ehrfurcht vor den höheren Jahren nicht schwer geworden, aber ihre Herzensglocke hatte harten Klang. Ich war ihnen im Grunde nichts als ein aus fernem Eiland zugetriebener Vogel, der sich in ein fremdes Daunennest gebettet, mehr nicht.

Die Goldschwere fing an, mir tiefer ins Fleisch zu schneiden, und der Schmerz machte mich ungeduldig, gereizt, kampflustig.

Trotz aller Zurückhaltung waren Zusammenstöße unvermeidlich. Kleinere Scharmützel mit verstärkter Stimme und angehitzten Wangen fanden immer häufiger statt, bis ich sie als unerquicklich und erfolglos aufgab, aber die Kampfstimmung blieb.

Meine Braut sah dem Widerspiel zwischen Eltern und mir scheinbar teilnahmlos zu; zuweilen lächelte sie, zuweilen aber konnte, in Erregung oder Laune, eine Vertiefung der Stirnfalte über der klassisch geraden Nase ihr regelmäßiges Gesicht verhäßlichen, ihr einen Anflug von Trotz und Kälte geben, der mich ihr in solchen Augenblicken innerlich entfremdete. Etwas Unausgeglichenes lag in ihr: die Frucht ihrer Erziehung. Von Jugend auf nach dem Erziehungsmodell der vornehmsten Mädchen der Residenz zugestutzt, blieb alles an der Oberfläche, nichts drang in die Tiefe. Das Herz führte auch bei ihr ein Nebendasein, das sich den Blicken anderer, auch den meinen, entzog.

Immer schweigsamer verliefen unsere Mahlzeiten, von keinem heiteren Geplauder, keinem munteren Wortgeplänkel sich neckender Liebe gewürzt. Ich konnte nicht verhindern, daß ich immer öfter an der Mittagstafel nachdenksam dasaß und die kleinen, munteren, aufquirlenden Champagnerbläschen in dem hohen, kristallnen Stengelglas vor mir sich meines Geistes bemächtigten, ihm die Wanderschuhe anlegten und ihn aus

dem Ödland der Gegenwart in die stillen Gefilde der Schönheit entrückten, in denen sich der Ästhetiker so gern in Betrachtungen über das Ewig-Weibliche ergeht.

„Besteht nicht der Reiz der knospenden Weiblichkeit," sagte ich mir, „in dem Duft der Anmut, in dem Geheimnisvollen des Werdenden, das die im Keime schon bestimmte, aber doch erst geahnte Eigenart den tausend Entwicklungsmöglichkeiten zureifen sieht? Dies Unbestimmliche und Unaussprechbare, diese Sehnsüchte, Hoffnungen, Freundschaften, Sympathien, noch ungetrennt in der jungen Brust und doch im bunten Spiel nach außen drängend, geben dem inneren Seelenleben einer Jungfrau, wie es in Antlitz, Augen, Gebärden sich kundgibt, jenen unvergleichlichen, von den Dichtern aller Zonen besungenen Schmelz, den Hauch reiner weiblicher Unschuld, den kein Staubkorn entweiht."

Und wenn ich dann auf Adelaide blickte, die hohe, imponierende Erscheinung mit dem glänzend schwarzen Haar und den feurig braunen Augen, wie sicher und selbstbewußt sie dastand — die, wie das Herz ihrer schwachen Eltern, alles, was im Salon des reichen Hauses verkehrte, zu ihren Füßen zu sehen, „an die Kette zu legen" liebte, mit der Laune einer reichen Erbin bald Hoffnung, bald Furcht erweckend. Das Duell zweier Kavaliere um ihretwillen nahm sie als eine Selbstverständlichkeit hin und freute sich nur des unblutigen Ausganges... Der überlegene, selbstbewußte, befehlerische Ton, den der nicht erworbene, nur verdienstlos ererbte oder gewonnene Reichtum so leicht gibt, mißfiel mir in immer höherem Grade, verletzte mich oft aufs tiefste und nötigte mich, mit immer ern-

sieren Worten ihren Hochmut in seine Schranken zu verweisen. — Ich konnte mir zuweilen nicht mehr verhehlen, daß ich mir ein ganz anderes Bild von der Seelenverfassung glücklich Liebender vorgemalt hatte. Keine lächelnd heiteren Mienen, süße, berauschende Worte, keine Flut von zärtlichen Blicken, die dem Gegenstand der Liebe sinnend nachschauen, wenn er längst die Tür hinter sich hat — nein, kalte, halbverbindliche Nüchternheit lag über den Stunden unseres Beisammenseins, und die Sprache der Liebe war bereits zur konventionellen Phrase verkühlt.

— — Ich entsinne mich eines Vortrags, den ich damals in Anwesenheit der Hofgesellschaft über Goethes Frau, Christiane Vulpius, hielt.

„Christiane stand geistig tief unter ihrem berühmten Gatten," sagte ich, „und doch schenkte sie ihm die Ruhe und Pflege, die den Adlergeist des Olympiers zu neuen Aufflügen stählten. Christiane erhielt der Welt und sich den großen Dichter, den eine Ehe mit Frau von Stein ihr genommen hätte."

Adelaide äußerte sich an der Abendtafel mit keinem Worte über den Vortrag. Eisiges Schweigen. Ihre und der Eltern Augen ruhten auf mir wie auf einem Sonderling, den man nicht versteht. Mir dämmerte das Gefühl auf, daß Adelaide und ich in zwei Welten lebten, die verschiedene Sonnen erleuchteten.

Aber mit dem Hoffnungsmut der jungen Jahre sagte ich mir zum Troste: „Wenn sie nur erst mein Weib ist, werde ich sie schon zu mir heraufziehen, in der Ehe gleicht sich alles aus, es wird noch alles gut

werden" — ohne mir allerdings darüber klar zu sein, wie.

Immer öfterer kehrte ich mißmutig aus dem Palast der reichen Braut in mein Haus, in mein stilles Gelehrtenheim zurück und suchte Vergessenheit bei meinen Buchgeistern, den wahren Millionären, die nicht hochmütig auf mich herabschauten, die mich schweigend in ihre große, stille Welt aufnahmen und mich zu bitten schienen: „Nimm dir, soviel du willst, vergiß den Tand der hohlen Welt, sei reich durch uns, sei glücklich!"

So verging der Winter.

Der Frühling kam.

Die Hochzeit ward auf einen Maientag festgesetzt. Wohnung, Einrichtung, Zukunftsverkehr, Mitgift wurden wie eine Art Geschäftseröffnung, natürlich alles ins Üppige, in Summen umgesetzt, unter uns festgelegt.

Ich stimmte, mit peinlichster Vorsicht jeder Haderklippe ausweichend, kopfnickend zu. Ich hatte schon angefangen, das schöne Wort: „Vorsehung", das ich von meinen Eltern her als eine persönliche Leitung unseres Geschicks kennengelernt hatte, in „Schicksal" umzuändern, in jene dunkle, finster brütende Macht, die vernunftlos über unseren Häuptern waltet. — Ich sollte bald genug meinen Irrtum einsehen, sollte die Erfahrung des Fischers machen, daß es eine Gerechtigkeit gibt, die uns sucht und findet, daß jeder Mensch seine einmal an Gott und Menschen begangenen Verfehlungen wie eine Kette mit sich schleppen muß, bis

die Stunde der Sühne kommt, die große Schicksalsstunde, die dem neuen Leben neuen Raum schafft.

Aber alle noch so großen und packenden Lebenswahrheiten, von denen man hört und liest, muß man an sich selbst erfahren, anderen glaubt man sie nicht. Der Mensch kann nur Ein Leben leben, sein eigenes, ein Doppelleben erträgt niemand.

— — Wir saßen eines Tages bei Tisch. Das Gespräch drehte sich wie immer um Hof- und Stadtklatsch, und die Kleidersorgen wichen auch von der reichbesetzten Tafel nicht. Ich hörte wieder von Komposékostümen, Libertytoiletten, farbigen Schoßjacken, ob kirschrot oder in Bleu — und mit einer Bedeutsamkeit, als ob unser ganzes zukünftiges Glück, ja, das höchste Wohl der Menschheit, auf dem Spiele stehe.

Als mir beim Kapitel „Federhut oder Tüll" das Wort „Vogelmord" entschlüpfte, sahen mich Mutter und Tochter mit dem gleichen scharfen Blick der Mißbilligung an.

Meine Schwiegermutter, die für mich drei Anreden hatte: Lieber Reinhard, lieber Herr Sohn und Herr Reinhard — mit der letzteren stieg das Hausbarometer auf Sturm — fuhr gereizt auf: „Herr Reinhard, Sie mögen ein gelehrter Herr sein, aber von solchen Dingen haben Sie keinen Verstand. Für wen ist denn die Natur da? Ich denke, doch wohl für uns. Wer die Mittel dazu hat, kann mit ihr machen, was er will."

„Ich bin anderer Meinung, verehrte Mutter", entgegnete ich ruhig. „Der Mensch ist wie der Vogel als Glied in das Ganze der Schöpfung hineingestellt. Er

empfängt von der Allgemeinheit, der Natur, und hat darum auch seine Pflichten gegen sie. Die erste Forderung der Natur heißt Schonung, kein unnützes Blutvergießen und Lebensvergeudung."

— — In diesem Augenblick erschien der einzige Bruder meiner Braut mit weingerötetem Gesicht in der von einem Diener ehrfurchtsvoll geöffneten Tür.

Er hatte beim Regimentskameraden, Grafen X., gefrühstückt, nannte hochklingende Namen... hatte ein wenig gejeut... einige lumpige hundert Mark verspielt, die ein Regierungsrat S. gewonnen habe.

„Man kann's dem Manne ja gönnen," warf er sarkastisch hin, „wenn er nur sonst nicht den Mund so voll nähme, als hätte er die Weisheit mit silbernen Löffeln gefuttert."

Als er dann, mit einem Seitenblick auf mich, etwa so fortfuhr: „Solche Plebejer sollten damit zufrieden sein, im Kriege ums tägliche Dasein die nötigen Existenzmittel zu beschaffen und durch Spiel oder in Form von Präsenten das zu ergattern, dessen sie in ihrer Notdurft benötigen, aber für alles andere sollten sie die Bevorzugten der Macht und des Geldes sorgen lassen und sich nicht in Kreise drängen, in die sie nicht gehören —" da konnte ich den Sturm in meinen Adern nicht bändigen, mein Herz hämmerte bis an die Gurgel hinauf, als ich ihm, anfangs zurückhaltend, dann in gesteigertem Tempo, widersprach und, oft von ihm und den Eltern mit hitzigen Zurufen unterbrochen, etwa so schloß: „Alle Menschen haben das gleiche Anrecht an das Leben, und wenn auch absolute äußere Gleichheit ausgeschlossen ist, so ist doch gegenseitige Achtung

das erste Erfordernis der menschlichen Gerechtigkeit... Ich kenne nur Plebejer der Gesinnung," rief ich mit erhobener Stimme, den flammenden Blick auf meinen Schwager gerichtet, „nicht des Standes und Besitzes. Name, Titel, Geld, ohne das Bewußtsein der sittlichen Pflichten, die sie auferlegen, sind keinen Schuß Pulver wert!"

„Hahaha," unterbrach er mich überlaut lachend, „was weiß der Jedermann von Pulver und Blei."

„Das werde ich dir zeigen, großer Herr," entgegnete ich, „...nachher im Garten."

„Famos, famos," klatschte Adelaide, wie in einem Theater, in die Hände, „ein Duell zwischen Bruder und Verlobtem."

Wie mir das mißfiel! Ich ergriff ihre Hand und drückte sie, daß sie sie mir gewaltsam entzog.

— — Die Tafel wurde mit Geräusch aufgehoben. Die Diener sprangen herzu und rückten die Stühle. Ich aber mußte an ein Wort meines Vaters denken: „Nur der Zufriedene ißt sich satt, der Unzufriedene steht von vollster Tafel ungesättigt auf."

Wir gingen in den Garten. Mein Schwager reichte mir ein Terzerol in die Hand. Ich legte in 25 Schritt Entfernung einen mittelgroßen Apfel auf die Hinterlehne einer Gartenbank, trat zurück, zielte — und der Apfel rollte in den Sand.

Ohne Blick und Wort begab ich mich in den Wintergarten und vertiefte mich in eine Zeitung.

❧

Es war am Nachmittage desselben Tages. An der Tafel war eine gemeinsame Ausfahrt verabredet. Der Wagen hielt an der Rampe. Niemand erschien. Das Haus war wie ausgestorben. Meine Schwiegermutter schützte Migräne vor, mein Schwager war auf seinem feurigen Trakehner grußlos davongesprengt. Alles schien verstimmt. — Ich fühlte mich in der Stimmung eines Wanderers, der an einem jähen Abgrund entlanggeht und aus den nahen Bergen ein Unwetter herangrollen hört.

Ich schlug meiner Braut einen Spaziergang durch die Hauptstraße vor. Mich hungerte nach Menschen.

Die Straße war überfüllt. Der Frühling hatte, wie der Rattenfänger von Hameln, sie alle aus ihren dunkeln Löchern und Winkeln hervorgelockt. Der Himmel blaute. Die Abendsonne senkte ihr sieggerötetes Antlitz hinter den grünen Bergkranz, den sich die schwäbische Residenz ums Haupt gelegt.

☙

Adelaide ging schweigsam neben mir her. Ich merkte ihre Verstimmung an dem nervösen Zittern ihrer Hand, die lose in meinem Arm hing, und an den kurz abgehackten, hastig aus sich herausgestoßenen Antworten, die sie auf meine Fragen gab.

Als ich, vor einem Buchladen haltmachend, die ausgelegten Buchneuheiten mit flüchtigem Blick überflog, flüsterte sie mir, indem sie mich am Arme fortzog, in gereiztem Tone zu: „Meine Kinder und ich werden gewiß später den Herren Büchern nur mit einem Hofknicks nahen dürfen.“

„Aber, Adelaide, was für Torheiten“, entgegnete ich.

„Ja, ja,“ stieß sie stürmisch hervor, „mein Bruder hat recht, es ist so...“

Ich zwang mich zur Ruhe. Wir schritten weiter, als plötzlich, nicht weit von mir, von der Straße herüber die plattdeutschen Worte an mein Ohr schlugen: „Du Dösbattel, mak doch din Oogen up, du stickst mit dinen verdammten Stock de Lüd noch...“ das andere verschlang die belebte Straße, aber ich erkannte deutlich den bäuerisch gekleideten Sprecher, der seinen Sohn aus dem Straßengewühl auf den Bürgersteig zu zerren suchte.

„Meine Heimatsprache,“ rief ich, auf den Sprecher weisend, „...hast du gehört?“

„Nein,“ rief sie, außer sich vor Zorn und mit den Füßen stampfend, „nein, ich habe nichts gehört und mag nichts hören und will nichts hören. Was geht mich dein Pöbel und die schwatzende Straße an... Mein Bruder hat recht,“ fuhr sie fort, ihre flammensprühenden dunkeln Augen auf mich gerichtet, „du degradierst mich vor der Gesellschaft, vor der ganzen Stadt... ich ertrag's nicht länger... ich, ich... o, o...“ und mir gewaltsam ihren Arm entziehend, drehte sie sich hastig um und enteilte, ohne mich noch einmal anzublicken.

„Adelaide,“ rief ich bestürzt, ihr einige Schritte nachstürmend, „Adelaide!“

Aber sie hörte nicht auf mich. Fort war sie. Ich sah nur noch, wie sie sich in einen Fiaker stürzte, die Tür zuschlug und davonjagte.

Bestürzt, meiner kaum mächtig, schwankte ich, was zu tun. Die Blicke der Vorübergehenden brachten mich zur Besinnung. — —

— Wenn ich heute an diese Stunde zurückdenke, muß ich einen Irrtum berichtigen, dem ich damals noch unterlag. Wir wähnen oft, in den folgenschwersten Augenblicken unseres Lebens stelle nur der Verstand sein Ultimatum, sein Entweder—Oder an uns, und davon hänge dann Geschick und Zukunft ab, und doch entscheiden viel häufiger unser Gefühl, unser Herz über unsere Urteile und Entschlüsse. — Und welch eine Rolle spielt im Gefüge unseres Daseins der Zufall. Hätte die flutende Straße meinen Landsmann mit seinem Sohn an die andere, mir entgegengesetzte Seite angespült, oder wäre er in eine der zahlreichen schmalen Nebengassen eingebogen, um in die Wohnung seiner erkrankten Tochter, zu deren Besuch er gekommen war, zurückzukehren, so wäre er meinen Blicken entzogen und alles wäre anders gekommen. — Aber da schlenderten sie gleichmütig ihres Weges dahin und ich mußte sie erblicken und mich ihnen zugesellen, mußte auf meine Frage nach ihrem holsteinischen Heimatsort den Namen meiner kleinen Vaterstadt vernehmen und die durstig gewordene Kehle des Landsmannes an die Tränke führen, in die nahe am Tore gelegene „Wolfsschlucht", um hier meine Schicksalsstunde, die große Menschheitstragödie von Schuld und Sühne an mir zu erleben. —

☛

Der Bauer, anfangs wortkarg und holsteinisch schwerzungig, tat einen Zug nach dem anderen aus

seinem Steinkrug, bis der „Wolfsbräu", die inneren Riegel zurückschiebend, dem Bauern die Zunge löste.

Er fing an, von der Heimat zu sprechen, vom Städtchen, von den Wäldern und dem blauen Meer, und stellte in der epischen Breite naiver Erzähler in die Landschaft all die mir aus der Kindheit wohlvertrauten Heimatgestalten hinein: den Postmeister, „den guten Friedrich", der den Schreibunkundigen auf Briefen und Weihnachtspaketen an ihre Soldaten Aufschrift und Siegel setzte. Ich sah mich wieder als Knabe im dichten Gedränge an den geöffneten Saalfenstern stehen, um am Schützenfest den Postmeister, den besten con-amore-Tänzer der Stadt, mit unbeschreiblicher Inbrunst — während die deutschen und dänischen Orden auf seiner Brust mit seinen langen blonden Bartkoteletten lustig um die Wette flatterten und seine fliegenden Rockschöße sich vor Lachen auszuschütteln schienen — die Redowa und die Tirolienne tanzen zu sehen, die er damals schon seine Flamingotänze nannte, ehe noch jemand daran dachte, diese tanzenden Vögel als die Stammväter der Quadrille zu feiern.

Ich hörte den baumlangen, bärtigen Förster im hellsten Tenor sein „Im Wald und auf der Heide" und „Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst"... zum besten geben, hörte die alte Schmiede hämmern, die Windmühlenflügel auf dem Mühlenberge knarren, den kreischenden Ruf der blitzschnellen Wasserhühner auf dem Schloßsee, das brüllige Abendlied der Rohrdommel im Röhricht: — alles stand lebendig vor mir, den Mund wie zum Sprechen geöffnet und die Augen auf mich

gerichtet — Auch mein Schlößchen, in dem meine Wiege stand, und der Friedhof und die Kirchenuhr, die noch immer in fast zärtlicher Treue über den Gräbern der stillen Schläfer die Zeit abrief.

Ein schwerer Seufzer nach dem anderen entrang sich meiner Brust, manche Träne zerdrückte ich heimlich. Der ahnungslose Bauer sah es nicht. Ich ließ ihn reden.

☙

Wir waren die Heimatstadt auf und ab gewandert, hatten fast vor jedem Hause haltgemacht und standen nun vor dem letzten, dem „Stadtholz“ gegenüber.

Wir traten ein. Ich fühlte mein Herz stürmischer pochen... Meine Schläfe hämmerte.

Der alte Steuerrat war „zur letzten Revision abberufen“, aber die Frau und die einzige Tochter, Fräulein Herta, lebten noch.

„Ja, die Tochter,“ fuhr er, nach einem kräftigen Zuge aus seinem Steinkrug, in erregterem Tone fort, „das ist so eine Sache mit ihr ... die ist seit langem leidend und fast menschenscheu geworden... Sie soll vor Jahren einmal eine unglückliche Liebe gehabt haben... Schade um das hübsche, nette Mädchen und Schande für den Kerl, der sie sitzen ließ.“

Er stieß bei diesen Worten seinen Krug auf den Tisch, daß es mir durch Mark und Bein ging. —

Ich versuchte durch Fragen und Unterbrechungen meiner beklemmten Brust in Worten Luft zu machen, aber die Wortlaute bäumten sich auf und stemmten sich mir entgegen, daß ich sie nur mühsam durch die trockene Kehle zu schieben vermochte.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Landsmann," fuhr der Bauer, meine innere Bewegung falsch deutend, lebhaft fort, „aber der Kerl, der sie sitzen ließ, verdient's nicht anders... So ein gemeiner Hund! Sehen Sie, wenn einer, der keinen Obstgarten hat, übern Zaun klettert und meinen Apfelbaum plündert, fliegt er ins Loch, und wenn ich einem Nachbar die Katze vergifte, falle ich in Strafe, und so ein Mensch, der sich mit einem anständigen Mädchen verfreit und läßt sie nachher sitzen, daß die alten Weiber an der Pumpe die Köpfe zusammenstecken, wenn sie über die Straße geht, läuft frei in der Welt umher und wirft sich gar noch in die Brust, als ob er ein Held von Waterloo wäre... Nein und abermals nein," rief er mit erhitzten Wangen, indem er seine dicke Bauernfaust auf die glatte Tischbohle niedersausen ließ, „da muß ich sagen: Der Hund der!"

Ich saß erstarrt... wie angedonnert. Seine Worte trafen mich wie Peitschenhiebe, ich duckte mich unter ihrer Wucht. Ich fühlte eine eiskalte Frosthand sich um mein zuckendes Herz legen und es langsam wie eine Erdscholle zerdrücken. Kalte Schauder liefen mir durch die Adern, und hinter ihnen her jagte ein Hitzstrahl, der mit der Frosthand rang und mich hin und her schüttelte, daß mir die Zähne im Munde klapperten.

Und trotzdem — ich konnte nicht anders — drang ich immer von neuem in ihn, mir alles, alles zu erzählen.

— — So vergingen die Stunden bis Mitternacht.

Die langen Tische, über denen sich in der qualmigen Luft bläuliche, fast greifbare Rauchwolken ringelten, hatten sich mit Gästen gefüllt und geleert. Ich beachtete sie nicht, ich hing am Munde des Erzählers.

„Alles dahin, unwiederbringlich dahin!" stöhnte es immer lauter in mir auf... Ein wahnsinniges Heimweh packte mich nach der armen Herta, deren Name wie der einer angebeteten Heiligen über meine Lippen glitt... Die Reue setzte ihren Spaten an und schaufelte tiefer, immer tiefer, bis sie das Gewissen freigelegt hatte. Und dies uns in der Geburt eingepflanzte Grundgesetz unserer sittlichen Anlage starrte mich mit seinen unablenkbaren Augen an und seine Pfeile bohrten sich in das Innerste meines Herzens, das aus tausend Wunden zu bluten anfing und für das es nur eine Heilung gab: Heimkehr. Mitten im dumpf-schwülen Raume umwehte mich Heimatluft, mein Schlößchen, mein blaues Meer und das Häuschen am Stadtholz umarmten mich, küßten mich und flüsterten mir mit immer eindringlicherer Stimme zu: „Kehre wieder, Fremdling, kehre wieder!"... Und plötzlich aufspringend und mit wilden Armen um mich tastend, rief ich dem Landsmann zu: „Ich kann nicht anders, ich muß heimwärts!"

Der Bauer, meinen Ausruf mißdeutend, nickte zustimmend: „Ja, lieber Herr, es wird Zeit!" —

Mitternacht war vorüber. Die Kellner saßen schläfrig in den Ecken, hinter jedem scheidenden Gast wurden die Stühle auf den Tisch gehoben und die Gaslampen ausgelöscht. Der Schließer mit dem rasselnden

Schlüsselbund schlürfte durch den hallenden Raum. Wir weckten den längst eingeschlafenen Knaben, der mit beiden Händen um sich schlug und mit weinerlicher Stimme nach dem Bett verlangte, und verließen die Wolfsschlucht.

— — Ich brachte die Landsleute in die stille Winkelgasse, wo sie nach langem Klopfen Einlaß fanden, und begab mich in meine, an einer der Bergterrassen gelegenen Wohnung.

☛

Ich habe mein Bisheriges soeben noch einmal durchgelesen und den Eindruck gewonnen, daß ich in meiner Darstellung den rechten Ton gefunden und mich von allen galligen Ausrufen und Anreden an ein zerbrochenes Glück ebenso ferngehalten habe wie von den Gefühlsergüssen der Sentimentalität, die Turgenjew mit Recht der Süßholzwurzel vergleicht, die, „solange man nur ein wenig saugt, keinen unangenehmen Geschmack hat, aber dann wird's einem sehr bitter im Munde". Ich lasse dahingestellt, ob man auch seinem russischen Landsmanne Lermontow zustimmen will, der der Meinung ist, die Narben alter Wunden wieder aufzureißen gewähre süßen Schmerz. Ich will fortfahren, der entscheidungsvollsten Stunde meines Lebens zuzuschreiten, die zu mir sprach, wie Nathan zu David: „Du bist der Mann!" —

— — Ich trat in meine Wohnung ein und verschloß die Tür.

An Schlaf war nicht zu denken. Ich war so wach, als ob tausend Kerzen in mir flammten.

„O mein Gott“, stöhnte ich und warf mich der Länge nach in die weichen, beblümten Kissen meines Diwans, die heiße Stirn in die gewölbten, eiskalten Hände vergrabend.

Ich sprang wieder auf und fing an, mein geräumiges Zimmer mit hastigen Schritten zu durchstürmen. Wie ein aus seiner Bahn geschleuderter Planet irrte ich ziellos umher, Sessel und Stühle heftig beiseite stoßend, um die Linie meiner elliptischen Zimmerwanderung zu verlängern.

Entsetzt fuhr ich zurück, als mir ein wandhoher Spiegel mein Bild entgegenwarf — so bleich und verhärmt, als hätte mich der verflossene Tag um Jahrzehnte älter gemacht.

„O du entsetzlicher Mensch!“ schrie ich meinem Spiegelgegenüber mit geballten Fäusten zu, „o du Jammerkerl, du elender Dutzendmensch, du ganz gewöhnlicher Glücksjäger, der den Geldsack eines reichen Emporkömmlings als Sprungbrett zum akademischen Lehrstuhl benutzen wollte.“ — Und mich abwendend und tief Atem schöpfend, blies ich die Backen auf und brüllte mit der fassungslosen Stimme eines Wahnsinnigen: „Du Hund... du Hund!“ in das nächtliche Zimmer hinein, daß das Wort gellend an der Decke entlanglief und, von den Wänden wieder zurückprallend, sich winselnd wie ein gezüchtigtes Tier zu meinen Füßen schmiegte.

So tobte ich wider mich, belegte mich immer aufs neue mit häßlichen Namen und ließ nach Art der alten Mönche die Skorpionen erdachter Selbstqual unbarmherzig mein Innerstes zerfleischen. Ich fing an, ähn-

lich wie der Fischer, von mir abzurücken, mich zu hassen. Mit fast wollüstig befriedigten Augen folgte ich meinem gespenstisch an den Wänden hinhuschenden Schatten und gönnte es ihm, daß ihn Lampenlicht oder erhöhte Gegenstände in Fetzen spalteten und auseinanderrissen.

Ich stieß das Fenster auf und tauchte meinen brennenden Kopf in die kühle Nachtluft, die vom gestirnten Himmel herniederwehte; die blinkenden Sterne und die von den Bergen herab ringsum flackernden Laternen schienen so verächtlich auf mich herabzublicken, daß ich die Fenster schloß.

Selbst die vornehmen Möbel meines im Empirestil hergerichteten Salons, Gemälde, Büsten und der marmorne Kaminsims mit den blanken Messing- und Zinkgefäßen, den üblichen Vorboten schwellender Wohlhabenheit, starrten mich wie einen ihnen fremden Eindringling an.

— — Dann und wann packte ich mich wieder am Brustlatz und zerrte mich, wie ein Kläger den Angeklagten, vor den Spiegel und betrachtete meine in ganzer Größe zurückgestrahlte Gestalt von oben bis unten mit durchbohrenden Augen und höhnisch verzerrtem Munde.

„Hahaha!" brach ich plötzlich in ein mir sonst völlig fremdes, krampfhaftes Lachen aus, „also das ist der gefeierte Stuttgarter Professor, der, den Lorbeer am Scheitel, einen Griff in die Sterne tun wollte und, von einer schlichten Bauernfaust zusammengeschmettert, am Boden liegt... neben den Trümmern eines armen verschmähten Weibes. ...„Was," schrie ich meinem Spiegelbilde ins Gesicht, „du willst dich

noch entschuldigen? Tausende machten es ebenso? Weil Tausende meineidige Schurken sind, willst du es auch sein?"

„Oder," rief ich mit blitzenden Augen, indem ich eine Pistole von der Wand riß: „weil Tausende Memmen oder Wahnsinnige sind, willst du auch mit durchlöchertem Kopf vor den Schöpfer treten: „Da hast du mich wieder!" ... „Fort, fort," brüllte ich, „du Lump eines Lumpen! Leben will ich... leben, mir selbst zum Trotz!" und die Pistole flog klirrend unter den Diwan.

— — Endlich, nach langem Hin- und Herwandern ward ich ruhiger. Die fiebernde Stirn ans Fenster gelehnt, starrte ich hinaus in die Nacht und verfiel in Grübeleien.

Meine Kindheit, meine Jugend erschienen vor mir mit ihren hastigen Freuden und stürmischen Kämpfen, ihrer ungeregelten Arbeit und ihrem bunten, zerstreuenden Nichtstun. Blitze zuckten auf, Schatten umschwankten mich. Ein Maientag, eine Moosbank, ein rauschender Waldbach, ein blonder Lockenkopf, ein rotes Lippenpaar, von dessen Schwelle das erste selige „Du" entschwebte, ein Schlößchen, ein blumiger Park, ein Friedhof: sie alle kamen zu mir herein und begrüßten mich als einen Heimgekehrten.

Ich trat an meinen Schreibtisch und entnahm einem der hintersten Fächer, in welchem alte Papier- und Schriftstücke verstaut lagen, ein Päckchen: Hertas Briefe an mich. Mit Rührung betrachtete ich die vor mich

hingebreiteten kleinen zierlichen, von sicherer, reiner Mädchenhand beschriebenen Rosabogen.

„Ach," schreibt sie in dem ersten langen Briefe nach unserer Trennung, „niemand soll das Geheimnis meiner Brust erfahren, auch die Mutter nicht, die oftmals von ihrer Stickerei aufschauend, ihre forschenden Augen auf mir ruhen läßt. Nur mit meinem Stübchen und meinem waldigen Gegenüber plaudere ich von Dir und mit dem Schilf im See. Den kleinen Vögeln, wenn sie gen Süden fliegen, will ich Grüße für Dich an die Flügel binden... Als vorhin der Morgenwind an mein Fenster pochte, dachte ich: „Ei, was für eine feine Harfe ist doch der Wind, auf ihr will ich meinem Liebsten spielen..."

Und dann zum Schluß malte sie die Heimkehr aus, und wie die alten Weiden am Wege mich ihr zurückgeben sollten. Ich konnte mich nicht enthalten, den Brief mit Küssen und Tränen zu bedecken.

Eine Anzahl Briefe folgte... kürzer, immer kürzer... und zuletzt schwieg das schöne Saitenspiel.

— — Auch kleine Gedichte waren eingeflochten. Sollten die Verse das Echo wecken, das den Briefworten versagt war? Ach, auch der Schmerz macht sich Illusionen wie das Glück und gebiert utopistische Träume, die, wie die Fata Morgana der Wüste, die Grenze zwischen dem „Vielleicht noch" und dem „Unmöglich" verwischen.

„Die Blumen sah ich welken,
Ich sah den Sommer ziehn.
Nur tief im Walde noch fand ich
Ein einsam Immergrün.

Herz, welke und vergesse!
Erinnern bringt nur Pein.
Und doch — es grünt in der Tiefe.
Ach, wann vergäß ich dein!"

Ich stand am Meeresstrande,
Der Himmel wölbte sein Dach.
Ich träumte den spielenden Wellen,
Ich träumte den Wolken nach.

Die Wellen sind zerschollen,
Die Wolken jagen dahin
Am zerrissenen Himmel. — Nun weiß ich,
Warum ich so traurig bin.

Der Morgen dämmerte herauf. Mein Entschluß stand fest. Ich wollte Stuttgart so schnell wie möglich verlassen.

Ich schrieb meiner Braut ruhig und ohne Bitterkeit, versiegelte die Briefe an Behörden und Freunde, nahm im Geiste Abschied von der schönen, schwäbischen Residenz und fing an, meine Koffer zu packen. — Mich überkam das Gefühl eines glücklich Operierten, der aus dem ersten Schlaf erwacht, der Kopf noch eingenommen, aber das Herz beglückt.

Der letzte Hügel war erreicht. Da lag mein Heimatstädtchen in Blättern und Blüten im Abendgold

vor mir. Die Betglocke läutete. Aus dem letzten Hause, dem „Stadtholz" gegenüber, kräuselte blasser Rauch auf.

Ich trat ein. Die Magd trug meine Karte nach oben. Totenstille lag auf den alten Räumen und Möbeln, die mich vorwurfsvoll anzublicken schienen, und selbst der lichtgrüne Wald drüben, ihr Leidens- und Herzensfreund, hatte sein Gesicht in ernste Falten gelegt. — Ich befand mich in der Stimmung eines Angeklagten, der die Richter mit dem Urteilsspruch kommen hört.

Die Rätin erschien. Die gebeugte Haltung und die tiefen Furchen um Lippen und Kinn erzählten von erlittenem Weh.

Während wir die Treppe hinaufstiegen, flüsterte sie mir noch einmal mit weicher Stimme zu: „Reinhard, sie hat Ihnen längst vergeben."

Ich wich nicht von dem Bett der Kranken. — —

Sie genas. Die Blässe machte dem frischen Rot des Lebens Platz. Wenn die Drossel des Abends auf der höchsten Spitze einer Tanne ihr Abendlied sang, trennte sie zwei glückliche Menschen.

— — Am Tage vor unserer Hochzeit saßen wir wieder auf der Moosbank am Waldbach.

„Herta," bat ich, ihre Hand ergreifend, „laß uns nicht mehr rückwärts schauen, Geliebte, laß uns den Blick in die Zukunft lenken. Einst waren Träume und Hoffnungen mein einziger Besitz. Sie haben mich getäuscht, und das Leben ist meiner Hand entschlüpft. Heute sind Erfahrungen mein Besitz, und das Leben

halte ich in sicherer, fester Hand. Darum getrost der Zukunft zu, da wo es licht und helle ist, wo eine neue Jugend uns lächelt, die Hoffnung sich mit neuen Blüten schmückt und die Freude flattert auf bläulichen Taubenflügeln."

Nur kurz war unser Glück.

Nach zwei Jahren schenkte Herta einem Knaben das Leben. Dem kleinen Schmetterling gefiel es nicht auf unserer Erde, er ist wieder davongeschwirrt und hat die Mutter mit sich genommen. — Ich hatte kein Recht, wie der edle Lessing in ähnlicher Stunde, in die Klage auszubrechen: „Ich wollte auch einmal glücklich sein wie andere Sterbliche, aber es ist mir schlecht genug bekommen."

Nein, ich durfte nicht klagen, ich konnte nur danken für jede reiche Stunde unseres Beisammenseins und lebte Tag um Tag mit der Verklärten weiter.

Ich bin ein Einsamer geworden, aber kein Menschenscheuer, wie Zieten, kein Verzweifelter, wie der Fischer. Erinnerung, Schule, Wissenschaft, Musik, Freunde und die Fürsorge für die Schar jener Unglücklichen, die die Welt Sträflinge nennt, reichten mir an Liebe dar, deren mein Herz bedarf — und sie allein macht das Leben lebenswert.

Italien.

Februar 1914.

Seit einigen Tagen ist Tauwetter eingetreten. Alles schwimmt. In den Dachrinnen trommelt es Tag und Nacht. Als ich in der letzten Nacht davon erwachte und nicht wieder einschlafen konnte, blieb mein umherstreifender Geist an dem Wort „Maskenfest" hängen.

Der Februar ist der Maskenmonat.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern waren Maskenfeste üblich. Es ist einer der Grundzüge unserer menschlichen Natur, sich einmal aus sich heraus zu setzen, ein anderer zu sein als der man immer ist. Niemand erträgt den immergleichen Flug der Tage, ewige Monotonie tötet. An den römischen Saturnalien waren die Sklaven frei und spielten die Herren. Am St.-Nikolaustag liegt die Rute in der Hand der Kinder. Das Christentum hat die Maskenfeste, wie so manche andere heidnische Gebräuche, Kultusakte, priesterliche Kleidertrachten, Kirchenfeste, unter veränderten Namen aus dem Heidentum herübergenommen, um die mit solchen Äußerlichkeiten an sich gelockten Völker dann innerlich zu überwinden.

Auch die Ländlichen juckt das Verlangen nach Maskenfesten. Ingeborg erzählte mir beim Aufräumen von ihrem Maskenball im Klub „Männertreu". Sie hat eine Fischerin im grünen Nixenkleid dargestellt. Der Prinz Karneval scheint dort allerdings sein Narrenzepter als ein etwas derber Geselle geschwungen zu

haben. Einem Harlekin hat er zu einem Beinbruch verholfen, einem Drehorgelmann fast ein Auge ausgestoßen und einem, „der ein Schaf machte und den ganzen Abend auf allen vieren kroch“, hat er die Wolle vom Leibe gezupft, daß er zuletzt „blank und schier wie ein altes, abgenutztes Ledersofa ausgesehen“.

— — Ich bedarf des Mummenschanzes nicht — ein Griff in mein Bücherbord, und ich befinde mich mit einem Ruck mitten in einem Maskensaal.

Vor mir liegt ein Band Gedichte vom Prinzen Schönaich-Carolath. Welch ein Dichter! Seine Sulamith, seine Sphinx, seine herztiefen, vielgesungenen Lieder zaubern mich in einen Maskensaal, wie man ihn sich nicht schöner und belebter denken kann.

Solche und ähnliche Gedanken haben meinen wachen Geist in der letzten Nacht beschäftigt, und als der Morgen heraufdämmerte, war ich zu dem Entschluß gekommen, auch meinen Karneval zu feiern. Aber in anderer Weise. Ich will mir über den kalten, rauhen Winter und die lange vor mir liegende Stubenhaft, zu der mich meine Ärzte verurteilt haben, hinweghelfen, indem ich meine Palette zur Hand nehme und einige Pastellbilder vollende, die ich vor Jahren schon in Italien angefangen und als unvollendete Skizzen in meiner Mappe liegen hatte.

Ich streife also den kalten, nordischen Februarnebel ab, wische die feuchten Tropfen des Tauwinds, der die Ecken meines Schlößchens umheult, hinweg und

kleide mich in Sonne und in die lachenden Farben der Riviera — wahrhaftig, ein Karnevalskostüm, wie es lichter und bunter nicht zu wünschen ist.

Italien.

Italien, du Sonnenland, an dessen Füße das Mittelmeer sich schmiegt, das im ewig wechselnden Farbenspiel, bald schwarzblau bald lichtblau, bald dunkelbald hellgrün, am wildgezackten Gestade wie eine atmende Brust auf und ab wogt. —

Land des lachenden Himmels, dessen Azur mondelang kein Wölkchen trübt. — Land linder Lüfte, die vom Meere zu den Bergen hinauf und von den Bergen und Tälern wieder kühl und balsamisch zum Meer hinabsäuseln. Jeder Tag ein Sonnenfest, jeder Atemzug ein Genuß. — Land der Feigen und Trauben, der Aloe und der Agaven, wo im tausendjährig vom Alter zerknitterten, knorrig verschlungenen Astwerk die Olive grünt und aus dunkeln Laubenhainen die Zitronen wie gelbe Kerzen leuchten. —

Land der Blumen, der Rosen und Nelken und der blühenden Ranken, die mitten im Winter noch über Gärten- und Mauerterrassen Gießbäche von Duft und Farbe auf den Wanderer herniederschütten.

Italien, Land deutscher Sehnsucht seit Jahrtausenden, mit deutschem Blut gedüngt, mit seinen Seufzern betaut, mit Flüchen oder Segen sterbender Germanen übersät! — — Fruchteten uns diese Wallfahrten in Helmen und Panzern? Gingen aus dem

rauchenden Heldenblut sprießende Saaten auf? Hermann Allmers, unser holsteinischer Marschendichter, gibt die Antwort:

„Italien, Land der Herrlichkeit! Wie schön wär's da zu wohnen,
So riefen schon in grauer Zeit die Zimbern und Teutonen.
Italien, du Sonnenland! Da wird das Glück uns strahlen,
So riefen drauf voll Wanderlust die Goten und Vandalen."

Und die Normannen und die Hohenstaufen, sie alle zogen mit ihren Heerscharen gen Süden nach Italien. Aber:

„Die Künstler und Poeten nur, die wußten's anzufangen,
Die andern all sind jammervoll zugrunde dort gegangen.
Denn Künstler und Poeten nur, die wollten keine Kronen,
Des edlen Lorbeers dunkles Reis sollt ihre Kunst belohnen."

Ja, Italien, Land der Kunst, wo Paläste, Kirchen und selbst Hütten noch Speicher ihrer Schöpfungswunder. Jede Säule, jeder Bergfels eine ragende Erinnerung, und selbst aus Schutt und Geröll rankt noch das Immergrün der Geschichte auf.

„Kennst du das Land?... Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn."

Die Italier.

Februar 1914.

Ob ihnen auch nicht immer Anmut thront auf Stirn und Wange und ihr Auge oft kalt ist und sticht, wie die Sonne stechen kann, dennoch: schön sind deine Frauen, Italien, und schöner noch deine Männer, und eine Kohorte vorüberziehender Alpini schreitet dahin wie lebendig gewordene Göttergestalten aus Marmor.

Heiter sind die Italier. Das Saitenspiel hängt ihnen nahe zur Hand, metallene Klänge wohnen in ihrer Kehle. Selbst in ihren Lumpen noch malerisch, liegt ihnen das Schönheitsgefühl im Blut und atmet aus allen Poren sinnberauschend. Mäßig und genügsam sind die Kinder dieser sonndurchglühten Erde. Wer nichts hat, muß sich genügen lassen. Sie nehmen das Leben, wie der Tag es ihnen zuspielt im Dolcefarniente. Denn arm sind sie, die Italier. Im Winter verkriechen sie sich in ihre kalten, schmutzigen Mauslöcher, und im Sommer wenden sie ihnen am liebsten den Rücken. — Armes Land, dem sein eigen Volk zum Räuber wird. Gezwickt von einer unbarmherzigen Steuerschraube, die ihre Zähne wetzt an der Notdurft der Dürftigen und selbst das Salz, das Gewürz der Armut, durch hohen Steuersatz zu einem Gewürz des Luxus erhoben hat, und seit Jahrtausenden bedrückt von Feinden aus Nord und Süd, von Galliern, Germanen, Kelten, Sarazenen, verdankten sie ihre Erhaltung ihrer körperlichen Tüchtigkeit, die, vorgeübt auf den aus Hunger angestellten Jagdzügen auf Wölfe und Bären, sie zu weitgesuchten, wertvollen

Söldnern machte, und ihrer schon im Altertum berüchtigten, von ihren Dichtern gegeißelten, verlogenen Verschmitztheit.

Und an dem Fluche dieser Erbschaft tragen die ligurischen Nachkommen, die an der Riviera wohnen, und mit ihnen alle Italier noch heute, immer noch unwahr trügerisch in Handel und Wandel. Wer möchte Bündnisse mit ihnen auf Treu und Glauben schließen?

— — Aber was man auch von euch sage und wie's auch sei, die Sonne bleibt eure Königin, Italier, und hat euch die Natur der Sonnenblume gelassen, die sich nach der Seite wendet, von wo ihr Licht und Leben kommt.

Bordighera.

Februar 1914.

Sei gegrüßt, Bergstadt der italischen Riviera an der Strada Romana, der alten Römerstraße, die sich im heißen Weiß des Südens von Marseille bis Genua am Meere entlangzieht.

Ich steige die breiten, kiesbestreuten, palmenumfaßten Straßen den Berg hinan. Alle Poren, alle erkrankten Organe trinken die vom Mittelmeer heraufsäuselnden, salzgeschwängerten Lüfte. Ich schreite einher wie in den hohen Hallen einer großen Inhalieranstalt.

Zur Linken Ospedaletti und dahinter, in bläulichem Duft verschwebend, die Bucht von San Remo,

der Dulderstadt unseres edlen Kaisers Friedrich III. Zur Rechten Hügel an Hügel, Stadt an Stadt. Ventimiglia, die Grenz- und Mautstadt, die Trümmer des alten Jupitertempels auf stolzer Höhe — Mentone, die Winterzuflucht aller brustsiechen Nordländer — Monte Carlo und Nizza, die Kappenstädte auch ohne Karneval, und das vornehme Cannes.

Wohin ich den Blick lenke, überall zwischen wildzerrissenen Vorgebirgen und buschigen Hängen duftige Ebenen, bunte, blumige Teppiche, aus denen blendend weiße Farmen wie eingestreute, schimmernde Perlen hervorleuchten. Alle Gipfel mit Tempelresten und Burgruinen besetzt, die aus ihren Felsennestern erstaunt auf die flutende Neuzeit, die staubwirbelnden Autos und buntgewürfelte, zu Fuß, zu Wagen wandernde Menschheit aller Zonen herabschauen.

Zu meinen Füßen Kakteen und Agaven aller Größen, Bambus, Johannisbrot, Gummibäume — ringsum graugrüne Olivenwälder und dunkle Zypressen, die mit ihren hohen, jähen Spitzen die ermüdenden, gleichwelligen Linien der italischen Landschaft wie in künstlerischer Absicht durchstechen. Und wenn ich mir das alles in einer Lichtflut von ungezählten Sonnenstäubchen an mir vorüberschwebend denke, dann fühle ich wieder den goldigen Glanz und die Schönheit deiner Natur, Italien. —

Aber die alle überragende, immer wieder unsere Blicke beherrschende Herrin ist die Palme, die Königin von Bordighera.

Und daß sie es ist, das dankt sie Ludwig Winter, dem Leipziger, dem zum italischen cavaliere erhobe-

nen Wohltäter der Leute von Bordighera, die er die Palme pflanzen und nutzen lehrte.

Wer vergäße je deines goldigen Sachsenhumors, dem es wie mir vergönnt war, in deinem weinumlaubten Berghaus an deiner Tafel zu gasten oder am rauschenden Meeresstrand, unter deinen Scheffelpalmen hingelagert, der Erzählung deiner Wanderfahrten zu lauschen — der du, früh schon mit der Geschwisterschar des väterlichen Mentors beraubt, in die harte Wirklichkeit des Lebens hinausgestoßen, mühsam wurdest, was du wardst. Den eisernen Willen nanntest du deinen sieghaften Ritter im Turnier des Lebens und Begeisterung deinen schäumenden asti spumante, denn beide, sagtest du, Blut und Wein, haben die gleiche Farbe und rollen durch die Adern und machen jung.

Du hast vor wenig Jahren das Gestade der Sterblichen verlassen. Die warmen Heilquellen der deutschen Heimaterde haben dich gegen das Los der Vergänglichkeit nicht zu schirmen vermocht, aber deine Bordigherapalmen, großer Gartenkünstler, werden deinen unsterblichen Namen für immer in die Herzen der alten und der neuen Heimatsgenossen rauschen. —

Ave pia anima! A rividerci!

Die deutsche Kirche zu Bordighera.

März 1914.

Es ist heute Sonntag. Die Glocken läuten. Nicht nur vom Turm der Stadtkirche, auch aus den Lüften,

von den Feldern herüber, aus dem Wiesentale herauf läutet es zu mir ins Schlößchen, als ob ein König nahte.

Ich trete ans Fenster und sehe, es will schon Frühling werden. Der Park scheint sich zu bewegen. Der Rasen schwillt an. Wohin ich blicke, unter den Büschen, auf den Beeten und weiten Rasenflächen sehe ich kleine Glöckner an der Arbeit, die unsichtbare Glocken läuten: Da vorne nahe beieinander Schneeglöckchen, weißer Krokus und Steinkraut, die mit ihren zarten Händchen den Klüngel in Schwingung setzen. Aus ihren Augen strahlt die reinste Unschuld, aber ihren Lippen fehlt noch der Honig, den nur die heiße Süße der Sonne gibt; sie sind duftlos, denn ihr Pfad war sonnenlos.

Und weiterhin erblicke ich vier jüngere Gesellen im allerliebsten bunten Glöcknerkostüm, die den Glockenstrang nicht aus den Händen lassen: die Anemone, den goldgelben Scharbock, die blaue Leberblume und die zierlich weiße Hungerblume, die noch am ödesten Wegrain zu Hause ist. Auch sie sind duftlos, aber ein niedlich mütterlicher Zug verbindet sie: wenn des Abends die Sterne heraufziehen und die Luft kühl wird, schließen sie ihre Glöcknerhütte, um ihre Kindlein, die sie noch am Busen tragen, vor der tödlichen Nachtkälte zu schirmen.

Läutet nur, ihr kleinen Glöckner, läutet! Den ersten eurer Kurgäste habt ihr schon aus dem Winterschlaf geweckt, Frau Hummel, die im Pelzbarett und schwarzbraunem Zottelpelz auf ihrem Luftgespann mit surrenden Propellern im Park umher von Haus zu Haus Visiten fährt... Läutet nur, daß es auch den

Bäumen, euren Schirmherren, die noch wintergrau vergrämt dastehen, in die Krone fährt. Zwei von ihnen rühren sich schon. Die Hängeweide schüttelt ihre langen, schlanken, safrangelben Strähnen, als wollte sie auffliegen dem König Lenz entgegen, und wenn mich nicht alles täuscht, ist auch die Ulme schon hinter ihrem feingemusterten Spitzenschleier, den sie sich von oben bis unten über den bräunlichen Leib geworfen hat, im Umkleiden begriffen und will sich uns in ihrem Sonntagsstaat zeigen.

Läutet nur, ihr lieben Frühlingsglocken. Es ist Sonntag heute, und der Sonntag ist ein Wanderer, der an die Fenster pocht und ruft: „Kommt mit!" Läutet nur und nehmt meine Seele mit auf euren Schwingen und tragt sie in ein Kirchlein, das in Bordighera steht und heute gewiß auch aus dem schmalen Turmhaus die Silberstimme ihrer Glocke vernehmen läßt.

Es war an einem Sonntag Morgen. Ich saß mit vielen im Kirchlein.

War's die neue Umgebung, die romanisch gewölbte Kirche mit den bemalten Bogenfenstern, in die ein Zitronenwäldchen schattig hineingrüßt, das rhythmische Murmeln des nahen Meeres, die heimatlich winkende Sauberkeit auf Bänken und Steinflur, die harmonische Verschmelzung einer im Leben einander fremden, hier seelisch verbundenen Gemeinschaft von Menschen aller Länder, die in diesem Gotteshaus ihre Einheit fanden, der Gottesdienst ergriff mich und brachte Gedanken in

mir zur Reife, die lange schon in mir keimten. — Ich schob mit sanfter Hand den Weihrauch der Stunde beiseite, und der Historiker in mir wanderte die Straße der Vergangenheit hinab und sammelte sich zu diesen Gedanken:

Die evangelische Kirche von Bordighera ist das Liebesopfer evangelischer Christen in Frankfurt a. M. und anderen deutschen Orten. Erbauung, Unterhaltung, Priester- und Levitendienst: alles freiwillig. Der härene Glockenstrang und das sonntägliche Orgelspiel lagen in der Hand zweier ansässiger deutscher Frauen, eine schlesische Gräfin war Vorsängerin, ein Wagnersänger aus Baireuth Chorsänger, und ein berühmter deutscher Maler, ein Baron, ein Apotheker und ein Kellner walteten ihres Amtes am Opferstock. Zwei breitausladende Palmen, die am Eingang Wache hielten, waren Geschenke Ludwig Winters: alles freiwillig, alles aus persönlicher Hingabe, aus dem Geiste freier, opferwilliger Liebe dargebracht.

Ich dachte an das Verhältnis von Religion und Kirche.

Innerlich bleibt die Religion, auch ohne sichtbare Formen, die unsichtbare Seele alles sittlichen Denkens und Handelns, aber nach außen hin wird sie sich stets eine augenfällige Gestalt geben müssen. Ob auch einzelne Hochfliegende an reinen Abstraktionen genug zu haben meinen, die Gesamtheit bedarf greifbarer Ausprägungen in Lehr- und Andachtsformen, soweit sie auch nach Zeiten und Geschlechtern voneinander abweichen mögen.

Aber dieser geistige Prozeß sollte in Freiheit vor sich gehen, sich seinem inneren Wesen und den in ihm keimenden Lebensformen gemäß entwickeln — alles in Freiheit. Wie schön und lieblich, wie heimlich süß war das Christentum der ersten Jahrhunderte, als die Boten und Anhänger der neuen Religion als freie, vom Geiste getriebene Männer ohne Rücksicht auf Menschen und Staaten, Rassen und Religionen, allen ohne Unterschied das Evangelium von der in Christus erschienenen Gottesliebe verkündeten. Wieviel Begeisterung, Aufopferung, verborgenes und offenes Heldentum! Welch ein Palmenrauschen über den Häuptern der in Waffen starrenden Welt! Das Blut der Märtyrer floß, Scheiterhaufen lohten, aber die Liebe siegte, und bald lag ein Teil der Welt zu ihren Füßen.

Da fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Da ward der Strom der Liebe gewaltsam in seinem Lauf gehemmt, der Fuß der freien Himmelstochter in Ketten gelegt. Die christliche Religion ward Staatsreligion, dem Göttlichen das Irdische beigemischt, dem himmlischen König der Herzen das Schwert in die fleischerne Hand gedrückt. — Nun erlosch die Flamme der Märtyrerfreudigkeit. Was half es, „daß man die Krippe aus dem Stall in den Palast des bischöflichen Hohenpriesters trug", daß sich die Kirche unter dem Schirm eines weltstarken Hüters ein stattlich Haus erbaute? Ungesichtete Scharen drängten sich in den Schoß der Kirche. Gleichgültigkeit, Furcht, Gewinnsucht ihre Taufpaten. Das Asyl des Glaubens ward ein Gemisch von Menschen, das sich Kirche nannte. —

— — Als diese ungeheure Wandlung vor sich ging,

waren drei Jahrhunderte seit des Stifters Tode verflossen.

Die Religion war ihrer herrlichsten Waffe beraubt und wäre in der weltlichen Umarmung erdrückt, wenn die göttlichen Ideen, die die zur Magd degradierte Königin im Bewußtsein ihrer göttlichen Abkunft in sich barg, untergehen könnten. — Es mag sein, daß die Kirche damals im Strudellauf der äußeren Geschehnisse des weltlichen Arms nicht entraten konnte, da nicht vergessen werden darf, daß alles Unvergängliche und Ewige in vergänglichen, irdenen Gefäßen gesammelt und gespendet wird. Aber das ist gewiß: Die Zeit der ersten Liebe lag dahinter, und immer wird die Christenheit nach ihren goldenen Toren zurückschauen wie die Menschheit nach dem Paradies.

Doch genug. Wer die Geschichte kennt, weiß, wie es weiter ging.

Der Kapuziner.

März 1914.

Auf der kahlen Kumme eines der Berge, die Bordighera im Halbrund umschließen und alle ihm zugedachten Eispfeile des rauhen Nord mit ihren Schilden auffangen, steht eine halbverfallene Steinbank.

Wie oft saß ich da oben und weidete mich an der vor mir ausgebreiteten Landschaft. Hinter mir die schneebedeckten Seealpen, auf denen bis zum Abend das Auge der Sonne ruht, unter mir das von den Zweigen der bis ins Tal hinabsteigenden Lärchen und

Olivenbäumen durchschnittene und zerstückelte dunkelblaue Meer, das wie durch kleine Bleifenster uralter Häuser zu mir heraufblinzelte. An den felsigen Abhängen, gleich Schwalbennestern, Weiler und Städtchen, einst Burgen und Schutzwehren im wilden Streit der mittelalterlichen Völker, die diese Gegend raubend und mordend durchzogen.

Die Bank lehnt sich an eine zerbröckelte Mauer, die einen winzigen Friedhof umschließt, dessen Gräber zertreten und grasbewachsen sind. Nur ein einziger Erdhügel, an dem sich eine fast ganz verdorrte Zypresse als Totenwächter aufgestellt hat, läßt noch die Form einer einstigen Grabstätte erkennen.

Schon oft erging ich mich in Gedanken darüber, wer sich hier oben wohl auf dieser einsamen Höhe sein letztes Ruhebett bereitet haben mochte, aber meine Nachforschungen, auch in der Stadt, ließen mich über diesen stillen Friedhofsbewohner im Dunkel.

Der Zufall kam mir zu Hilfe.

Eines Tages, als ich wieder da oben saß und schon aufbrechen wollte, vernahm ich Schritte, und mich umwendend erblickte ich das braune Gewand eines Kapuziners, der sich mir näherte und sich nach flüchtigem Gruß zu mir auf die Bank setzte.

Schweigend betrachtete ich ihn von der Seite. Seine hohe, männliche Gestalt, der ausgeprägte Charakterkopf mit der hohen Stirn und dem gedrungenen Kinn, das ruhige Auge, die sichere Haltung des Oberkörpers, die feingeäderte Hand ließen auf einen ehemaligen Offizier, auf einen Mann von vornehmer Bildung schließen.

— — Wir kamen ins Gespräch. Vom Wetter auf die Landschaft und auf die Geschichte des Landes. Er kannte Weg und Steg, jedes Kirchlein, Kapelle, Straße, Haus im Tal und an den Bergen.

Bevor die Sonne sich anschickte, ins Meer hinabzutauchen, übergoß sie den Bergkamm noch einmal mit ihren langen, flutigen Strahlen und vergoldete auch den kleinen Friedhof und das Grab des einsamen Schläfers.

„Sehen Sie," sagte der Kapuziner, „wie zärtlich die alte, halbtote Zypresse ihre vom Frost der Zeit erstarrten Hände über ihren Pflegling hält... Er hat's verdient", setzte er langsam hinzu.

„Sie wissen, wer da liegt?" fragte ich erstaunt.

„Ja," entgegnete er, „das weiß ich ganz genau aus dem Klosterarchiv."

Auf meine inständige Bitte erzählte mir der Kapuziner:

„In dem Olivenwald, hier eben unter uns, stand einst eine Kapelle, die von Gläubigen aller Länder besucht wurde. Sie lag abseits der Völkerstraße, aber da sie Hüterin war der wundersamsten Reliquie, die im Rufe stand, alle leiblichen und seelischen Gebrechen zu heilen, war es kein Wunder, daß die stillen, bienenumsummten Bergpfade oft von den Schritten großer Pilgerscharen widerhallten.

‚Ein Ritter,' so erzählen die alten Klosterbücher, ‚der im Ausgang des elften Jahrhunderts aus den Kreuzzügen siech und arm nach Deutschland heim-

gekehrt war, war der Erbauer der Kapelle. Er fand daheim seine Burg zerstört, Weib und Kind gestorben. Nicht einmal die Stätte erfuhr er, wohin sie gebettet waren.

Da sprach seine Seele zu ihm: ‚Die Welt stößt uns von sich, sie hat für uns nur Bitternis. Führe mich an einen Ort, wo ich in meiner Stille bin und Kummer mich nicht mehr erreichen kann.‘

Und er gab ihr das Wort, verkaufte seine Äcker, begrub sein Schwert im verwilderten Forst, zog ein braunes Mönchskleid an und gürtete seine Lenden. Geißelstrick, Rosenkranz und Kruzifix an der Seite, zog er, sein Roß am Zügel führend, in die Ferne auf die Suche nach einem Ort, wo er seiner Seele eine Kapelle baue zur stillen Einkehr in sich selbst.

Er fand ihn hier oben, schenkte sein treues Roß einem armen Köhler, der gefälltes Holz ins nahe Kloster fuhr und sich ihm zum Dienst erbot, und begann den Bau der Kapelle."

„Wie oft," unterbrach sich der Erzähler, „mag er hier oben sinnend gestanden haben, den Blick in die Weite getaucht; er sah den Ozean im Frühglanz durch die Bäume schimmern und am Abend sich röten wie ferne Feuersbrunst, sah die Wolken reisen und ganze Geschlechter in ihrer letzten Truhe zu Tal ziehen. Die Jahreszeiten wechselten wie Kinder, die sich im Spiele die Hände reichen — er blieb sich gleich. Kein Spiegel zeigte ihm Gestalt noch Angesicht noch die Furchen, die ihm die Pflugschar der Zeit durch Stirn und Wangen zog. Sein Haar ergraute, der Rücken krümmte sich, aber sein Herz blieb stark und auf-

recht. Seine Seele war nicht müde geworden, denn sie trank aus dem Born der Ewigkeit und nahm Licht vom stillen, ungehemmten Dienst am selbstgeschaffenen Heiligtum.

Doch eines Tages trat der Tod bei ihm ein. Er fiel nicht wie ein harter Reisiger über seinen Atem her, daß er plötzlich stockte; er berührte ihn mit leisem Finger, und der Klausner verstand die Mahnstimme des Todes und ließ einen Priester kommen, aus dessen Hand er das heilige Sakrament empfing.

Als der Priester das Gratias kniend an seinem Bett gebetet hatte, überreichte ihm der Klausner als letztes Vermächtnis eine in ein altersgraues Seidentuch gehüllte, sechseckige Schale aus durchsichtigem, in Gold gefaßten Samragd, auf deren Grunde drei Blutstropfen sichtbar waren — nicht vertrockenes, geronnenes Blut, sondern frisch und lebend, wie eben erst der Wunde enttröpfelt.

‚Das Geheimnis meines Glücks und meines Friedens', sagte der Klausner. ‚Ich vermache sie dem hochwürdigsten Bischof von Genua zu ewigem Trost der Kirche und aller Gläubigen.'

‚Was für eine Bewandtnis hat es mit der Schale,' fragte der Beichtiger, ‚und wie kam sie in eure Hände?'

❧

Der Klausner:

‚Ich bin ritterlichen Geschlechts. Meine Burg stand im deutschen Lande nicht weit vom Rhein. Als der Strom der Begeisterung für die Befreiung des Heiligen Grabes aus der Schmach Mohammeds auch mich

ergriffen hatte, schloß ich mich mit meiner Gefolgschaft dem Heereszuge an, den Eustach, der tapfere Bruder Gottfrieds von Bouillon, ins Heilige Land führte.

Wir zogen über Byzanz nach Kleinasien und bestanden manchen harten Strauß mit den Ungläubigen. Nizäa und Dorylänm waren in unsere Hände gefallen. Aber Mangel an Lebensmitteln, Hunger, Krankheit und das feindliche Schwert lichteten die Reihen der Gottesstreiter. Auch der Hader der Führer minderte die frohe Zuversicht. Selbst Raub und Mord schlichen sich in die Reihen der Kreuzfahrer. — Da erlosch die Fackel der Begeisterung und mancher kehrte um.

Ich blieb und zog weiter.

Neun Monate lang belagerten wir die von den Seldschuken wacker verteidigte Stadt Antiochia am Orontes. Hunger, Pest und Ausfälle brachten uns in großes Elend, daß manchem schon der Mut entsank, als ein zum Islam übergetretener, aber vom Emir beleidigter Syrer zum Verräter ward und in einer stockfinsteren Nacht den Normannen eins der schwächer besetzten Tore öffnete.

Ein gräßliches Blutbad war die Rache der Christen. Die aller Zucht entzügelten Soldaten stürmten durch die Straßen. Kein Flehender ward geschont, kein Gefangener gemacht, die Häuser durchsucht und durchtobt.

Ich kam mit meiner Schar in den Palast eines Moslems. In dem vom Hausgeviert umschlossenen Hofe lagen Weiber und Kinder auf den Knien. Der

Moslem stand aufrecht hinter ihnen, mit gekreuzten Armen, würdig und gemessen den Todesstreich erwartend.

Da sprang plötzlich einer seiner Knaben vor und hielt mir ein Kruzifix entgegen, das, wer weiß wie, in seine Hände gekommen war. Ich senkte den Blick und erhob den Arm und wehrte den gezückten Schwertern meiner Reisigen.

‚Zurück,' rief ich, ‚angesichts des Gekreuzigten, zurück!'

Ich schonte den Moslem und sein Haus. Er war dankbar. Mit Speise und Trank aus verborgenen Kellern stärkte er mich und meine erschöpfte Schar. Und als ich gen Jerusalem weiterzog und von ihm Abschied nahm, zog er aus diesem Seidentuch die heilige Reliquie, die er von einem wandernden Hebräer um eine hohe Summe gekauft hatte.

‚Hier, edler Ritter,' sagte er, ‚nehmt sie zum Gedächtnis an eure Edeltat und an die Dankbarkeit eines Moslems. Allah segne Euch!' Und als ob er die Gnadennähe unseres Herrn in den drei Blutstropfen — die, wie ich später vernahm, vom Kreuz herab in diese Schale geflossen waren, als der Römer Longinus die Seite des Herrn durchstach — verspürt hätte, verneigte er sich in heiliger Scheu vor der Schale, berührte sie andachtsvoll mit Stirn und Lippen und ging gesenkten Hauptes von dannen.

— — Ich habe die Heilige Stadt nicht gesehen. Mit krankem Leib und aller Mittel bar, schlug ich den Rückweg ein und kam nach schweren Mühen in die deutsche Heimat, die mir keine Heimat mehr war.

Was ich dort geliebt, war tot. Ich verließ sie, und Gott führte mich hierher. Meine Heimat war meine Reliquie, meine Kraft die Gegenwart des Herrn.'

Der Klausner bekreuzte dreimal Stirn und Brust, wandte sein Angesicht zur Wand und schwieg.

Der Priester ging, die heilige Gralsschüssel mit sich nehmend, die er nach dem Tode des Klausners wohlverwahrt dem hochwürdigsten Bischof von Genua überbrachte."

❧

Es wurde plötzlich kühl. Wie ein Vogel sprang der Abendwind aus dem niederen Busch und machte alle Blätter erzittern.

„Die Schwelle zwischen Licht und Dunkel ist im Süden schmal", bemerkte der Pater.

Wir erhoben uns.

Bevor wir gingen, trat ich noch einmal an das Grab des Einsiedlers. „Schlafe ruhig weiter, deutscher Ritter," sagte ich, „du liegst hier wohlgebettet, auch wenn dereinst dein schon müder Grabwächter gleich dir zur Ruhe gegangen ist. Der blaue Himmel bleibt dein Dach, Wind und Vögel deine Sänger, Sonne und Mond die frommen Pilger, die täglich bei dir Einkehr halten, und von fernher grüßen dich segnend die weißen Alpen, die Priester der Unendlichkeit."

❧

Der Pater begleitete mich eine Strecke Wegs bis zur Biegung, die uns trennen sollte.

Wir blieben stehen. Das Tal lag in der Abendstille vor uns. Von den gegenüberliegenden Bergen leuchteten Millionen Rosen wie erhellte Ampeln durch die sinkende Dämmerung.

„Wer auf der Höhe wandelt," meinte der Kapuziner, „hat Licht, die Stadt dort unten liegt schon im Dunkel."

...„Vor einigen Abenden", fuhr er fort, „stand ich hier wie heute, als ein Pilger mit schneeweißem Haar im priesterlichen Reisekleid den Weg langsam zu mir emporklomm.

‚Wohin noch so spät, Herr Bruder?' fragte ich.

‚Ins Kloster zur Nachtruhe.'

‚So gehen wir desselben Wegs... Und woher und wohin geht die Reise?'

‚Ich komme aus der Bretagne,' stieß er munter hervor, ‚und mein Reiseziel ist die Welt.'

‚Die Welt?' fragte ich erstaunt.

‚Ja, die ganze Welt... Lassen Sie sich erzählen, die Sache ist einfach genug. Vor Jahresfrist erkrankte ich schwer und war dem Tode nahe. Da träumte mir, ich sei gestorben und stehe vor Gott. ‚Nun, mein Sohn,' fragte mich Gottvater, ‚wie hat dir denn meine Welt gefallen?' ‚Deine Welt? Ich kenne fast nur mein bretonisches Dorf, in dem ich 45 Jahre deiner heiligen Kirche diente.' ‚...So? Und von meiner Welt sahst du nichts?' ‚Nur mein winzig Räumlein, das mich umgab, sonst nichts.'

... ‚Priester,' sagte Gott, ‚du eifertest für deine Kirche, das weiß ich, du verfügtest über meinen Himmel und donnertest alle Ketzer in die Hölle... Du

predigtest von einer besseren Welt, aber das schöne Werk meiner Hände, das ich dort unten für meine Kinder schuf, mißachtetest du und gönntest ihm kein Auge... Priester, Priester!' sagte Gott und sah mich ernst an.

Da erbebte meine Seele bis ins Mark, und als ich, in Schweiß gebadet, erwachte, gelobte ich Gott, falls er mich gesunden lasse, seine Werke anzusehen und zu bewundern. Nun bin ich hier. Ich reise durch die Welt.'"

Wir trennten uns. Der Kapuziner schlug einen schmalen Bergpfad ein, der ihn ins Kloster führte, und ich stieg den Berg hinab zur Stadt, die sich ruckweise zu erhellen anfing. Ich sah mich öfter nach ihm um, wie er mit sicherem Fuß am Berg entlang schritt... Wer weiß, dachte ich, welche Wunden die Welt ihm schlug und welche Wünsche sein Herz begrub, als er Priester wurde. Aber ein Priester darf keine blutenden Wunden haben... Ich hätte ihm mit seiner Gralsschüssel das Herz schwer machen können, denn er ahnt sicher nicht, daß sie im vierzehnten Jahrhundert, im Morgenrot der aufglimmenden Wissenschaft, als geschliffenes Glas entlarvt wurde. Dem Forscher kostete sein Wahrheitsmut das Leben, aber die Zauberkraft der Wunderschale war dahin. — Gut, daß ich es dir nicht gesagt habe, Kapuziner. Du hast deinen Frieden im Kloster gefunden. Mögen nie die schwarzen Vögel des Zweifels deine Zelle umkreischen. —

La Mortola.

Unvergeßlicher Morgen, als ich von Ventimiglia hart an der französischen Grenze entlang zu diesem Tropengarten, dieser Wunderstätte botanischer Offenbarungen, pilgerte.

Sonne und Meer vermählten sich, um dem Schoß der Erde Millionen von Blumen und Früchten zu entlocken, die ins Riesenhafte treiben: Zitronen wie Kinderköpfe, Fuchsien wie Taubeneier. Aus Grotten, Pergolalauben, Rank- und Mauerterrassen regnet es Düfte, und nur die klare Reinheit der Luft wehrt dem benebelnden Duftrausch der farbigen Glut.

Nirgends gärtnerische Mache, die der Natur Gewalt antut, die künstelnde, zwingende Hand des Menschen, die die Meßschnur zum Obergärtner macht und Kunstgärten so oft entseelt, wie bei uns in Sanssouci, Herrenhausen, Ludwigsburg, Schönbrunn. In La Mortola waltet der malerische Geist als Herrscher, der, wie in Charlottenburg, Muskau, Wilhelmshöhe, seine Schöpfergedanken bescheiden an den großen Kunstgedanken der Natur anlehnt.

So ist alles wie aus freiem Triebe geboren, frei aufwachsend, duftend, leuchtend. Ein unsäglich Rührendes liegt in dem Wetteifer des blühenden Wachstums ungezählter Pflanzen. Staunend steht der Mensch vor der Riesenkraft der kleinen Geschöpfe, die den Felsen spalten, das Erdreich durchbohren und sich selbst gewaltsam ans Licht drängen, um das Auge des Menschen zu entzücken.

Der Schöpfer dieses Gartens ist Sir Hanbury, ein genialer Engländer, ein Edelgeist, der seit Jahren schon in der umgitterten Gruft, unter dem Dach eines maurischen Kiosks, mitten in seiner Schöpfung ruht wie ein Vater unter seinen Kindern.

Daß ein Begüterter um Geld einen Landsitz mit Schloß und Park ersteht, erzählt der Krämermund des Alltags alle Tage, aber daß jemand dem erstandenen Gut den Stempel seines Geistes aufdrückt, aus einem halbverfallenen italischen Palazzo mit Wein- und Oliventerrassen eines der Wunder der Welt schafft und das Geschaffene öffentlich in den Dienst der Menschenfreude stellt, ist eines Großen Werk, das unsere Bewunderung erheischt.

— — Und derselbe freie, umspannende Geist in den hohen, von Marmorsäulen getragenen, kühldurchwehten Räumen des Palazzo, der, auf einer Terrasse mitten im Garten gelegen, in der heißen Sonne wie ein Schiff mit weißen Segeln durch die grünen Fluten dahinschwebt. —

An den Wänden dichtgefüllte Bücherriege, auf denen Bücher aller Sprachen, unverhüllt, dem Auge zugänglich sind. Sie zeugen dafür, daß Sir Hanbury seinem Landsmann Macaulay zustimmte, der von sich sagte: „Ich will lieber ein armer Mann in einer Dachkammer mit vielen Büchern sein, als ein König ohne sie."

„Wer sich hier", dachte ich, den Titel einzelner Buchwerke musternd, „eine Zeitlang, aller Sorgen ledig, dem Verkehr mit solchen Geistern hingeben dürfte,

könnte über diese Stunden die Worte eines Glücklichen setzen, die ich über einer der Saaltüren las:

Portum inveni,
Spes et Fortuna valete!
Sat me lusistis,
Ludite nunc alios."

(Ich habe den Hafen gefunden,
Hoffnung und Glücksjagd, lebt wohl!
Ihr habt mich genug genarrt,
Narrt nun andere.)

Während ich an der Seite der liebenswürdigen Lady Hanbury, ihren Kommentaren und Erzählungen von berühmten Besuchern lauschend, dem Ausgang zuschritt, fiel mein Blick auf ein lebensgroßes Mosaikbild, in welchem die Kunst des Venezianers Salviati einen Unsterblichen verewigt hat: Marco Polo.

Im roten Prunkkleid steht dieser Weltforscher vor uns, nicht in seinem Pilgerkleid, in welchem dieser Sven Hedin des vierzehnten Jahrhunderts als erster das damalige Fabelland China bereiste und beschrieb. Als er, noch im Schoße der Mutter, das Tor zum Leben noch nicht durchschritten hatte, zog sein Vater als Forscher nach Asien, und als dieser nach fünfzehn Jahren heimkehrte, schloß er zum erstenmal seinen Sohn Marco in die Arme. — Auf der nächsten Reise begleitete er den Vater und ward zuletzt im krausen Lauf der Dinge Günstling des Großkhans und Statthalter, bis er, von Heimweh verzehrt, nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit über Sumatra und Ceylon, mit Schätzen reich beladen, nach

Italien zurückkehrte. — „Il Milione“ nannte ihn das Volk wegen seiner Schätze. Ihm selbst stand die Gedankenmillion höher, die er in seinem Reisewerk niederlegte, in welchem er, Selbstgesehenes und Nurgehörtes, Wirklichkeit und Vermutung strenge scheidend, mit der Wahrheitsliebe großer Seelen wiedergab, was er erlebte.

❧

Ich kehre noch einmal in den Garten zurück. Mittendrin überführt eine hölzerne Brücke die alte, schmale Römerstraße, die den ganzen Garten durchschneidet, und neben ihr kündet eine schwarze Tafel fünf Namen von berühmten Männern, die diese Straße zogen.

Cäsar.

Mit dem festen Stampfschritt deutscher Grenadiere sah ich unter mir die Römerkolonnen die schmale, gepflasterte Straße ziehen. Ihnen voran hoch zu Roß Cäsar, der sein Heer in den Gallischen Krieg führte. Sein Schwert war siegreich, sein Ruhm stand damals im Zenit. Vierzehn Jahre später sank er unter den Dolchen der Verschwörer.

Darunter der Name eines der Päpste, die im 14. Jahrhundert in die „zweite babylonische Gefangenschaft“ nach Avignon zogen, nach der an „Türmen, Wein und schönen Frauen“ reichen Provencestadt. — Möglich, daß auch Paulus, der Feuerkopf, der sich von Rom nach dem Westen sehnte, „da, wo die Sonne untergeht“, vielleicht nach Spanien zum Kulturvolk

dur Iberier, diese Straße gekommen ist und hier und da für sein nächtliches Obdach mit der Scheidemünze seines neuen himmlischen Königs zahlend, mit Segen und Gebet von dannen zog. — Aber nicht genügsam wie dieser Teppichweber und Apostel des Glaubens, sondern als Fürsten, als gestürzte, aber nicht gebrochene Weltherrscher, kamen diese Päpste nach Avignon, wohnten nicht in schlichten Hütten, sondern in Residenzschlössern, in Festungen von Steinblöcken mit Mauertürmen und Schießscharten, und schieden nicht wie der segnende Paulus nach dem Befehl seines Meisters: „Segnet und fluchet nicht!" sondern wie Funkensprüche flogen die Bannflüche zwischen Rom und Avignon und über die Völker der Erde hin.

Dante.

Auch ihm ward diese Heerstraße die Verbannungsstraße.

In seiner „Göttlichen Komödie" gibt sein Mut den Rat:

„Dennoch verkünde ganz und unzerstückt,
Was du gesehen, von jeder Schminke frei.
Ob schwer dein Wort beim ersten Kosten sei,
Doch Nahrung hinterläßt's zu kräftigerem Leben,
Ist des Gerichts Verdauung erst vorbei."

Diesen Rat hat er als Patriot verfolgt, aber die Liebe zum Vaterlande war sein Untergang. Mit dem Tode des Deutschen Kaisers Heinrichs VII., der sich „nicht nährte von Erde und Metall", sondern von „Weisheit, Tugend und Liebe", sank 1313 mit dem

Träger seiner Hoffnung seine Hoffnung selbst ins Grab. Von den Guelfen aus Florenz vertrieben, seiner Güter beraubt, fern von Weib und Kindern, unstet von Stadt zu Stadt Gastfreundschaft und Herberge suchend, durchpilgerte er die Fremde. Das Kreuz ward ihm die Quelle seines Ruhms. Während er oft verlassen, der Unbill des Wetters und der Menschenlaune preisgegeben, einsam seine Straße zog, ward die „Göttliche Komödie", an der er wandernd schuf, sein Weggenosse, Freund und Tröster, der ihn die Bitternis der harten Fremde vergessen ließ.

Machiavelli.

Gleichfalls Florentiner, Staatsmann, Gelehrter, Patriot, scharfsinnig, geistreich wie kaum einer seiner Zeitgenossen, eingekerkert, gefoltert, verbannt, zog er diese Straße ins Elend und kehrte heim auf ihr, um in Florenz sein vielgeschmähtes Haupt zum Sterben niederzulegen.

Nur wer die Zeitgeschichte kennt und etwas ahnt von der Autokratie des Genies, das sich im Feuer der Not die Eisen schmiedet, die scheinbar knechten, um frei zu machen, versteht die großen Tatenmenschen, versteht auch Machiavelli und sein Buch „vom Fürsten". — Zerrissen waren im Anfang des 16. Jahrhunderts alle Ketten der sittlichen Ordnung überall in der Welt und am schlimmsten in Italien. Der Ehrgeiz einzelner buhlte um die Herrschaft und knechtete scheulos das Volk und sein Gewissen, um sich mit Gewalt zu krönen. In solchen Zeiten der Entzügelung kann nur die Eisenfaust eines Starken helfen, der in

unbeschränkter Macht die wildgewordenen Haberstiere an die Hörner packt und ins Joch des Gehorsams, in den Dienst des Vaterlandes spannt. Eines solchen Wille muß das Gesetz aller sein, bis der Wille aller allen Gesetz sein kann. Er muß dem Arzte gleichen, der einem Nervenkranken, an dessen Rettung er verzweifelt, als letztes Mittel Arsenik gibt. Gelang die Rettung, wird der Arzt gepriesen.

Napoleon Bonaparte.

Die Stirn mit dem ersten Lorbeer umkränzt, kehrte der junge General Bonaparte auf dieser Straße aus Italien nach Frankreich heim. Von den erhöhten Windungen der alten Römerstraße sah er am lichten Horizont seine Heimatinsel Korsika aus den Meeresfluten auftauchen. Er sehnte sich nicht dorthin zurück, er träumte schon von einer Kaiserkrone.

❧

Während ich dies schreibe, schleudert der Westwind aufgetaute Schneeflocken an mein Fenster, die wie kleine blanke Mäuse die Scheiben hinuntereilen. Ich beachte sie nicht. Mögen die Wetter toben, La Mortola hat mir alles in Sonne getaucht.

Monte Carlo.

Daß die Sturmnatur unserer germanischen Väter den Sturm, der wochenlang in ihren Wäldern hauste,

Hütten zerbrach, Boote auf dem Meer zertrümmerte und Felsen in die Tiefe riß, als Gott verehrten, ist mir begreiflich. Daß die Menschen aus den Stürmen, die in Monte Carlo rasen, aus den entfesselten Orkanen der Leidenschaft, die sich dort austoben, nicht das dämonische Grinsen Beelzebubs, des Obersten der Spielteufel, heraushören und ihn längst zu allen Teufeln gejagt haben, verstehe ich nicht.

So geschrieben in meinem Tagebuch bei meinem ersten Besuch in Monte Carlo.

Ich hatte meine Fahrt von Marseille nach Genua in Monte Carlo unterbrochen.

Als ich mich nach der Mittagstafel in meinem Gasthof aus einer kurzen Ruhe erhoben hatte und den Blick immer aufs neue auf die unvergleichliche Bläue des von Seglern und Pinassen belebten Hafens hinabsenkte, schlug plötzlich jemand im Zimmer unter mir die Tasten eines Flügels an, dessen Töne ungeschwächt zu mir heraufdrangen. — Man spielte die Mondscheinsonate. Aber wie spielte man! Das waren nicht Hände, eine Seele spielte, die sich Beethovens Seele vermählt hatte, Beethoven erlebte. Wie ein wallendes, wogendes Meer klang es zu mir herauf.

Adagio.

O Gräfin, wie hast du den Meister enttäuscht. Er liebte dich, aber du konntest ihm nur deine Seele, nicht dein Herz und deine Hand schenken. Nun nagt ihm der Gram am innersten Mark, das große Leid der Entsagung hebt an. Leise tiefe Klagen entsteigen

seiner beklemmten Brust. Das Unvermeidliche will getragen sein.

Allegretto.

Die klagende Seele schwingt ihre Flügel aufwärts in eine lichtere Welt. Die Vergangenheit liegt ungetrübt in Sonnenschein, heitere Auen glänzen — werden sie auch die Zukunft mit froherem Glanze färben?

Das „Trio“ zieht die ringende Seele wieder in ernstere Stimmung. Glaube und Hoffnung sind Güter, die man immer wieder neu erringen muß. Die Schatten dunkler Zukunft schweben vorüber. Das Wogen und Ringen beginnt von neuem... Auch in der Spielerin da unten, denn eine „sie“ ist es, die da spielt, des Tondonners Hammerschläge erheischen härtere, sehnichte Männerhand... Ich höre deutlich die Rechte und die Linke wie zwei Stimmen gegen-, zu-, miteinander ringen, reden, schmeicheln, liebkosen, grollen, die beiden Ichs in unserer Brust, die voneinander abrücken und sich wieder nähern, sich trennen und in Sehnsucht zueinander streben, disharmonieren und sich wieder zu Harmonien verschmelzen, Spiel und Gegenspiel, Schmerz und Freude, Verzagen und Hoffen, Kummer und Tröstung.

Presto agitato.

Immer düsterer wird das Tongemälde, eine wetterschwarze Landschaft nach Ruisdael. Ein furchtbarer Seelensturm beginnt zu rasen. Der Mensch kämpft um sein Schicksal den Riesenkampf mit den Mächten der

Finsternis, aber der Kämpfer unterliegt nicht ..., ich höre schon das zweite Hauptmotiv des letzten Satzes, das festere Zuversicht zeigt. Das Wetterleuchten eines befreienden Humors steckt hellere Lichter auf. Mag der Sturm bis zum Ende toben, aber er hat dann auch ausgetobt, die Seele hat sich gereinigt und befreit. Gerettet! — —

— — Es war still um mich geworden. Heilige Tempelstille. Beethoven war in mein Zimmer getreten. Als ein Riese, als ein aus dämonischen Tiefen Gespeister stand er vor mir.

Ich hatte so oft versucht, in den Wunderschacht dieses Genius hinabzusteigen, um mir die verborgenen Adern seines Werdens und Wesens bloßzulegen — in diesem Augenblick kam es wie eine Offenbarung über mich: sein Schmerz, sein Kreuz, seine Einsamkeit waren, wie Dante, auch ihm die Quelle seiner Schöpfungen. Beethoven, der Entzücker ungezählter Millionen, war wohl ein Glücklicher in den geheiligten Stunden der Weihe, wenn ihm die Musen neue Kränze ums Haupt wanden, wenn sein Geist, vom Morgenrot der inneren Schauungen betaut, allen Himmeln zustrebte, aber sein Pilgerfuß war staubbeschwert, er mußte die dunkle Bahn des Menschenleids durchmessen. — — Und während die Sonne draußen das strahlende Monako mit Gluten übergoß, stieg in mir ein Sonnenball auf und erleuchtete mir die dunklen Menschheitspfade. Wenn auf die Messiasbahn ein Kreuzesschatten fiel, wenn alle Großen litten, ein Sokrates den Giftbecher trank, ein Kolumbus im Kerker schmachtete, wenn mit Märtyrerpfählen die Straße der Mensch-

heitskultur gezeichnet ist, wenn Schicksale und Prüfungen der Völker Erzieher zur Größe waren, dann muß das Leiden ein Naturgesetz bedeuten im Reiche der Geister, muß eine höhere Mission haben: von draußen soll's nach drinnen, vom Lärm in die Stille führen, in die heilige Einsamkeit, wo das Mysterium des Lebens sich auftut, wo der Wille, der geheime Schmied der Geschicke, sich zu neuen Taten stählt und der Bruderkranz der Gemeinschaft immer neu geflochten wird. Denn wären wir gegen Leiden gefeit, wir wären erbarmungslos hart, jeder dächte nur an sich, fände nur an seiner Vereinzelung Gefallen und bliebe ohne Wärme für seinesgleichen. Das Gefühl unserer Schwäche kettet uns an andere und unser Mitgefühl andere an uns. Beethoven, indem er sich in seiner Einsamkeit über sich erhob, tröstete und erhob er auch die leidende Mitwelt.

❧

Nicht lange darauf hielt mich ein Gespräch mit dem Wirt über mein Musikerlebnis am Portal des Gasthofs zurück, als eine in Schwarz gekleidete, schlanke, blasse Dame, die Treppe herabkommend, an uns vorübereilte; ihr schwarzer Kreppschleier flatterte wie ein geblähtes Segel im Winde.

„Presto prestissimo!“ lächelte der Wirt ihr nach.

„Wer ist die Dame?“

„Ihre Flügelspielerin“, sagte er, mich bedeutsam anblickend.

„Ah! ... Und wohin eilt sie?“

„Dahin, wohin sie hier alle eilen: ins Kasino.“

„An den Spieltisch? Von Beethoven zum Rulett? Unmöglich!" rief ich. „Ich werde mich davon überzeugen", setzte ich hinzu. Der Wirt zuckte lächelnd die Achseln.

Auf einem Umwege, am Kai entlang, begab ich mich ins Kasino, stieg die breite Freitreppe hinan, entnahm im Büro meine Eintrittskarte, durchschritt das klassische Säulenatrium, „Salle des Pas perdus", „Halle der verlorenen Schritte", in der die gerupften Opfer ihren Schmerz und Ärger in hastigen Kummerschritten vertreten, und stand in dem ersten der Spielsäle. Von Decken und Wänden stürzten blendende Lichtfluten auf mich herab. Die mit süßlichem Menschendunst und zahllosen Parfüms vermischte Luft wirkte betäubend... Feierliche Stille lag über den Tausenden von Menschen, die in einer Reihe von Sälen die goldbeladenen Tische umdrängten. Kein lautes Sprechen, Seufzen, Aufjauchzen. Man flüstert nur. Man schreitet fußspitzenleise von Tisch zu Tisch. Fast ehrfurchtsvoll horchen sie auf das bekannte: Faites votre jeu ... le jeu est fait ... rien ne va plus — und auf den springenden, kreischenden Lauf der elfenbeinernen Kugel. Der kleine Kobold scheint beseelt, neckt die Spieler, steht scheinbar still, besinnt sich, eilt weiter und hüpft munter wie eine Bachstelze über die bunten Nummerfelder, um dann plötzlich und unerwartet in den Hafen einzubiegen, den er zu suchen schien ... Trente six, Rouge, Pair, Passe ... Ein Augenblick tiefen Schweigens ... der Harker recht, das

Gewinngold wirbelt über die grüne Tischfläche — eine kurze Pause, und die Kugel rollt wieder, ein neuer Glückstanz um den Altar des goldenen Kalbes hat begonnen.

❧

Endlich fand ich meine Dame in Schwarz, dicht umdrängt, in einem der hintersten Säle am Tische sitzen — ihre Augen fiebrig glänzend, auf den blassen Wangen blühten zwei hektisch rote Rosen. Ich bemerkte, wie ihre Hand beim Setzen zitterte.

Das vor ihr liegende Häufchen Gold und Banknoten ward schmäler und schmäler, mehrte sich wieder und schrumpfte zuletzt zu einem Nichts zusammen, bis ich sah, daß sie aus der Tiefe ihrer Handtasche die letzte Rolle holte. Hastig, ohne Besinnen setzte sie alles auf Rouge ... Totenstille ... „Noir", rief der Bankhalter. — — Nie in meinem Leben vergesse ich den Blick, mit dem sie wie eine Seelenlose um sich starrte, als der Rechenpolyp des Harkers ihren letzten Einsatz an sich zog. Ihre Züge verzerrten sich, eine grenzenlose Angst trieb ihre Augen aus den Höhlen, wie wenn ein Tier zum Abgrund geschleppt wird. Ich stand ihr gegenüber und wäre am liebsten zu ihr geeilt und hätte sie um Beethovens, um aller Dinge willen, die ihr im Himmel und auf Erden heilig, bestürmt: „Fliehe, Weib, fliehe aus dem Palast der Sünde und rette dein Glück, deine Seele!"... Aber zu spät. Mit Entsetzen sah ich, wie sie schlangenschnell ihrer Tasche ein Fläschchen entriß, es öffnete und, den Kopf nach hinten gebogen, an

die Lippen setzte und in einem Zuge hinunterstürzte. Die eben noch glühenden Wangen wurden plötzlich kreidebleich, die verglasten, weit aufgerissenen Augen rollten wie zwei feurige Sterne in ihren Höhlen, und die Arme krampfhaft von sich gestreckt, sank sie zu Boden — mit kurzem Aufschrei, wie ein Vogel, den der Schnabel des Habichts stößt... Bewegung unter den Spielern, Händeklatschen der Beamten, Träger, verhüllter Tragkorb... „Was fehlt der Dame?" „Ohnmächtig." Und fort geht's aus dem Saal in die Totenkammer. Der leere Stuhl der Toten ist wieder besetzt, das Leben flutet weiter und die Sonne leuchtet und das Glück von Monte Carlo.

Als ich am Abend mit zwei Bremer Herren in der Glashalle des Gasthofs unter dem funkelnden südlichen Nachthimmel saß, kam das Gespräch auf die Unglückliche.

„Leider wieder eine Deutsche", sagte der eine der beiden Herren fast traurig. „Es ist doch ein Jammer. 40 Millionen sollen die Beute sein, die die Raubhöhle von Monte Carlo jährlich den Fremden abnimmt. Und wer sind die Gefoppten, Gerupften, oft bis aufs Hemd Ausgeplünderten? Der Engländer kennt nur Eine Bank, die ihm Achtung abnötigt: die Bank of England. Der Russe wandert von einem Tisch zum anderen in der mystischen Ruhe, mit der er sein weites Steppenland durchstreift. Dem Franzosen ist la gloire und la femme alles, das Spiel nur ein Spielzeug, das man nach flüchtigem Gebrauch wieder

von sich wirft. Dem Italiener ersetzen Lottospiel und Prozeß, den nun einmal jeder Italiener zum Leben nötig hat, den Monte-Carlo-Tisch. Mijnheer, der Holländer, wuchs auf unter dem eisernen: ‚Wer nicht will deichen, muß weichen!‘ und ein solcher steht nicht am Rulett und gibt sich der Kugelmetze preis. — — Aber die Deutschen, die gutmütigen, biederen Deutschen, die fleißigen, grundtiefen Grübler, die allem mit Systemen und Theorien hinter die Schliche zu kommen wähnen und an Gewinnsysteme glauben, die es nicht gibt und geben kann, fallen scharenweis dem frechen Plünderer zum Opfer, und manche verließ, wie jene Unglückliche, die Kraft zur Heimkehr. Davon erzählen die raumkargen Felsengrüfte in der Selbstmörderreihe auf dem Friedhof von Monako."

Er machte eine Pause.

„Und wie ist es zu erklären?" fuhr er lebhaft fort, „daß zu diesem jährlichen Sündengeld von 40 Millionen die Deutschen mehr als die Hälfte beisteuern sollen? Ich habe unsere Landsleute und die anderen Völker auch hier in Monte Carlo in ihrem Auftreten vor der Öffentlichkeit der sorgfältigsten Beobachtung unterzogen und bin zu dem Schlusse gekommen: uns Deutschen fehlt der Nationalstolz; nicht der protzige, hochfahrige, wortschwallige, der in der Fremde alles bekrittelt und alles daheim besser geordnet prahlt, nicht die querköpfige Stammeseigenbrötelei, die auf der Bühne unserer Geschichte eine so jammervolle Rolle spielt, nein, uns fehlt das nationale Verantwortungsgefühl jedes einzelnen Deutschen, daß er im Auslande als Vertreter seines ganzen Volkes auf Schritt und

Tritt die Augen der Fremde auf sich gerichtet weiß. Dies Selbstbewußtsein würde ihm die ruhige, in sich sichere, ich möchte sagen, vornehme Zurückhaltung auferlegen, die uns an anderen Nationen so wohlgefällt, und ihn von der weichlichen Anbiederung ebenso fernhalten wie von der prahlerischen Verletzung fremder Eigenart.

Gelingt es uns nicht," schloß der Bremer, nachdem wir ihm zugestimmt, „uns aus eigener Kraft in unsere Nationaleinheit hineinzuwachsen, dann bleibt uns nur noch eine Rettung, dann müssen höhere Mächte über uns kommen, große nationale Erschütterungen uns an die Wurzel packen, heiße Nöte gemeinsamer Kämpfe um unsere Existenz auf Leben und Tod uns, wie der Hammer das glühende Eisen, zur Nationaleinheit zusammenschweißen. Wer weiß, was noch kommen wird."

❧

Ich habe Monte Carlo am nächsten Tage verlassen.

Wäre ich Maler, ein Böcklin oder Stuck, ich malte Monte Carlo als Drachenburg hoch oben auf dem jäh vom Meer aufspringenden, kahlen, sonnendurchglühten „Hundskopfrücken", und vor dem Eingang eine Riesenschlange mit geblähtem, grünspangrünem Ringelleib — zusammengekauert, scheinbar schlafend, aber aus den ovalen, schwefelgelben Pupillen der halbgeschlossenen Augen nadelspitze Giftpfeile in alle Richtungen entsendend. — Und unter diesen Felsen malte ich eine Tropfsteinhöhle, an der Milliarden von

Tränen wie versteinte Tropfen hängen und der in aller Welt mühsam gesammelte Bienenhonig fleißiger Hände in giftigen Schäumen an den löchrichten Wänden niederrieselt. — —

— Monte Carlo, Hochburg des Kapitals, brutalste aller Triumphstätten der menschlichen Goldgier, der Tag wird kommen, an dem der zur Sturmflut angewachsene reine Atem der öffentlichen Meinung dich von dem Angesicht des Erdballs hinwegfegen wird.

Der erste Mai.

Mai 1914.

Mein Maskenball ist zu Ende. Ich habe Italien eilends verlassen. Ich bin nach dem Norden zurückgekehrt, um dem schönsten und erhabensten Schauspiel der Erde, dem Einzug des nordischen Frühlings, beizuwohnen.

Wie habe ich mich auf den 1. Mai gefreut! Ich wollte zum erstenmal meiner Stubenhaft entrinnen und hinaus ins Grüne, aber leider! Der Maienzauber wird mich heute nicht wandern sehen. Die Luft ist noch zu rauh; die drei gestrengen Herren ballen schon von ferne ihre drohenden Fäuste.

Da bleibt mir nichts, Freunde, als euch im Geiste auf eurer Maienfahrt an die Havelseen zu begleiten, und mir in meinem „Schlößchen" meine Berliner Maienfeste ins Gedächtnis zurückzurufen.

Ich kenne keine Stadt, in deren Mauern der erste Maiensonntag eine solche revolutionäre Bewegung hervorruft, wie Berlin. Wie bei einer antiken Mysterienfeier wird dieser Tag durch einen feierlichen Auszug aus der Stadt festlich begangen.

Schon in frühester Morgenstunde, ehe noch der erste Strahl die Erde berührte und die Vögel kaum den Tau vom feuchten Gefieder geschüttelt, zog es mich und alle heraus aus der Stadt. Halb Berlin sah man in Bewegung, in einem allgemeinen, fluchtähnlichen Aufbruch — zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, in allen möglichen und unmöglichen, nie gesehenen Gespannen den Toren zuströmen, um den ersten Maiensonntag im Grünen zu verbringen, im Grunewald, Hasenheide, Wannsee und den anderen föhrichten Waldstätten. —

Und wie glücklich waren die Menschen, ihren kahlen, grauen Steinkolossen entschlüpft zu sein. Man kannte sie nicht wieder. Die wegen ihrer unwirschen, hochfahrenden, schnoddrigen Krittel- und Nörgelsucht in der ganzen Welt verrufenen Berliner zeigen sich an diesem Tage als das, was sie im Grunde eigentlich sind, als große, geschwätzige Kinder, die sich jubelnd und jauchzend mit ausgebreiteten Armen an den Busen ihrer alten, ewig jungen, guten Mutter Natur werfen. Der größte Maulheld wird stumm vor den redenden Wundern der Maienerde. Jede Blume am sandigen Wegrain bewundert er; sein Auge kost selbst mit der verachteten Straßenvagabundin Hundeblume; an jeder grünenden Schalle, an jedem Busch, der ihn in seinen Schatten ladet, hat er sein Entzücken. Drin-

nen vergrämt, versorgt, abgehetzt, eingesperrt in die engen, düsteren Steinzellen, hier draußen tummeln sie sich wie ausgelassene Kinder, spielen Versteck, haschen sich, laufen um die Wette, werfen sich der Länge nach ins Gras, stecken die auf einem Bauernhof gefundene Hahnenfeder nach Indianerart in Haar und Nacken und wundern sich nur, daß der leuchtende Himmel sie nicht in einem Tage schon rotbraun färbt. Nicht die Uhr, die sonst ihr Dasein auf die Minute regelt, nur die Sonne mißt ihnen heute die Zeit ab.

Und sind sie des Abends mit laubgeschmückten Hüten und Wagen, oft noch die langen Hundeblumenketten um den Hals, singend, lallend, schlafend in die entleerte Stadt, ins enge Nest zurückgekehrt, zwitschert ihre geläufige Zunge noch wochenlang von den Freuden und Irrfahrten der ersten Maienodyssee.

Ach, Berliner, ihr täuschtet mich nicht, ich war als Fürsorger zu oft in euren Terrassen und hohen, vieltürigen Schachtelhäusern, all eure Frühstückstische zu ebener Erde, Kaffee und Kuchen, Drehorgelmusik, Solo- und Chorgesänge, Tanzgetümmel und Liebesgetändel draußen im Maiengrün, in denen eure Naturfreude sich austobte, verbargen mir das letzte Geheimnis eures Naturempfindens nicht: ihr habt alle Heimweh nach den stillen Fluren, nach eurer Kindheit, nach den ländlichen Paradiesen, von denen euch eure Eltern und Großeltern erzählten, nach dem Acker. Ihr trankt wieder aus dem Jungbrunnen der Natur und fühltet euch, fern von allem dunstigen Menschengetiftel, wieder eingereiht in die Beziehungen zu dem großen Ewigen, ohne das unsere Seele nicht zur Ruhe

kommt... Die Sklavenketten des Kapitals schneiden euch immer tiefer ins Fleisch. Immer gieriger fressen sich die langen Straßenzüge in eure spärlichen Kiefernwälder hinein, und wie Gespenster mit erhobener Keule rücken die schwarzen Fabrikschlote immer näher an euch heran. Wie lange noch, und ihr habt keine Waldstätten mehr für eure Maienlust. Der Boden, der uns nährt, die Scholle, die unsere Hütte trägt, ist goldfeile Ware, ist Gegenstand des Schachers geworden. Der freie, luftige Acker schlingt nicht mehr seine weichen Arme um unseren Hals, alles Persönliche hat er abgestreift. Das Land um die Großstadt ist Monopol geworden; Hunderte zahlt der Bodenwucher für den Quadratmeter Land. Das Kapital triumphiert, da engt sich der Raum, und die Armen und Ärmsten werden eingepfercht in die sargschmalen Stockwerkhäuser, die in die Luft steigen, denn die Luft ist steuerfrei.

Wie tief greift diese ganze Frage in unser Gesamtleben hinein. „Die Wohnung ist des Volkes zweiter Leib", und wenn er verkümmert, wo bleibt dann Heim- und Heimatgefühl, wo die Achtung vor dem Heim anderer? Alle Riegel und Siegel der durch Gesetze geheiligten Ordnung sind gelöst.

Ich will euch im nächsten Briefe von meinem Frühlingsacker erzählen.

Der Frühlingsacker.

Mai 1914.

Es ist mir aufgefallen, daß meine alte Haushälterin in letzter Zeit häufiger als sonst ihre besorgten Blicke auf mich gerichtet hält. Mein Aussehen gefällt ihr nicht. Die lange Stubenhaft hat mir das letzte Rot von den Wangen gewischt.

Auch mein Arzt lüftet zwar noch immer den Sack der täglichen Stadtneuigkeiten, die er dem „Treppenwitz der Geschichte" zurechnet, mit der Emsigkeit eines Händlers vor mir aus und tischt mir eine der kleinen, reizenden Humoresken vom Hamburger Poeten Hannes Himmelblau oder ähnliches auf, aber ich merke wohl, daß sein Humor ein wenig nach dem Ernst hinüberpendelt.

Nur die Natur zieht, unbekümmert um Sorgenfalten und um meinen verehrten kranken Hals, sieghaft ihre Frühlingsstraße. Die Weide schwingt ihre grünen Fahnen, das Wiesental duftet, und selbst die alten Statuen im Gebüsch scheinen sich im Glanz der neugeborenen Welt ihres verstümmelten Daseins zu freuen.

Ja, lieber Geheimrat, ich habe meine Maienfahrt doch noch tun dürfen, wenn auch im geschlossenen Wagen; mein kranker Hals hat meine Beine bereits zu seinen Streikgenossen gemacht, daß ich mich nur noch mühsam fortschleppe.

Niemand war glücklicher als mein Harras. Als ich einstieg, stürzte er wie ein Wahnsinniger die Allee

entlang, kehrte zu mir zurück, sprang an mir herauf, lachte — auch Hunde lachen — und streckte seine fleischig rote Zunge zu mir empor, als wollte er mir über meinen Park Rapport erstatten, mir sein Entzücken über den wundervollen Maientag aussprechen.

Wir fuhren an einem der hier zahlreichen, waldumsäumten Landseen entlang, über dessen seichte Ufer bereits die grünen Spitzen der langen, dünnen Schilfhalme hervorblickten, und vorüber an saftigen Wiesen und grünenden, buschbesetzten Knicks, deren Wälle mit weißen Sternblumen und rotem und blauem Gottesfinger übersät sind.

Und der Acker gar, der schöne, dunkle, holsteinische Acker — wie stolz er dalag, wie ein lebendes Wesen, das sich des Zusammenhangs mit mir bewußt schien und mich anschaute, mich als Freund und Heimatsgenossen betrachtete. — Und ist er es denn nicht? Der Himmel wäscht ihn, wenn er seine Winterarbeit hinter sich hat. Dann kommen die schweren holsteinischen Gäule, und der Pflug dreht ihn um, daß er ungeschlacht daliegt, wie ein Gelähmter, der sich nicht rühren kann. Aber dann rutscht die Egge herbei und kämmt ihm sein schwarzes, strähnichtes Haar, und der Säemann gibt ihm sein Morgenbrot. Wie ihm das schmeckt! Durch alle Poren dringt's. Und der Acker wird so rundlich und steht so strahlend am Wege, wie ein frischgeputztes Bauernmädel, das lachend zu fragen scheint: „Wie findest du mein lichtgrünes Kleid, Wanderer?" Und er: „Nichts, was in Grün gekleidet, ist dir vergleichbar." So denken auch Sonne

und Wolken, so auch der Wind, der an der Wiege sitzt und singt. Und nun wächst es und schießt tausendfältig hervor, und der güne Flaum wandelt sich in eine goldige Flut, die dem Eigner zuwogt.

Ich ließ an der „Heidkate", die auf halbem Wege zum Meere liegt, halten und war im Begriff, mir die alte, verfallene, menschenverlassene, windschiefe Kate mit dem vergrasten Hofplatz und dem sturmzernagten, mit schwarzgrünen, polstrigen Moosen überzogenen Dach aus der Nähe zu betrachten, als ich den jungen Lehrer in der Ferne mit rüstigem Schritte von den Dünen herabsteigen und auf mich zukommen sah.

Er machte mit Harras die Runde um die verwitterte alte Kate und stieg zu mir ein. Auf dem Heimwege erzählte er mir die Geschichte der Heidkate.

Ein Katenmann gewann den Acker lieb und möchte ein Stücklein sein eigen nennen. „Wenn's auch noch so wenig und noch so versteckt wäre," sagte er bei sich, „daß es keiner sähe, aber mein eigen müßte es sein."

Jahrelang sparte er Pfennig um Pfennig, Groschen um Groschen, bis das Sümmchen gerundet war.

Da ging er hin und kaufte sich ein Stück unbebauten Heideackers, nicht weit von den Dünen. „Meine Hacke soll ihn schon kriegen," dachte er, „und bis dahin will ich in meiner Strohhütte liegen wie ein Hund, der seines Herrn Haus bewacht, und will meine Augenweide haben am Meer und Fichtenwald, die mir Nachbarn sind, und zwischen ihnen will ich mich warm gebettet fühlen."

Oft stand er auf dem kahlen Hügel und über-

blickte die blaue Ostsee zu seinen Füßen, die sich in Dünen und Heiderücken ihr Bett zurechtgescharrt hatte. „Genau wie ich“, dachte er.

Wenn er zuweilen von den Dünen herabstieg und sein Urbargemachtes wie eine grüne Gasse vor sich liegen sah, konnte der ernste, ringende Mann zum Träumer werden, der im Geiste schon das grüne, drängende Leben sah, das die noch dürre Heidesohle bis zum Dünenrücken hinauf überfiel und befruchtete.

Alles vermehrte sein Glücksgefühl. Wie auch Wind und Wetter bliesen, ihm kamen sie gerade recht. Die aus dem Süden heimkehrenden Vögel begrüßte er als Gäste, die bei ihm einkehrten, und wenn das erste Schwalbenpaar am Hausbalken nistete, lachte er: „Die wissen auch, wo's gut ist.“ —

Die Jahre vergingen. Ein grüner Fleck nach dem anderen bedeckte die rotbraune Fläche, bis eines Tages die letzte Heidesohle ausgetilgt und das beackerte Hügelland friedlich stolz auf Meer und Wald hinabblickte. Die Kate hatte eine neue Mütze aufgesetzt, der Stall sich geweitet, ein Räumchen sich dem anderen zugesellt, und wer vorüberging, zu dem drang das vielstimmige Leben des Hausgetiers. — Arbeit adelt. Man sprach vom Heidebauer und seinem Kulturwerk.

Oft, wenn er des Sonntags mit seiner Frau, seiner treuen Arbeitsgefährtin, aus der fernen Kirche heimkehrte und seine Schöpfung aus den selbstgepflanzten Birken und Tannen hervorlugen sah, hüpfte ihnen das Herz vor Freude.

Noch manches Jahr war der Acker der Partner

ihres stillen Glücks, bis der Tod sie, hochbetagt, auf das freundlichste unter die geschichteten Hügel lud.

— — Der einzige Sohn, dem Ackerarbeit eine Last, die stille Flur eine bedrückende Öde schien, war längst als Fabrikarbeiter in die Großstadt gezogen. Jetzt kehrte er mit Weib und Kindern heim und trat sein Erbe an. Die Entwurzelten wußten nichts von Liebe zur Scholle. Bald überwucherte das geile Kraut der Unzufriedenheit den unkrautigen Acker. Über Arbeit reden war dem Großstadtmenschen lieber als selbst zugreifen. Der Winter ward ihnen ein öder Gast. Die Kate verfiel, die Löcher in dem windzerwühlten Dach wurden immer größer, im Stall hausten die Ratten.

Der Mann ward täglich mißvergnügter. Die Welt taugte nicht und sollte sich ändern, er selbst änderte sich nicht, ließ Weib und Kinder hungern und versprach anderen goldene Berge. — Kate und Acker kamen unter den Hammer und sahen harte Tage. —

— — Mein Entschluß steht fest. Ich kaufe die Heidkate und überlasse sie einem fleißigen Arbeiterpaar mit einem halben Dutzend Kinder. Ich glaube, sie verhungern nicht, und ich wüßte das Glück von acht Menschen gemacht. —

Der Wunderdoktor.

Mai 1914.

Wie glücklich sind Sie, verehrte Freundin, daß Sie mir schreiben konnten: „Ein guter Schlaf gehört zum eisernen Bestand meines väterlichen Erbteils, das mir bis heute ungeschmälert blieb.“

So ein Erbstück fehlt mir. Ich habe wieder eine schlaflose Nacht hinter mir. Wie habe ich mich in meinem Bett hin und her gewälzt, bin, wie man zu sagen pflegt, von Herodes zu Pilatus gelaufen, um mir über die kleine Ewigkeit hinwegzuhelfen, immer in der stillen Hoffnung, Ermüdung möchte mir ein Körnlein Mohn auf die Lider streuen. Aber vergebens.

Ich nahm zuweilen meine Uhr in die Hand, und meine übermachten Augen begleiteten den Minutenzeiger auf seiner Stundenreise. Wie kroch er dahin, zu welcher Unendlichkeit dehnte sich diese einzige Stunde! — Ich horchte auf den Weststurm, der durch die Zweige brach und die Ecken meines Schlößchens zu Heulbojen machte.

Ich zitierte freundliche Geister aus der Vergangenheit an mein Bett, durchstöberte Berlin nach allen Richtungen, trat ins Zeughaus, Hohenzollernmuseum, Kunsthalle, schlenderte die Linden entlang durchs Brandenburger Tor dem Tiergarten zu, stand am Fuß der Siegessäule, begab mich zum Marmorstelldichein der alten Kurfürsten, betrachtete das schönste aller Wagnerdenkmale und deutelte an seinen allegorischen Figuren herum, als ob ich sie zum erstenmal sähe. —

Zuletzt stieß ich das Hecktor auf und entließ meinen Geist in die freien Felder der Geschichte. Und da es ein nicht wegzuleugnender Trost ist, im Unglück Genossen zu haben, so ging mein Geist auf die Suche nach Leidensgenossen.

Da erschien zuerst der „Alte Fritz", aber noch als junger Rheinsberger, den ich, seine großen sprechenden Rundaugen nach innen gekehrt, zu sich sagen hörte: „Was, Kerl, Er will jede Nacht sieben Stunden schlafen? Fast ein ganzes volles Drittel seines kurzen Lebens im Bett verschnarchen? Heraus aus den Federn! Hat Er nicht zum Schnarchen Zeit genug, wenn Er in seine Grube gefahren ist? Verstanden? Kehrt!" Und der junge Fritz knapste seinem Nachtschlaf drei Stunden ab, bis ihn allerdings nach einigen Monden schon eine schwere Erkrankung belehrte, zu welchen Torheiten uns Menschen oft die nur theoretische Betrachtung der Dinge verleiten kann, und daß der Schlaf nun einmal das Barometer unseres Wohlbefindens ist, die Wagezunge, die alle Störungen unseres Gleichgewichts mit der Pünktlichkeit eines feinbesaiteten Gewissens anzeigt und regelt.

Den Freiburger Priester und Poeten Hansjakob sah ich mit behäbigem Schritt an mein Bett treten und hörte mich zu ihm sagen: „Hansjakob, ich verstehe jetzt, wenn du in der Vorrede zu deinem letzten Buch bekennst: ‚Ich wollte eigentlich nicht mehr schreiben, aber ich mußte — mußte, damit ich in meinen schlaflosen Nächten was zu denken habe.'" —

Ich rezitierte Shakespeares Hymne an die Nacht: „Es ist der heilige Schlaf, der uns das Garn der

Sorge löst, der Tod im Leben jedes Tags, das Bad der wunden Müh', der Balsam kranker Seelen, der zweite Gang im Gastmahl der Natur, das nährendste Gericht beim Fest des Lebens."

Sancho Pansas Wort: „Gott ehre mir den Mann, der die hübsche Sache erfunden hat, die man Schlaf nennt", lenkte meinen Geist auf Cervantes und die Irrfahrten dieses vielgeprüften Dulders, wie er 1571 in der Schlacht bei Lepanto mit Löwenmut gegen die Türken fechtend, die linke Hand verlor und mit der verbliebenen rechten seinen Don Quichotte schrieb und gegen die Irrtümer einer ganzen Menschheit weiterfocht. Ich dachte an meine Schulzeit, als ich dies lustig tiefe Buch zuerst mit meinem Lehrer las und mir mit ihm die enge Einform eines ländlichen Winters weitete.

Aber ich ermüde Sie, liebe Freundin, und laufe Gefahr, mit meinen zitierten Geistern bei Ihnen zu erreichen, was sie mir selber nicht erwirken konnten. Nur dies noch.

Nein, es verschlug mir nichts, daß ich mit dem hochbetagten Leibniz etwa so demonstrierte: Seine Portion Schlaf will jeder löffeln, aber wann und wo, ob in geteilten oder ungeteilten Rationen, ob im Bett oder Lehnstuhl, am Tage, im Dämmer, in der Nacht, des sei jeder sein eigener Herr..., daß ich Karl dem Großen über die Schulter sah, wie er in den schlaflosen Nächten seines Alters, in Pelz gehüllt, die lederne Schlafdecke über den Knien, im Erkerzimmer seiner Pfalzburg die ungefüge Hand im Schreiben übte und griechische Vokabeln lernte oder sich aus alten Kirchen-

und Sagenbüchern vorlesen ließ. Ach, ich konnte ja nicht aufstehen, ich war matt, war wie gelähmt in allen Gliedern und fühlte es dann und wann wie heiße Bleitropfen durch die Kehle rinnen.

Sie können sich vorstellen, teuerste Freundin, mit welch innerem Jubel ich den ersten, rötlichgelben Strahl des erwachenden Tages begrüßte, der vorsichtig leise die weißen Vorhänge hob und mit zitternd zögerndem Flügel die Wände entlang durchs Zimmer huschte und sich langsam feierlich auf mein Bett niederließ, während draußen aus den Büschen die ersten schüchternen Geigen- und Flötenstimmen zu mir heraufdrangen.

In diesem Augenblick trat noch einer an mein Lager, der letzte der Nachtvisionäre, und wissen Sie, wer das war? Ihr westfälischer Landsmann Krummacher, der Parabeldichter, der stattliche Mann mit dem nach der Sitte seiner Zeit von den Schläfen herauf über die Stirn aufgetürmten dichten Haupthaar und den großen seelenvollen Augen, der im Bildnis über Ihrem Schreibtisch hing, und „stets einen Hauch betrachtender Stille über Ihre Seele breite".

Und als er nach flüchtigem Gruß vor der zunehmenden Helle von mir gewichen, züngelte der Gedanke in mir auf, ein seltsames Erlebnis dieser Tage vor Ihnen, der vertrauten Freundin, auszubreiten und Ihnen in der Parabelsprache Ihres Landsmannes von einem Arzte zu erzählen, der im Rufe eines Wunderdoktors steht und aus einer benachbarten Stadt meilenweit ins Land hineinjagt und die sonderbarsten Kuren macht. — Dieser Mann hat in diesen Tagen meinen Weg gekreuzt, und — seltsam genug! — meinem

Geiste eine ihm bisher verwehrte Richtung gegeben und mir mein sich langsam steigerndes Leiden in einer Beleuchtung gezeigt, in der ich es bisher noch nicht betrachtet habe. —

Der Ritter und der Tod.

Ein Ritter kehrte nach langer Abwesenheit, die ihn wie einen Strom durch vieler Herren Länder und manchen harten Strauß gewälzt hatte, in das Schloß seiner Väter zurück.

Das Schloß lag lange unbewohnt hinter uralten Bäumen. Kein frischer Luftzug durchspülte die hohen, modrigen Räume. Die Parksteige waren verwildert, die Beete von Unkraut erstickt, der Rasen vermoost.

Der Ritter kam und brachte Schloß und Park den warmen Odem eines Menschen, nach dem sie verlangten. Täglich tauchte er seine Seele in die Wonnen der Einsamkeit. Er war glücklich. — Aber eines Tages überfiel ihn ein Leiden, das, wie der Wurm im Kelch der Blume, nicht mehr von ihm wich. Sein Hals erkrankte, sein Kehlkopf, der geschickte Lehrherr seiner Stimme, versagte den Dienst.

Berühmte Ärzte wurden gerufen — umsonst.

Niemand war trauriger als die alte Schaffnerin, die seit des Ritters Heimkehr um ihn war und seines Leibes pflegte. Mit Tränen in den Augen stand sie kopfschüttelnd vor den wohlbereiteten Speisen, die oft

und Sagenbüchern vorlesen ließ. Ach, ich konnte ja nicht aufstehen, ich war matt, war wie gelähmt in allen Gliedern und fühlte es dann und wann wie heiße Bleitropfen durch die Kehle rinnen.

Sie können sich vorstellen, teuerste Freundin, mit welch innerem Jubel ich den ersten, rötlichgelben Strahl des erwachenden Tages begrüßte, der vorsichtig leise die weißen Vorhänge hob und mit zitternd zögerndem Flügel die Wände entlang durchs Zimmer huschte und sich langsam feierlich auf mein Bett niederließ, während draußen aus den Büschen die ersten schüchternen Geigen- und Flötenstimmen zu mir heraufdrangen.

In diesem Augenblick trat noch einer an mein Lager, der letzte der Nachtvisionäre, und wissen Sie, wer das war? Ihr westfälischer Landsmann Krummacher, der Parabeldichter, der stattliche Mann mit dem nach der Sitte seiner Zeit von den Schläfen herauf über die Stirn aufgetürmten dichten Haupthaar und den großen seelenvollen Augen, der im Bildnis über Ihrem Schreibtisch hing, und „stets einen Hauch betrachtender Stille über Ihre Seele breite“.

Und als er nach flüchtigem Gruß vor der zunehmenden Helle von mir gewichen, züngelte der Gedanke in mir auf, ein seltsames Erlebnis dieser Tage vor Ihnen, der vertrauten Freundin, auszubreiten und Ihnen in der Parabelsprache Ihres Landsmannes von einem Arzte zu erzählen, der im Rufe eines Wunderdoktors steht und aus einer benachbarten Stadt meilenweit ins Land hineinjagt und die sonderbarsten Kuren macht. — Dieser Mann hat in diesen Tagen meinen Weg gekreuzt, und — seltsam genug! — meinem

Geiste eine ihm bisher verwehrte Richtung gegeben und mir mein sich langsam steigerndes Leiden in einer Beleuchtung gezeigt, in der ich es bisher noch nicht betrachtet habe. —

Der Ritter und der Tod.

Ein Ritter kehrte nach langer Abwesenheit, die ihn wie einen Strom durch vieler Herren Länder und manchen harten Strauß gewälzt hatte, in das Schloß seiner Väter zurück.

Das Schloß lag lange unbewohnt hinter uralten Bäumen. Kein frischer Luftzug durchspülte die hohen, modrigen Räume. Die Parksteige waren verwildert, die Beete von Unkraut erstickt, der Rasen vermoost.

Der Ritter kam und brachte Schloß und Park den warmen Odem eines Menschen, nach dem sie verlangten. Täglich tauchte er seine Seele in die Wonnen der Einsamkeit. Er war glücklich. — Aber eines Tages überfiel ihn ein Leiden, das, wie der Wurm im Kelch der Blume, nicht mehr von ihm wich. Sein Hals erkrankte, sein Kehlkopf, der geschickte Lehrherr seiner Stimme, versagte den Dienst.

Berühmte Ärzte wurden gerufen — umsonst.

Niemand war trauriger als die alte Schaffnerin, die seit des Ritters Heimkehr um ihn war und seines Leibes pflegte. Mit Tränen in den Augen stand sie kopfschüttelnd vor den wohlbereiteten Speisen, die oft

unberührt von ihres Herrn Tafel zu ihr ins Untergeschoß zurückgetragen wurden, und wenn ein hohles Räuspern durch die nächtliche Stille in ihre Kammer drang, saß sie halbe Nächte aufrecht im Bett und sann auf Rettung.

Da drang eines Tages die Kunde von einem Wunderdoktor, Dr. Faustus, der in einer entfernten Stadt wohnte, ins Schloß.

Seltsames wurde von ihm berichtet. Aus heißen Zonen heimgekehrt, hatte er eine bildschöne Mulattin, deren Angesicht wie poliertes Kupfer glänzte, mitgebracht, die ihn allein bediente und des Nachts in seinem Gemach an der Schwelle schlafen und eine Vogelstimme haben sollte, da niemand je einen Sterbenslaut von ihr vernommen hatte, obwohl der Arzt in ihrem Beisein und mit ihrer Hilfe täglich von frühester Morgenstunde an, oft noch vom Bette aus, Scharen herbeigeströmter Heilungsuchender vor sich ließ.

Von seinen Wunderkuren wurde schier Unglaubliches erzählt. Einem Schlosser war ein Stahlsplitter ins Auge geflogen. Den Mann mit einem Strick um den Hals an eine Türangel hängen und aus dem hervorquellenden Augapfel des Halberstickten den Splitter ziehen, war das Werk eines Augenblicks gewesen. — Zu einer in Darmverschlingung sich windenden Magd gerufen, reißt er ein Thermometer von der Wand, zerbricht es übers Knie und reicht der mit dem Tode Ringenden das entronnene Quecksilber aus seiner gehöhlten Hand. „Da, sauf aus!“ Die Magd

war gerettet ... — Ja, einmal soll er sogar einen Toten aufgeweckt haben, einen Bäcker, der nur gestorben war, um seine Frau zu ärgern. Der Doktor hatte ihn am Arm gepackt und ihm zugeschrien: „Mensch, mach' keine Dummheiten! Steh' auf!" Und der Tote war wieder lebendig geworden.

Der erste Laut, der von diesem Wunderdoktor ins Schloß flog, warf einen breiten Hoffnungsstrahl in das verkümmerte Gemüt der alten Dienerin, und so oft sie vor ihrem bleichen Herrn erschien, wurde sie nicht müde, mit der verklärten Miene gläubiger Zuversicht von dem Wunderdoktor und seinen Kuren zu reden.

Vergebens wehrte ihr der Ritter, der alle Wunder-, Lehm-, Heu- und Pillendoktoren mit allen Cagliostros, Lourdes, verzückten Nonnen und ekstatischen Zungendreschern in einen Topf warf und Gewaltkuren für Schwindelkuren erklärte, da sie die Krankheit nur von einem Glied in das andere jagten. Die Alte schüttelte verständnislos den Kopf und schwieg, um am nächsten Morgen dasselbe Kapitel mit derselben zähen Beharrlichkeit wieder aufzublättern. Bis eines Tages die Kunde wie ein Lauffeuer alle Gassen des Städtchens durchlief, der Wunderdoktor sei mit dampfenden Pferden eingetroffen und in einem Gasthof am Marktplatz abgestiegen.

Die alte Dienerin ließ alles liegen und eilte in die Stadt hinüber. Es gelang ihr, die Menschenmauer zu durchbrechen und den Wundermann ins Schloß zu locken.

Der Ritter war nicht wenig überrascht, als er den fremden Mann plötzlich vor sich sah.

Im ersten Augenblick wandelte ihn die Lust an, dem Eindringling nebst seiner Mulattin, die sich kerzengerade, wie ein Cherub, an der Schwelle aufgepflanzt hatte, die Tür zu weisen, aber er hatte hinter der Tür das bekümmerte Gesicht der alten Dienerin gesehen, und da überdies ein behäbig untersetzter, gemütlich dreinschauender Herr mit dem heitersten Gesicht von der Welt vor ihm stand, zügelte er den aufflammenden Zorn und wußte sich aufs schnellste in die Peinlichkeit zu finden, ja, er ließ sich sogar auf einen Krankheitsbericht ein und gestattete dem Arzt eine flüchtige Untersuchung.

Dieser beklopfte seine Brust: „Der reinste Herkules!" Fühlte den Puls: „Nicht einmal Aderverkalkung!" Und betastete zuletzt den durchleuchteten Hals.

„Aha," sagte er, indem er der Mulattin den Hohlspiegel zurückreichte, „da sitzt es ... O, ich verstehe ... Einen wunden Fleck hat jeder an sich ... Der Ihre sitzt hier", fügte er in ruhiger Gemessenheit hinzu, indem er auf seinen Hals wies ... „Da hilft Ihnen nichts, Verehrtester, höchstens eine Dosis Wahrheit, falls Sie die vertragen können."

„Das denke ich doch", entgegnete der Ritter in der gleichen Ruhe.

„Sehen Sie," fuhr der Arzt fort, „wenn ich im Sommer aus dem taufeuchten Busch eine Nachtigall schlagen höre, stehe ich lauschend still. Theobald, sage ich mir, höre nur, wie das dem Vogel da aus der

Kehle rollt, lautet Perlen. Nun sperre deine Ohren gut auf, mein Junge, wer weiß, ob du sie noch einmal wieder hörst — vielleicht heißt's schon im Herbst: ‚Wenn die Schwalben heimwärts ziehn, dann ade, ade, mein Schatz!‘ ... Den Rat möchte ich Ihnen auch geben."

„Mit dem Tode ist es ja so eine Sache", fuhr der Arzt im leichten Plaudertone fort, indem er mit fast graziöser Handbewegung die Luft durchfuhr. „Man begegnet ihm in jungen Jahren, aber das pochende Blut drängt ihn beiseite. Er läuft in der Schlacht neben uns her, aber die Kränze des Ruhms verhüllen seine blutigen Schrecken. Hundertmal entschlüpft man dem Garn des listigen Jägers, aber zuletzt stellt er das edle Wild, einmal muß man ihm Auge in Auge standhalten ... Auch Sie, lieber Herr. Sie sind ein Ritter, wie ich höre; also ist der Ritter Tod Ihr Kampf- und Streitkumpan. Ich sehe ihn dort an der Tür in voller Rüstung stehen, das Auge auf Sie gerichtet. Sie werden die Schwerter kreuzen müssen. Mit Paradekniffen und Turneifaxereien ist dem nicht beizukommen. Fallen Sie auf die Knie, stoßen Sie ins Rolandshorn, stechen, schlagen Sie auf ihn los, nichts ficht ihn an ... Nur *eine* Waffe gibt es, die ihm den Sieg entreißt. Ich will sie Ihnen verraten, werter Herr", flüsterte der Arzt, sich zum Ritter vorneigend: „Fahren Sie ihm durch die Parade und schleudern Sie ihm die hellste Lache ins Gesicht — die erträgt er nicht, vor der schlägt er die Augen nieder, wie der Gottseibeiuns vor dem Kreuz des Herrn ... Aber er bleibt an der Tür

stehen," schloß er, „da ist nichts zu machen. Die Katastrophe ist unabwendbar ... unabwendbar."

Der Ritter schwieg.

„Sie schweigen, lieber Herr; ich vermute, um mit sich selber zu reden. Philosophieren Sie nur! Ein berühmter Philosoph hat recht: ‚Philosophieren heißt sterben lernen.' In der Welt außerhalb der Welt sein, mitten im Leben dem Tode ohne Wimperzucken in die Visage schauen, wer das kann, ist ein Mann, ja, sagen wir, ein Held."

Der Ritter schwieg und lächelte.

Der Arzt erhob sich rasch.

„Ah, Sie lächeln", brach er freundlich hervor. „So ist's recht. Wenn's Ihr kranker Hals erlaubt, lachen Sie ... Lache nicht, Sünder! rufen die Mucker. Ich aber sage: Lache, Mensch! Heiterkeit ist Gottes Arznei und frißt den Rost von der Seele, Kummer und Sorgen und sonstigen Unrat ... Warum lachen wir denn, lieber Herr? Wir lachen, um nicht zu weinen. Wir lachen über die Dummheiten anderer, um die eigenen zu vergessen ... Aber ich will Ihnen keine Physiologie des Lachens geben. ‚Ein fröhlich Herz lebt lange', meint Shakespeare, und der verstand sich auf die Menschen ... Stellen Sie, wie Lykurg, den Gott des Lachens in Ihr Speisezimmer, oder halten Sie sich einen Hofnarren wie die alten Könige, auch nicht übel ... Ich denke, Sie verstehen mich. Heitere Ergebung, das ist etwas Großes, teurer Herr. Und nun Gott befohlen! Gute Besserung. Empfehle mich ..."

Fort war er und die Mulattin wie sein Schatten hinter ihm her. Nach wenig Augenblicken hörte man den Wagen im sausenden Galopp vom Schloßhof rollen.

— — — — — — — — —

Der Ritter ist allein.

Die Arme auf dem Rücken gekreuzt, geht er sinnend auf und ab ... bleibt mitten im Zimmer stehen, schaut nach der Tür, als müsse jemand eintreten, der erwartet wird ... nimmt seine Pendelschritte wieder auf ... sucht seinen Geist an längere Gedankenreihen zu ketten, ihn in Probleme zu verwickeln ... legt sich die Frage vor, ob es nicht ratsam sei, unheilbare Kranke über ihren Zustand aufzuklären, bricht wieder ab und bleibt stehen wie einer, der plötzlich durch eine vorgeschobene Wand in seinem Laufe gehemmt ist ... faßt sich nach der Stirn, verliert sich aufs neue in Grübeleien und bleibt zuletzt an dem Worte „Katastrophe" hängen.

Was hatte der Mann mit der heiteren Selbstsicherheit eines restlos Überzeugten aus sich herausgeplaudert? So leichthin, so selbstverständlich, als ob es sich um vollendete Tatsachen handelte? „Nichts zu machen", hatte er gesagt. „Das Rad des Leidens dreht sich unaufhaltsam, es wird Sie zermalmen, bald, sehr bald schon. Die Katastrophe ist unabwendbar" — — Katastrophe ... heißt das nicht untergehen? Wie ein Schiff auseinanderbrechen und in die Fluten hinabsinken bis an den Grund und dort liegenbleiben?

Der Ritter tritt ans Fenster, dessen Brüstung der letzte Strahl der scheidenden Sonne soeben verlassen hatte, und sieht, wie der Abend hereinbricht und Busch und Baum langsam zögernd in seinen Schattenmantel wickelt.

In diesem Augenblick erhebt die alte Dielenuhr ihre Stimme und schrillt ihre harten Schläge durch die schweigenden Räume. Auf dem beblümten Zifferblatt hatte einst der erste Eigner die Inschrift setzen lassen: „Eine Unter disen Stunden ist gewisſ deine letzte."

Ein Gefühl der Verlassenheit überkommt den Ritter, ein Empfinden, als ob seine vergangenen Jahre eines nach dem anderen von ihm abblätterten, die ganze Welt, sein Schloß, sein Park wie ein gelöstes Kleid an ihm hinunterglitte. Ihm wird zumute wie einem Wanderer, der, auf einem Hügel stehend, vor und hinter sich plötzlich Stadt und Land versinken sieht und mit beiden Händen tastend nach einem festen Halt, Baum oder Felsen greift, an den er sich klammern kann ... Und während seine Augen unter den sinkenden Schatten des Abends im Zimmer umherschweifen, von einem Gegenstand zum anderen, hebt sich aus der kleinen Bücherei der Eltern, die auf einem Ebenholzregal neben der Tür ein halbvergessenes, verblaßtes Dasein führte, ein Buch heraus mit goldenem Schnitt, in braunen, weichen Samt gehüllt, das anfängt, seine magischen Kreise um ihn zu ziehen und sich ihm ungewollt in die ausgestreckte Hand legt: das Gesangbuch seiner Mutter.

Der Ritter löst die silbernen Spangen, und, wie

von unsichtbarer Hand geteilt, fallen die Blätter auseinander. Ein gesticktes Lesezeichen und der welke Schaft einer Blume bezeichnen ihm den Lieblingsgesang seiner lange leidenden Mutter.

Der Ritter läßt sich in einen Sessel nieder und beginnt zu lesen: „In allen meinen Taten lass' ich den Höchsten raten..." Er liest und liest. Das rote Herz auf dem Lesezeichen beginnt zu flammen, die welke Blume wird lebendig, Brunnen rauschen. Das fromme Samenkorn, einst von Mutterhand in sein Kinderherz gesenkt, vom rauhen Fuß des Weltgetümmels zertreten und in den verborgensten Winkel seiner Seele hinabgedrückt, fängt an zu grünen... Er liest und liest, und als er den 7. Vers gelesen, erhebt er sich und liest ihn sich immer und immer wieder:

„Hat Er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängnis gehn.
Kein Unfall unter allen
Soll je zu hart mir fallen,
Ich will ihn freudig überstehn."

„Freudig überstehn!" Da ist es! „Heitere Ergebung, das ist etwas Großes", hatte der Wundermann gesagt... „Mann, ich danke dir", flüsterte der Ritter und fuhr sich mit der gefurchten Hand über die Augen. Die Träne, lange heimatlos, hatte den Heimweg gefunden und tropfte leise auf das alte Buch hernieder, das er mit Inbrunst an sein Herz drückte.

„Mir ist", sprach der Ritter bei sich, „wie einem Menschen, der lange in einer dunklen Stube saß und

zu dem plötzlich ein helles Licht eingetreten ist ... „Ja, ich habe Licht," sagte er, „mir ist jetzt alles klar."

Und er nahm sein Schwert von der Wand, trat feierlich zur Tür, wo der Unsichtbare stand, und legte es ihm zu Füßen.

„Bruder Tod," sagte er, „hier ist mein Schwert, was soll mir noch die eherne Faust der Welt, da ich den Frieden mit dem Himmel fand? Hier meine Hand, schlag' ein, Kumpan, wir wollen Freunde sein — und wenn du kommst zum letzten Stoß, mach's kurz, du sollst willkommen sein."

— — Zwei Monde später lag der Ritter im Sarg. Ein stilles Lächeln spielte um die bleichen Züge des Toten.

„Paul Fleming, Arzt und Dichter," hatte er noch kurz vor seinem Tode gesagt, „treffe ich dich in den erleuchteten Hallen der Ewigkeit, meine Mutter und ich wollen dir noch danken für dein Lied."

Lebensbetrachtung.

Juni 1914.

Ihres und Ihrer Gemahlin teilnehmenden Verständnisses war ich gewiß, verehrter Freund, in welcher Form ich mich Ihnen auch enthüllte und Ihnen

von dem Wunderarzt und dem Erlebnis meiner Seele Kunde gab. Ich weiß ja, welche Erfahrungen Sie erst vor kurzem am Sterbebett Ihrer blühenden Tochter gemacht haben, und welche Mächte es waren, die Ihre Seele aus der Schlucht wieder ans Licht gehoben haben.

Niemand sonst habe ich davon geschrieben, denn Sie haben recht, die keusche Blume der Anbetung Gottes mindert ihren Duft im hellen, heißen Tageslicht. Wer möchte die Eingeweide seines innersten Glaubensmenschen auf dem Präsentierteller des räsonierenden Worts zur Schau herumreichen? Die katholische Kirche weiß, was sie dem mystischen Halbdunkel ihres Kultus zu danken hat. Im Heiligtum des Tempels zu Jerusalem brannte der siebenarmige Leuchter, und das Feuer des Rauchopferaltars loderte, aber das Allerheiligste war nur von dem magischen Licht einer Ampel erleuchtet. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Jesus sprach das Erhabenste in Bildform aus.

Ich bin in diesen Wochen über manches zur Klarheit vorgedrungen. Der Mensch wird von der Stunde an ein anderer, wo ihn der schäumende Becher des Augenblicks nicht mehr betört und die Lichter an der Festtafel der Sinne zu erlöschen drohen. Als dem Wanderer in meiner Parabel Stadt und Tal zusammenstürzten und hinter ihm der Abgrund gähnte, fragte er nicht mehr nach der Welt und ihrem bunten Schein, er dachte nur an die rettende Hand, die ihn vor dem Versinken bewahre.

„Wir sind alle Gottsucher," schreiben Sie, „und

der tobende Kampf um die Weltanschauung ist letzten Grundes nichts weiter als der Kampf um Gott."

In der Tat, so ist es. Der Zug zu Gott liegt im Menschen wie der Ton im schlafenden Instrument. Dann und wann fährt ein Wind durch die Saiten, Ereignisse, innere Erlebnisse, Fügungen, Prüfungen klingen alte Melodien an, aber der Schläfer wird nicht wach, die Musik der toten Gefühle schläft weiter — bis endlich die Stunde des Erwachens naht, die große Schicksalsstunde, die in jedes Leben tritt mit der brennenden Frage im Auge: „Was nun?"

— — Sie wissen, bester Freund, daß ich von frühester Jugend an ein Tagebuch geführt. O, ich entsinne mich noch der Stunde, da mein Vater mich an meinem Konfirmationstage in sein Zimmer rief und mir ein in Grün gebundenes Büchlein überreichte, auf welchem „Tagebuch" gedruckt stand.

„Reinhard," sprach er mit bewegter Stimme, indem er mit der Rechten mein Kinn aufrichtete und mir tief in die Augen schaute, „du wirst nun bald das sichere Ufer deines elterlichen Hauses verlassen und dich auf den Ozean des bewegten Lebens begeben. Die Welt ist groß, ist reich an Freuden wie an Leiden. Niemand sagt dir, wie die Würfel fallen. Das weiß nur Gott allein. Uns rüsten, das ist unser Werk . . ."

„Hier übergebe ich dir ein Tagebuch," fuhr er fort, „einen Talisman, auf dem deines Vaters und deiner Mutter Segen ruht. Leg' deine Seele in dies Buch. Laß alles, was du hörst, liest, selbst erlebst und der Bewahrung wert erachtest, nicht als Splitter

und Späne unbeachtet unter den Tisch und auf die Erde fallen, wo es zertreten und vergessen wird, nein, heb es auf, sammle es und birg es als ein unverlierbar Erntegut in die Scheuern dieses Büchleins. Wird's dir einmal zu lärmend und zu heiß in der Welt, in deinem Tagebuch rauscht dir ein kühler Schattenhain, in welchem du allzeit mit dir allein wandelst, ganz allein. Nagen Anfechtung, Zweifel, Unsicherheit an deiner Seele, hast du dein Selbst aus den Augen verloren, hier findest du es wieder, und wie aus einem kristallenen Spiegel strahlt dir aus diesem Buch dein eigen Antlitz, dein gewordener und dein werdender Mensch entgegen."

... Und später einmal, an einem Neujahrstage, sagte mein Vater, den Blick in sein vor ihm aufgeschlagenes Tagebuch gesenkt: „Vor diesem Buche haben wir wie vor einem unsichtbaren, unbestechlichen Richter an Tagen, wie dem heutigen, Rechnung abzulegen über alles, was wir taten und unterließen. Glaube mir, Reinhard, ein Mensch ohne Tagebuch ist wie ein Kaufmann ohne Hauptbuch, der den Überblick über seinen Geschäftsstand verliert." — —

Das kleine grüne Büchlein war fruchtbar und mehrte sich. Eine stattliche Reihe von Tagebüchern füllt mein Regal, und nicht um alle Millionen der Erde gäbe ich sie hin, denn wer möchte seine Seele verkaufen.

— — In diesen Büchern blätterte ich dieser Tage, und der Werdegang meines inneren Menschen stand in voller Leiblichkeit vor mir.

Ja, ich war ein Gottsucher. Ich habe wohl zu-

zeiten in der Leitung meines Geschicks eine göttliche Vorsehung verspürt, habe im Wunderbau der Schöpfung, in der Ordnung ihrer ewigen Gesetze die Wirksamkeit eines Schöpfers erkennen können, aber in meine Nähe, in mein volles Bewußtsein ist Gott nicht getreten, lebendiger Mittelpunkt meiner Weltanschauung ist er nicht geworden... Hineingestellt mit allen Menschen in den Zwiespalt zwischen der idealen Sehnsucht nach dem Glück der Vollkommenheit und den Irrtümern und Schwächen der menschlichen Natur und gehemmt, abgelenkt, hin und her gerissen von dem Heer der kleinen Wirklichkeiten des Alltags, bedrängte es mich in meinen stillen Stunden seit langem, etwas Festes, Unwankbares zu gewinnen, auf das ich in allen Lagen meines Lebens einen sicheren Verlaß hätte, eine Hand, einen Kompaß, ein Steuer, das mein Schiff über die tanzenden Wellen hinwegführe, auch wenn die Sterne hinter Wolken ihr Haupt verhüllten.

Sie werden mir glauben, Teuerster, daß es mir nie genügte, mit der urteilslosen Menge meinen Seelenhunger an den wie Brocken oder gar Trebern hingeworfenen kleinen Zerstreuungen und Bietungen des äußeren Lebens zu sättigen, wie ein Tropfen im Wasserfall von einer Felsklippe zur anderen blindlings ins Dunkel hinabzustürzen. Ich habe Zeiten gehabt, wo ich das zu tun anfing, was ich wahre Menschen tun sah: ich unterwarf mein innerstes Ich der rücksichtslosesten Kontrolle, beobachtete mich wie einer, der sich selbst zum Problem, zum Gegenstand einer psychologischen Untersuchung geworden ist, und legte mir sogar in Tolstoischer Art Beichten ab, einem Kran-

ken ähnlich, der dauernd mit der Hand am Puls liegt und seine Herzschläge behorcht... Tausende von Büchern habe ich gelesen, war bald in der Gefolgschaft dieses, bald jenes Philosophen, Gelehrten, Lebenskünstlers. Ein neuer Name, kaum von den Lippen der Menschen erklungen, scharte mich in seine Nähe, immer in der stillen Hoffnung, bei ihm zu finden, was ich suchte: eine Lehre, die mir einen sicheren Ankerplatz böte, von dem aus ich alle Stürme ruhig über mich dahinbrausen und selbst in dunklen Tagen die Rätsel des Lebens wie klare Lichter brennen sähe...

Aber so gründlich ich mich auch in die Systeme und Lebensgeschichten der großen Menschen vertiefte, um bei ihnen zu finden, was ich suchte, immer deutlicher erkannte ich, daß die hypothetische Weisheit der Weltweisen, oft mit soviel Emphase und Schellengeklingel in die Welt hinausposaunt und von ihrer Begleitschaft in den Himmel erhoben, nur Gedankenreihen boten, die oft genug künstlich gefolgerte Schlußsätze aus Prämissen, aus Vordersätzen waren, die sie selber nicht gesetzt haben, und daß diese Weisen wie Athleten einer auf des anderen Schulter steht, während der Boden, auf dem sie alle stehen, die allen gemeinsamen Grundbegriffe des menschlichen Denkens, nicht von ihnen selbst, sondern von einer unsichtbaren höheren Hand untergelegt sind...

Und verglich ich ihr Leben mit ihrer Lehre, wie oft mußte ich mich fragen: Waren sie, die andere beglücken wollten, denn selber glückliche Menschen? Waren sie edler und zufriedener? Spielte nicht in ihrer Daseinsform, in ihren wissenschaftlichen Systemen

und Theorien die ihnen angeborene Eigenart, Zeit und Umstände ihrer Umgebung eine bestimmende Rolle — Zufälle, die bei mir nicht zutrafen? Mußte es mich nicht erschüttern, wenn ich las, daß ein berühmter Philosoph, der sich vom Katheder herab vor seinen Hörern über den Begriff Tod in den erhabensten, fortreißendsten Wendungen zu ergehen wußte, aus Angst vor der Cholera, vor dem Medusenblick des Todes zusammengeschauert, seine Fahrt in die Grube beschleunigt hatte?

Ich kam nicht zur Ruhe. Mein Sehnen nach dem lebendigen Gott, dessen ich nicht nur durch abstrakte Begriffe, sondern auf dem Wege der Erfahrung, des Lebens gewiß würde, ward nicht gestillt.

Und nun mit einemmal flutete ein breiter Strahlenkegel über meine Bahn. Das Gesangbuch meiner Mutter hat wie eine Sonne den letzten Fetzen Nacht zerrissen und mich mit vollem, ungehemmten, starken, heiteren Leben überschüttet... Der Tod schreckt mich nicht. Wenn der Bau vollendet, wird das Gerüst abgebrochen, kann es anders sein? Wir wissen es beide, wie leicht und einfach das klingt, und doch, aus einem inneren, starken Leben herausgesprochen, hat es Sinn und Kraft.

Diogenes.

Juni 1914.

Ein wundervoller Junitag glänzt hernieder. Ich sitze an meinem Lieblingsplatz, im schattigen Rondell, am Ausgang einer der langen Alleen, die an meinem Schlößchen wie im Paradeschritt vorüberziehen. Die Linden blühen. In den hohen Zweigen über mir ein Schwirren und Summen wie fernes Meeresbranden. Es wird dort oben Hochzeit gefeiert, der süße Met fließt in Strömen, die Hochzeitsgäste taumeln aus und ein. In dem Gezweige unter ihnen sitzen die Musikanten mit ihren Pauken und Trompeten, und zu meinen Füßen im Wiesental streichen die Grillen wie toll ihre Geigen.

Auch mein Pirol hat sich eingefunden und schaukelt sich unmittelbar über meinem Haupte auf einem Lindenzweig. —

Es war in den Pfingsttagen, in der großen Hochzeitswoche der gefiederten Nordländer, als ich seiner zuerst im Rondell über mir ansichtig wurde. Das scheue, mißtrauische Tier, das mit seiner Familie im Eichenwäldchen hinter dem Schlößchen in der höchsten Gabelung einer Eiche wohnt, ist mir, nach und nach vertraulich geworden, immer näher gerückt und hat mein Ohr manche Stunde mit seinen Flötensoli entzückt. — Ach, es war reizend, als er sich mir damals zum erstenmal mit seiner jungen Gattin im Hochzeitsstaat präsentierte, er im glänzend schwarzen Frack mit goldgelber Weste und hellgrauen Stiefel-

chen an den Füßen, sie in grün und gelb gestreifter Seide mit schneeweißem Brustlatz.

— — Und nun bitte ich euch, meine kleinen lustigen Musikanten, spielt mir auf, trompetet, geigt, flötet, harft! Eure Töne sollen schmetternd die begeisterte Hymne begleiten, die mein Freund Zieten dem Diogenes, einem der Großen dieser Erde, gesungen hat.

❧

Zieten trat nämlich gestern bei mir ein und legte mir ein Schriftstück in die Hand, das die Aufschrift trägt: „Apologie des Diogenes. Lob- und Weihrede zur Inthronisierung eines neuen Heiligen und Aufnahme desselben in die Großloge der Ragenden Geister." „Eine wissenschaftliche Rechtfertigung meiner neulichen These," sagte er erklärend, „daß die Welt imstande ist, durch methodisch angelegte Verdrehung aller Tatbestände, durch Heuchelei, Hohn und Spott, ganze Völker, Rassen, Geschlechter und Einzelmenschen mit dem Makel der Minderwertigkeit zu behaften. — Stellen Sie sich vor," fügte er beim Abschied hinzu, „ich hätte diese Rede auf Diogenes in einer stillen, nächtlichen Stunde vor einem Weltkongreß gehalten, zu dem sich alle großen Geister der früheren und gegenwärtigen Menschheit auf meine Einladung hin in meiner Wohnklause eingefunden." — —

Ich sende euch hier die Abschrift.

Der Redner beginnt:

„Ich danke euch, erhabene Männer und Frauen, Genossen der geistigen Internationale und Ritter der Weltbrüderschaft, daß ihr eure fürstlichen Thronsessel

verlassen und in meiner schlichten Klause, auf meinem Roßhaarsofa und den fünf Rohrstühlen, dem einzigen Hüttenschmuck meines nach Befreiung von der Materie ringenden Geistes, Platz zu nehmen geruhtet und mir nun euer morgenrötiges Angesicht zugewandt habt — mir, der ich im Begriff stehe, eurem Ruhmesfirmament einen neuen Stern erster Größe anzuheften, indem ich mit trotzig zugreifender Hand einen Mann aus dem Staube hebe und eurer Edelgemeinschaft zugeselle, den die jammervoll verlogene Welt seit Jahrtausenden kalten Blutes in den schmutzigsten Kot der Verleumdung hinabgehöhnt hat.

Gestattet mir, große Geister, daß ich im Beginne meiner Rede die Straße des Alltags verlasse und, hinter den Schleiern eines Traumbildes verborgen, euch Unsterblichen künde, was eines Nachgeborenen Zunge von einem der eurigen zu künden weiß.

Ich weilte in der letzten Nacht im Lande der Träume.

Ich weiß, wie du, mein Homer, mein Theokrit, mein Sophokles und ihr anderen Größen aus der Antike, über die Träume dachtet, daß ihr sie Heilige riefet, die Morpheus aus den Lauben der Seligen führte, damit sie die Sterblichen durch das Land der Schatten geleiteten. Manche von euch, versammelte Geister, hielten die Träume in hohen Ehren, nannten sie Lichtraketen im Dunkelland, Zauberer im Wünschereich, Verwandlungskünstler, Siebenmeilenstiefler, von Seufzern und Tränen herbeigeschleppte Balsamkrämer, Monologe Schlaftrunkener, Intermezzos in der Langeweile der Nacht, Jakobsleitern — andere, ihnen min-

der hold, nannten sie Sodomsäpfel, Früchte ohne Saft, Schalen ohne Kern, Ängstiger, Enttäuscher, Schäume, Sumpfperlen, Beisitzer im Gerichtssaal des Gewissens, Nachtsirenen.

Doch wohin auch die wogende Schlacht der Gedanken sich neige, und ob man wähne, die Traumdramen spielten sich auf der Schaubühne der hochgewölbten Nacht ab oder erst kurz vor dem Verlassen derselben, daß der erwachende Geist, gleichsam auf der Schwelle sich noch einmal umschauend, die Traumbilder wie im Fluge noch erhasche: immer sind Träume die Schattenrisse der Wirklichkeit, Nachklänge aus dem tönenden Leben, sind Eindrücke, Gefühle, Ereignisse das Garn, aus dem die fessellose Phantasie ihre bunten Teppiche webt.

— — Während die Schatten der letzten Nacht meine Lider bedeckten, stieg ein Riesenbau vor mir auf, der über seinem Eingang die Inschrift trug: Pantheon der Genügsamkeit.

Ich trat ein. Lange, kuppelüberwölbte Hallenreihen, mit deren Dämmerlicht sich die leuchtende Schneeweiße lebensgroßer Marmorgestalten mischte, nahmen mich auf. Die Statuen standen gruppenweise gepaart nebeneinander, zu beiden Seiten der breiten Hallengänge. Da Homer und Vergil, Epaminondas und der Alte Fritz, Gustav Adolf und Kaiser Wilhelm I., Kolumbus und Kant, da Palestrina und Bach, Schiller und Rousseau, die heilige Elisabeth und Elisabeth Fry, Maria Theresia und Königin Luise.

In eine Rotunde einbiegend, von der wieder neue Hallenreihen ausstrahlten, ward mein Auge angezogen

von einem Statuenpaar, deren Namen ich kopfschüttelnd am Sockel las. Während ich noch sinnend dastand, durchzitterte mich plötzlich ein leises Beben, eine Art von nervöser Erregung, wie sie die Vorstellung, daß jemand unerwartet hinter uns getreten und sich uns nähere, zu erwecken pflegt, und als ich mich umwandte, erblickte ich einen Mann in dem wallenden Kleid eines griechischen Tempelführers.

‚Diogenes und Franz von Assisi', sagte er, seinen Führerstab auf die beiden Standbilder richtend. ‚Du wirst erstaunt sein über die Zusammenstellung zweier durch Zeit und Art so weit voneinander getrennter Geister, daß sie den einen Atemzug, mit dem man sie zusammen nennt, fast zu spalten drohen — und doch wohnen sie im Palast der Genügsamkeit Kammer an Kammer.'

Als ich meine Verwunderung darüber aussprach und ihn fragend anblickte, fuhr er fort: ‚Beide waren Männer, die wußten, was sie wollten, und an das Gewollte ihr Leben setzten — beide glückliche Erdenpilger, die ihre Seligkeit in ihren Idealen fanden, die der eine in der nüchternen Sprache antiker Denker, der andere in dem begeisterten Hymnenton seiner heimischen Troubadoure feierte —, beide achteten den Ruhm der Welt gering, denn die innere Zustimmung stand ihnen höher als der klatschende Beifall der Menge. — Beide waren sie tapfere Streiter gegen ihr selbstsüchtiges Ich, um mit dem überwundenen andere zu überwinden — beide verschmähten den Besitz und wählten sich die Armut zu ihrer Herrin — beide waren hagerer Gestalt und abgezehrt im Dienst der Tugend, sie be-

kämpften im Leibe einen Gegner: Diogenes mit den Waffen seiner asketischen Philosophenschule, der andere mit der Sehnsucht nach Umwandlung in die Lichtgestalt seines himmlischen Königs — beiden lag das flammende Wort wie ein gezücktes Schwert in der Hand des Geistes, und doch verschmähten sie, Volksredner, Volkslakaien zu sein, sondern blieben freie Männer, die ihr Beispiel für wertvoller hielten als alle erkünstelten Worte — beide waren für eine Omniarchie, wenn ihnen auch der Herrscher in diesem übervölkischen Universalreich ein verschiedener war: Diogenes war sozialpolitischer, Franz von Assisi religiöser Kosmopolit; jener, sich an die Erde klammernd, fand im ‚Weltbürgertum' die menschheitserlösende Gedankenformel, dieser sah den Himmel offen und hinter allen Dogmenkirchen die strahlende Gewißheit der einen christlichen Gemeinschaft — beide fürchteten sich nicht vor dem Tode, nein, sie waren frohe Lebensbejaher, die Abgelebtes mit neuem Leben füllen wollten, damit der Blütenstock ihrer entblätterten Zeit in neuen Säften strotze.'

‚Aber nun kommt der Kreuzweg,' fuhr der Führer fort, ein wenig vornübergeneigt wie einer, der zu neuer Rede ausholt, ‚nun scheiden sich ihre Straßen.

Daß sich in beiden einseitig die sittliche Energie konzentrierte, reizte die Spötter der Mitwelt: sie wurden geschmäht, verhöhnt, verlacht, aber beide hielten, in Athen und Assisi, das Lachen der Welt für das Kreischen eines Kindes, das einem Weisen nachschreit. Als aber Franz von Assisi ein Heiliger wurde der Protestanten und der Katholiken — denn er war

beides: ein Kutten- und ein Kulturträger —, als die weltkluge katholische Kirche ihn kanonisierte, ob sie ihn gleich kaum mehr liebte als den verketzerten Petrus Waldus, da entzog sein Heiligenschein der Spottlaune der Welt das Öl. Diogenes dagegen läuft noch immer umher, mit dem Fluch der Lächerlichkeit beladen, er wandelt im Kot der Verachtung einer ganzen Welt, und wo Spötter beisammen sitzen, wird sein ehrlicher Name wie ein seichter Witz belacht.'

— — ‚Das hast du um die Menschheit nicht verdient, Diogenes', rief ich aus, als ich erwachte und das Traumbild verschwunden war, und ich setzte mich und schrieb, was ich hier rede:

Dein Leben zeugt für dich, großer Diogenes! Es war nicht deine Schuld, daß dein Vater, ein Falschmünzer, dich zum Gehilfen machte und als ihn das Gefängnis umschloß, dich, den ungereiften Jüngling, aus deiner Heimatstadt Sinope am Schwarzen Meer in die kalte Fremde trieb.

Aber der Verkehr mit Sokrates und dem rauhen Zyniker Antisthenes war deine Rettung. Die Philosophie machte dich zum Menschen; sie setzte fort in dir, was die frommen Regungen der Religion in dir begonnen hatten. Denn kaum in Griechenland gelandet, lenktest du deine Schritte zum delphischen Heiligtum. Du standest dort in Ehrfurcht vor dem goldenen Standbild des Apollo, des Ferntreffers und Allsehers, hinter dessen keuschumwölkter Stirn die Offenbarungen des Ewigen thronten. Du horchtest auf den Murmellaut der Pythia, der jungfräulichen Prie-

sterin, die auf ihrem goldenen Dreifuß unter dem schirmenden Flügel des Gottes Göttliches kündete, und auf die Orakelsprüche, die das Kardinalskollegium der Priester geflügelt über den Erdball sandte. Du bestauntest den redenden Marmor, die strotzende Kraft der dorischen Säulen und die Kunst der Bildner, die der pythische Gott selbst mit Sehergabe beseelt zu haben schien. Mit welch inbrünstiger Andacht schautest du in der Eingangshalle des Tempels hinauf zu den sechs mantischen Sprüchen, die dort geschrieben standen: ‚Du bist!‘ ‚Gott die Ehre!‘ ‚Auf die Münze präge den eigenen Stempel!‘ ‚Erkenne dich selbst!‘ ‚Nichts über das Maß!‘ ‚Gelöbnis ist Unglück!‘

Wie vom Gott selbst gesprochen, blickten diese sechs seherischen Worte auf dich herab, heilige Schauer durchglühten deine Seele — und als du von Delphi Abschied nahmst, schoß wie eine Frühlingsblume in deinem Herzen die Erkenntnis auf, daß jeder Mensch sein delphisches Orakel in seiner Brust trage. Und du nahmst deinen Griffel und fügtest an den Wänden deines inneren Tempels den sechs Sprüchen des Gottes die beiden hinzu: ‚Ich will‘ und ‚Ich will nicht.‘ Sie sollten fortan deinen Geist stärken, ihn inspirieren, ihn ermuntern zum Guten und vor dem Bösen warnen. ‚Wer dieser beiden Worte Herr ist,‘ sprachst du bei dir, ‚ist Herr seiner selbst und seines Glückes eigener Schmied. Er hat seine fünf Sinne als seine fünf Ratgeber bei sich, und nichts ficht ihn an.‘ Es war dir zur Klarheit geworden, daß den Wert der Persönlichkeit nicht das Wissen, sondern das Wollen bestimmt, und dein Erzieher-Meisterspruch lautete fort-

an: ‚Lehrt die Menschen wollen, was sie sollen, so lernen sie können, was sie wollen!‘ Dein ganzes Leben ward fortan ein einziger Kampf, ein einziger Exerzierplatz des Willens, ein in Praxis umgesetzter Beweis deiner These: ‚Durch Übung wird auch das Schwerste leicht.‘

Mit welcher Würde hast du, mein Diogenes, als du auf einer Meerfahrt von Seeräubern ergriffen, nach Korinth als Sklave verkauft wardst, deine Sklavenketten, dies Brandmal der antiken Welt, getragen. Wärest du der verlotterte, übelriechende Tonnenmensch gewesen, den dir Jahrtausende nachriefen, hätte dich wohl der reiche Xeniades in Korinth als Sklaven gekauft und dich als Erzieher seiner Kinder in sein vornehmes Haus aufgenommen, wo man dir mit der höchsten Achtung begegnete? Und diese Achtung erhöht noch die Erwägung, daß Xeniades sicherlich kein Teilnehmer deiner philosophischen und sozialpolitischen Ansichten war, der du als der erste folgerechte Kommunist des Altertums Staat, Familie, Ehe, Geld, Besitz rückhaltlos verwarfst. Gewiß, das war eine Utopie, denn wer könnte sich der Einsicht verschließen, daß Verwerfung des Eigentums Verzicht auf Kultur und geistigen Fortschritt bedeute. Aber dennoch kann ich dir selbst in diesem Stück meine Bewunderung nicht versagen. Du warst Kommunist nicht aus eitler Gier nach Ruhm und Namensschall, nicht aus Broterwerb, nicht vom Flügelschlag der Hoffnung gehoben, daß du, indem du anderen den Besitz nähmest, durch Mitgenuß an dem Genommenen deinen eigenen vermehrtest — nein, du dachtest nicht an dich, fingst mit der Besitzent-

sagung bei dir selber an und hattest nur das Heil der anderen im Auge.

Und nicht nur wir Männer, auch ihr Frauen solltet seinen hageren Scheitel umkränzen, denn er war der erste aller Weisen, der den Frauen in allen Stücken die gleichen Rechte, auch die politischen, zuerkannte.

Daß die Zahl deiner Jünger, mein Diogenes, nur klein blieb, ist begreiflich. Wenn man, wie du, über seinen Leib einen dauernden Belagerungszustand verhängt, in eine Art Gliederstreik gegen den allmächtigen Selbstherrscher Magen eingetreten ist, ihn aushungern will, ihn eine Charybdis nennt und den Gaumen vielleicht für die entsprechende Szylla hält, so bleiben sicherlich die meisten Speisen dieser gefahrvollen Meerenge fern — und das lockte gewiß auch damals nur wenige in deine Gefolgschaft. Denn seinen Magen die Sprache seines Kopfes lehren, ist nicht jedermanns Sache. Uns aber, deinen Freunden, die wir dich kennen, sind deine Diätkuren und Hungerexperimente ebensoviele Beweise dafür, mit welchem Ernst du deine Philosophie als Lebenskunst betriebst und zuletzt deinen Willen meistern lerntest, wie ein Harfner sein Instrument.

Wie oft, Diogenes, wenn das große Entsage! seine Schatten auch auf meine Bahn warf, standest du in deiner sicheren Größe vor mir und erwärmtest mich mit deinem inneren Feuer. Nichts erschütterte dich. Du durchquertest nach Platons schönem Wort auf dem zerbrechlichen Fahrzeug der menschlichen Meinung den Ozean des Lebens, bis du hochbetagt starbst.

Die Welt sprach von Cholera, die dich erwürgt habe, als du ‚an einem noch blutigen Ochsenfuß genagt'. Die alberne Welt faselte. Man fand dich, den Neunzigjährigen, der bis zum letzten Tage Herr seines klaren Geistes blieb, eines Morgens tot daliegen, den Mantel, wie bei deinem Meister Sokrates, über das bleiche, friedliche Antlitz gezogen. Nichts verriet den Kampf mit dem letzten Feind. Als du das enge Gittertor des Lebens verließest, breitete sich über dich der Abglanz einer stillen, inneren Freude, mit der du auf deine schuldige Jugend und auf die Sühne in einem langen Leben voll Tatkraft zurückblicktest. Um dein totes Haupt schimmerte noch der Siegerkranz der Überwinder, den nur das gute Gewissen reicht.

Und dies Gefühl beseelte auch die Korinther. Die ganze Stadt begleitete dich auf deinem letzten Gange und ehrte dich später durch ein Grabmal.

❧

So, mein Diogenes, nun habe ich dich reingewaschen, armer Mohr. Ich war's dir schuldig. Ich schloß in jungen Jahren schon den Seelenbund mit dir, und geschlossene Bündnisse muß man halten. Wenn die unmündige Welt reif geworden, daß sie sich, des Halfters ledig, weder zur Begeisterung noch zur Verachtung gängeln läßt, wenn sie erst weiß, daß Genügsamkeit eine Dauertat des Willens und Willenskraft allein auch des stärksten Volkes Erhalter ist, werden dich viele noch, gleich mir, Freund und Bruder nennen.

Euch aber, anwesende Geister, erhabenster Gerichtshof der Menschlichkeit, bitte ich, eurer Zustimmung gewiß, um die Erlaubnis, an dem Gedächtnis des Diogenes einen Kranz niederlegen zu dürfen, der die Inschrift trägt: ‚Unsterbliche sind, die Unsterbliches sannen.'"

Im Bett.

Juli 1914.

Ich liege im Bett und bin damit an der letzten Haltestelle eingetroffen. Wenn ich das Endziel meiner Reise erreicht habe, werde ich an einer stillen Herberge vorfahren, die ich nicht wieder verlasse. Das verhehle ich mir nicht. Mein Wagen rollt mit unbarmherziger Notwendigkeit dem Abgrund zu, daran ist nichts zu ändern, und sich in Unabänderliches zu fügen, ist nicht Schwäche, sondern nach dem übereinstimmenden Urteil aller Weisen ein Zeichen innerer Stärke. Geduld ist kein Zustand, sondern eine Tat, eine andauernde Willenstat, bei der man nicht ermüdet, eine Kette von Beweisen für die Stärke unseres Geistes.

Ich habe mir vorgenommen, den Postreisenden früherer Tage zu gleichen, die mit jeder zurückgelegten Station nicht unwirscher, launiger, erbitterter wurden, sondern sich immer heiterer und erwartungsvoller ihrem

Reiseziele näherten, von dem sie wußten, daß es sie nach mühevoller Fahrt mit ausgebreiteten Armen umfangen würde.

„Wer sich auf ein langes Lager streckt," sagte mein Vater einmal, „muß versuchen, sich in seiner Bettwiege zurechtzuwühlen, bis er sich sagen kann: ‚So, nun liege ich bequem.' Die Hauptsache bleibt immer," meinte er, „daß wir den rechten archimedischen Punkt gefunden haben, von dem aus wir auch die neue Welt, in die wir als Leidende eingetreten sind, aus den Angeln heben können, damit wir, so oft uns danach verlange, aus den Luken unserer schwebenden Arche den lichten, blauen Himmel über uns erblicken."

Ich habe mich mit dem festen Entschluß niedergelegt, Herr meines Bettes zu bleiben, und nicht sein mürrischer Sklave zu werden.

Kranke sollen oft eigensüchtig und herrisch sein, ich will es nicht sein, will meinen kranken Leib wie einen treuen Freund, den ich nicht undankbar von mir stoße, bei mir behalten und will die Welt da draußen für einen entlassenen Diener nehmen, ohne deshalb meinem Geiste zu wehren, mit Anteilnahme alles, was da draußen vor sich geht, zu verfolgen. — — Das will ich, und mein Wille befiehlt mir: Sei auch als Bettgast glücklich! Du kannst es sein, denn das Glücksgefühl hängt immer aufs engste mit der Bestimmung zusammen, die wir unserem Leben oder einem Abschnitt desselben geben. Was das Kind beglückte, mißfällt oft dem Manne. Dieselbe Erinnerung kann dem einen Sturm, dem anderen Zephyr sein. Ich will getrost mein vergangenes Leben als

treuen Gesellschafter bei mir behalten, er wird mir von mancher Stunde erzählen, die mir wert zu sein scheint, erlebt zu sein.

Daß mein Geist bis zuletzt klaren Auges verbleibe, ist einer meiner Herzenswünsche.

Juli 1914.

Die arme Sophie! Sie kann sich in das Unvermeidliche nicht finden. Seit ich im Bett liege, steht sie meinem Leiden ratlos gegenüber.

Wie munter war ihr Geist, als wir vor einem Jahr hier einzogen; sie hatte, wie Wagner im „Faust", immer eine Frage auf den Lippen. Und dann ihre Küche! Alle Fontänen ihrer Kochkunst ließ sie springen, um dem kranken Rosenstock neues Blut einzupfropfen, und seit einer meiner Berliner Hausgäste die Äußerung hatte fallen lassen, ein guter Ehemann müsse alle dampfenden Schüsseln als ein Gnadengeschenk aus den Händen seiner Gattin entgegennehmen, wurde sie nicht müde, jeder Tafel eine eingehende Speisefolgeberatung voraufgehen zu lassen, und konnte mich geradezu mit der Frage quälen, ob dieses oder jenes Gewürz an einem meiner holsteinischen Leibgerichte oder eine der bekannten sieben Zutaten zur Hamburger Aalsuppe, die sie wie eine Schullektion an den Fingern herzählte, etwa Thymian oder Salbei, meinem kranken Halse auch dienlich sei...

Als ich ihr gestern, wohl ein wenig hastig, die Zeitungen aus der Hand nahm, da ich auf die neuesten Nachrichten aus Österreich brannte, wo der Vulkan

wildesten Völkerhasses bereits die ersten schwarzen Rauchsäulen in den Weltenhimmel schleuderte, und den erstaunten Blick der Alten auffing, sagte ich zu ihr: „Wir müssen in der Lage, in der ich mich befinde, uns selbst in die Flucht des Geschehens einordnen, wenn wir nicht abseits und auf den Posten eines bloßen Beobachters gedrängt werden wollen, und das wäre kein Leben mehr ... Nein, Sophie," fuhr ich fort, „so lange wir atmen, dürfen wir die Bewegungen des Lebens nicht aus den Augen verlieren, ohne uns deshalb von dem Ernst unserer Lage abzulenken. Hat doch Jesus selbst noch vom Kreuz herab an die leibliche Zukunft seiner Mutter gedacht, als er sie an Johannes wies."

Ich hatte gehofft, mit diesem ihr naheliegenden Beweisgrund bei ihr Eingang zu finden, aber sie sah mich verständnislos an, ich hätte ebensogut lateinisch mit ihr reden können. Sie mißtraut meiner heiteren Gefaßtheit, und ohne ein Wort der Erwiderung ging sie hinaus.

Mein Schulhoraz.

Juli 1914.

Mich verlangte heute morgen nach meinem Schulhoraz, dem vieljährigen Partner meines Berliner Schulkatheders.

Ich liebe Horaz, die gedämpften Akkorde seiner

Laute, die feinsinnige Selbstkritik und Seelenmalerei seiner römischen Zeitgenossen, herausgeboren aus der Weltanschauung des reiferen Alters, das die Leidenschaften hinter sich und den Tod vor sich hat. Wie oft habe ich an der Hand der ruhig abgeklärten Weisheit dieses Kaiserlich Augusteischen Hofpoeten meinen Jünglingen „die ruhige Glätte des Gemüts“, Besonnenheit, Maß, die „aurea mediocritas“, die goldene Mittellinie, angepriesen.

— — Ich schlage ihn also auf, und wie ein Vogel flattert mir die Ode entgegen: „Eheu fugaces, Postume, Postume...“

„Ach, wie flüchtig, mein Postumus, verrinnen die Jahre“:

„Selbst Götterehrfurcht schaffet nicht Zögerung den Runzeln,
Noch dem Andrang des Alters, noch der Gewalt des Todes.
Nicht die 300 Stiere, die du jeden Tag dem harten Pluto opfertest...“

Ein Stück Jugendland blitzte vor mir auf — eine Stunde aus meiner Lübecker Schulzeit. Diese Ode war die erste, die ich, der Siebzehnjährige, meinem Gedächtnismagazin als Dauerware einzuspeichern hatte.

Wie mir die sechs horazischen Verse von den Lippen flogen! Mit Pathos und Pose eines damals beliebten Schauspielers, meiner strömenden Begeisterung dann und wann durch einen Blick in den Spiegel neue Quellen erschließend, deklamierte ich die Ode,

sprach, sang, säuselte, flötete, donnerte sie, daß die Scheiben klirrten und die alten Möbelstücke meiner Primanerbude erzitterten. — — Da half kein Sichzieren, Weigern, Entfliehen, sie mußten mir alle unter das schallende Wort: die beiden Pensionsmädchen, der Postbote, der mir Geld brachte, der Haarkünstler, der sich um meinen ersten Lippenflaum bemühte, der Gehilfe in dem benachbarten Krämerladen und sogar meine halbtaube Wirtin mit den Papilloten an den Schläfen, sie mußten alle zu mir herein, mußten lauschen und mich mit großen Augen anstaunen... Ich war hingerissen, ich selbst am meisten. — — Ich habe mich später wohl gefragt: „Worin lag denn für mich der Reiz dieser Ode?" Hatten's die fließenden Dichterverse mir angetan? Oder die respektvolle Ehrfurcht, mit der unser Lehrer, ein alter Ribbekkianer, der ganze Oden skalpierte und oft um die Hälfte ihrer Glieder beraubte, vor dieser Ode sein kritisches Messer in der Scheide ließ?

O, ich weiß es jetzt. Noch nie erschien mir mein Horaz in solcher Beleuchtung, noch nie in meinem Leben stieg die geradezu welt- und kulturgeschichtliche Bedeutung dieser berühmten Ode in solcher lichtvollen Klarheit vor mir auf.

Es war der wehmütig hoffnungslose Ausblick, mit dem die Ode endet, der tragische Seufzer, der Aufschrei der antiken Welt über die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, der mir in die Seele schnitt:

Unaufhaltsam rollen die Jahre dahin.

Nichts hält sie zurück, nicht Gebet, nicht Opfer, nicht Vorsicht.

„Umsonst entziehen wir uns dem blutigen Mars
Und den wildstürmenden Fluten der Adria.
Du mußt Feld und Haus und dein geliebtes Weib
verlassen.
Dann wird von den Bäumen, die du pflanztest,
Außer Grabzypressen, keiner dem kurzen Besitzer folgen.
Dann trinkt ein klügerer Erbe deinen Caecuberwein,
Den du hinter hundert Riegeln verschlossen hieltest,
Und netzt stolz den Estrich mit dem köstlichen Naß,
Wie es kein priesterlich Mahl beschert.“ ...

Hier endet das Lied. Die Saiten springen. Die schlagende Hand greift ins Leere.

Mehr Licht! Der antike Mensch hatte keins. Auch Horaz nicht. Auch Augustus nicht. Wenn einer dahingegangen, von dannen keine Wiederkehr, dann trinkt ein anderer seinen Wein und kühlt sich im Schatten seiner von ihm gepflanzten Bäume, indes er, der Eigner, in die Weite zog ... Und wohin? Um den Hades schleicht trägen Wassers der dunkle Kozytus, der Tränenstrom, und harrt seiner. Charon fährt ihn hinüber, und ewig erlösungslos, ohne Rast und Ruhe, schieben und drängen sich die schwebenden Schatten im grauenvollen Dämmer dahin ... Wie sich die Blutlosen nach dem roten Saft des Lebens sehnen, sich auf den Odysseus stürzen, als er mit einer Schale Bluts zu den stygischen Gefilden hinabstieg, um den Seher Tiresias zu befragen — selbst der eigenen Mutter widerstand der Sohn mit wehrender Hand.

— — Das ist der Tod ohne Hoffnung, das eiskalte, graue, gespenstische Nichts, das sich vor dem brennenden Auge des Sterbenden auftürmt. Darum klammerten sich die antiken Menschen mit allen Fasern ans sonnige, farbige Leben an. Wenn die Todesstunde nahte, weinten selbst die schlachtfrohen Helden wie kleine Kinder, die man ins Bett zerrt. Denn nun war alles dahin, und auf den Gräbern der Toten stand geschieben: „Ohne Hoffnung!" „Nicht geboren zu sein, ist der Wünsche größter, und wenn du lebst, ist's das beste, schnell wieder dahin zu gehen, woher du kamst."

— — Ich jammere nicht, ich beschleunige meinen Schritt nicht, und niemand zerrt mich. Ich fühle mich so ruhig, so voll sicherer Geborgenheit wie einst, wenn ich als Knabe durch den dunklen Abend schritt und des Vaters Hand in der meinen fühlte.

Zwei Musikanten.

Juli 1914.

In der letzten Nacht standen zwei Musikanten an meinem Bett: der Alte Fritz und Beethoven.

Wie die beiden dazu kamen, sich in meinem Schlößchen ein Stelldichein zu geben, ist meinem Nachdenken bald begreiflich geworden. Ihr wißt, daß ich als Geschichtler manche Stunde stillen Sammelfleißes dem Alten Fritz als Menschen und Philosophen zugewandt

habe, und was Beethoven mein Leben lang meiner Seele gewesen, ist euch nicht verborgen.

Bevor ich für immer ins Bett stieg, wollte ich mir zum Abschied von meinem Blüthnerflügel den zweiten Satz der Appassionata, dies wunderbar überirdische Stück, noch einmal spielen. In sanfter, runder Tonfülle quollen mir, wie einem Träumenden, die Akkorde dieser zwischen Leben und Jenseits webenden Musik entgegen. Aber als das Andante in das rasend erregte Finale hinüberleitete, als Hoffnung, Mut zur Sonne, Lebensfreude wie ein Sturmwind mit rauschenden Flügeln über meine ringende, aufhorchende Seele dahinbrausen sollten, versagte die Kraft. Meine abgemagerten Trommelschlegel von Fingern konnten die Noten nicht packen, die rollenden Perlen nicht aus den Tasten locken... Der Musikmeister in mir rief: „Vorwärts, frischer! Crescendo, crescendo!" Und die armen Finger kamen nicht von der Stelle, pusteten, stöhnten, lahmten, hinkten und brachen zuletzt zusammen... „Beethoven," wimmerten sie, „wir können nicht mehr." — Ich seufzte, legte leise, während meine Augen zum letztenmal über die weißen Tasten glitten, den Deckel auf und wandte mich traurig ab. Der Flügel war mein Lebensbegleiter durch all meine Freuden und Leiden, der immer bereite und beredte Gefährte meiner Einsamkeit.

Und der Alte Fritz? Die Flöte war seine „Passion", seine „treueste Begleiterin in Krieg und Frieden". Seine Seele schmolz bei manchem Adagio, das er, der nach außen oft kernig-spröde, zuweilen autokrate Mann, mit soviel innerer Empfindung, so „edler, rüh-

render Simplizität vortrug, daß man es selten ohne Tränen hörte". Ein Frühaufsteher, ging er oft, bevor die Kabinettsräte erschienen, flötenblasend im Zimmer auf und ab, wobei ihm wohl „die glücklichsten Einfälle kamen".

Als er nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges sein Quartett nach Breslau hatte kommen lassen und ein Stück mit ihnen blies, rief er entzückt aus: „Das schmeckt wie Zucker."

— — Die Jahre gingen.

Die schwache Leibeshülle, vom starken Geist zusammengeklammert, fing an abzubröckeln. Die Gicht, „das Gedenkmal langen Lagerlebens", saß ihm in den Gliedern. Die Finger wurden steif, die Zähne fingen an zu wanken. — Ja, die Zähne! Der König, der ganze Regimenter zu Krieg und Sieg geführt, hatte keine Macht über die 32 Grenadiere, die am Eingangstore zu unserem inneren Kasernenhof mit aufgepflanztem Bajonette stehen. Einer aus der Vorderreihe war desertiert, und als der König 1779, aus dem Winterquartier nach Potsdam zurückgekehrt, seine Flöte an die Lippen setzte, mochte er sie wenden und drehen, soviel er wollte, der Ton versagte. Da ließ der König alle seine Flöten einpacken und übergab sie seinem Kammerdiener.

„Mein lieber Benda," sagte er wehmütig, „ich habe meinen besten Freund verloren."

Der alte Benda sargte die Flöten schweigend ein und trug sie traurig hinaus.

— — Die beiden Musikanten sollen meine Trö-

ster und Lehrmeister sein. Ich will, was auch komme, meine sichere Ruhe bewahren, und von diesem Willen soll mich nichts ablenken.

Dummheiten.

Juli 1914.

Die ganze Nacht hörte ich den Regen ununterbrochen an die Scheiben peitschen und mit scharfen Sensen ins Gebüsch säbeln. Ich hatte in meinem Bett Zeit genug, mir einen kleinen Vortrag über den Regen als Erzieher zu halten.

Wir Nordischen danken unseren seelischen Gleichmut, unser Phlegma, zumteil der nassen Beharrlichkeit des Regens. Er erzieht uns zur Geduld, zum wortlosen Ertragen von Dingen, die nun einmal nicht zu ändern sind. Wer oft durch Nebel und Regen schreitet, wird hart gegen sich und widerstandsfähig gegen alle Unbill der Elemente wie der geistigen Mächte. Wir lernen auf die Natur achten, die auch still und sanft und in sich stark Wind und Wetter erträgt, sich zerren, treten, zerzausen läßt, und doch bricht sich ihre Güte immer wieder in Blüten und Früchten durch. Selbst wenn die Zeit des Blühens und Duftens vorüber ist, läßt sie sich, noch immer feierlich schön, gleich einem vom Ballfest heimkehrenden Mädchen, die letzten Blumen aus dem Haar nehmen,

als wollte sie sagen: „Der Tanz ist zu Ende, das Lied ist aus, nehmt hin, was ich noch habe."

— Einmal durch den klatschenden Regen in eine ruhig abwägende Stimmung versetzt, fing ich an, in meinem Lebensbuch zu blättern, und stieß auf das bekannte Kapitel, das „Dummheiten" überschrieben ist.

Angesichts des Todes schwindet alle Rechthaberei und Eitelkeit, die sich so gern entschuldigt, und so gestehe ich denn mit dem Freimut eines Augustin und Rousseau gern ein, daß ich in der letzten Nacht manche schwache Stunde meines Lebens aus den verborgensten Winkeln hervorkriechen sah. — Man hört zuweilen sagen: „Könnte ich mein Leben noch einmal leben, ich würde es, wie eine neubezogene Stube, ganz anders einrichten." Und nun fängt man an, sich künstlich ein Leben zurechtzukonstruieren, wie es hätte sein können und sollen, ohne Irrgänge, Täuschungen, Sehnsüchte, ohne Phantasien und Frühlingsstürme und all die anderen berauschenden, unruhvoll wogenden, schmerzlich süßen Begleiter unserer Kindheit und Jugend, ohne die Einschläge von Temperament, Heimat, Beruf... immer nur so geradeaus und ungehemmt vorwärts, als ob leben so viel hieße wie auf stählernen Schienen dahinrollen.

Gewiß, ich hätte vielleicht manche der Dummheiten, die ich in meinem Leben gemacht habe, vermeiden können, aber ich hätte dafür andere begangen. Denn wir Menschen stehen nun einmal immer mit dem einen Fuß in der Tugend und mit dem anderen in ihrem Widerspiel. Um dem einen Fehler auszuweichen, gerät man in das Garn des anderen. Man

will der Verschwendung steuern und läuft dem Geiz in den Rachen, fürchtet im Gedränge den Vordermann anzustoßen und tritt dem Hintermann auf die Zehe, will nicht als süßlich schmachtender Schwärmer dastehen und nimmt die finstere Miene eines mürrischen Alten an. Um nicht die Fäuste zu ballen, hält man die Hände offen, und es ist allezeit tabula rasa bei uns. Wer seine Galle nicht gern aus ihrem warmen Nest heraus und in sein stürmisches Blut hineinjagt, läuft Gefahr, daß er die Welt nach Belieben mit ihm schalten läßt.

Ich könnte diese Kette von Dummheiten gummihaft in die Länge ziehen, aber die angeführten genügen, mir das Bekenntnis zu erleichtern, daß ich Dummheiten in meinem Leben nicht vermieden habe.

Doch genug davon.

So wenig mich die Torheiten anderer erbosen, sollen mich die meinen in Harnisch bringen, denn nach Goethe und hundert anderen Stimmen der Weisheit geht's „nur durch Irrtum leise zur Wahrheit hinan", und man handelt vernünftig, wenn man sich mit Geschehenem als einem Unabänderlichen abfindet und alle Sorge darauf richtet, aus dem Erlebten Weisheit zu schöpfen und neue Torheiten zu vermeiden.

„Kamst du denn", fuhr der innere Redner in mir fort, „aus deinen Dummheiten dümmer heraus? Düngt man nicht mit unerfüllten Wünschen und begrabenen Hoffnungen den Ackerboden neuer Entschlüsse? Wenn ein Apfelbaum alle Knospen zur Reife triebe, wäre er nicht imstande, sie alle zu sättigen, und wir äßen nie einen saftigen Apfel."

„Ich meine doch," schloß er, „die bittersten Erfahrungen waren immer noch die wertvollsten, und noch nie hörte ich einen Menschen klagen, er habe sein Krankenlager schlechter verlassen, als er es bestiegen habe."

Die Seelentreppe.

Juli 1914.

Wenn mein barmherziger Samariter, die Diakonisse, des morgens meinen Hals und mein Zimmer in Ordnung gebracht, fange auch ich an, in meinem inneren Stübchen zu kramen und aufzuräumen, und wenn dann die Sonne in breiten Strahlen durch die hohen Fenster ins Zimmer flutet und Millionen von Goldstäubchen vor mir auf und ab tanzen, beflügelt sich mein Geist und ich greife zum Federkiel.

In solcher Stimmung beginne ich heute morgen damit, euch in einigen Briefen, oder besser einer kleinen Abhandlung, von meiner „Seelentreppe" zu schreiben, von der ihr zu hören wünscht — wie ich vermute, um sie auf ihre Haltbarkeit zu prüfen... Ich benenne so sechs Bücher, die, meiner Hand immer erreichbar, auf einem Stuhl neben meinem Bette liegen: ein Band Plato (wechselnd), Marc Aurels „Selbstbetrachtungen", Spinozas „Ethik", Fichte: „Anweisung zu einem seligen Leben", Goethes „Faust", und das Neue Testament.

Platos Apologie.

Der zum Tode verurteilte Sokrates spricht zu seinen Richtern: „Auch geziemt es, mit frohen Hoffnungen dem Tode entgegenzugehen und das eine für ausgemacht zu halten, daß es für den redlichen Mann, der auf dem Wege der Erkenntnis der Gottheit innezuwerden trachtete, kein Übel gibt, weder im Leben noch nach dem Tode, und daß seine Angelegenheiten nicht von den Göttern unbeachtet bleiben. So ist auch das, was mir jetzt widerfährt, keine Wirkung des Zufalls ...“

Auch Plato kennt, wie sein Meister Sokrates, keinen Zufall; die Gottheit, Gott, wirkt und fügt alles. Die Seele quillt diesem „göttlichen Dichter“, diesem „königlichen Philosophen“, von den Lippen, wenn er erhaben wie ein Priester von Gott spricht.

„Gott ist der König alles Seins. Der Mensch muß Gott suchen, er kann nicht anders. Auf dem Meere der Sehnsucht fährt er umher, bis er das Schönste erblickt; aber er kann's nicht sagen, nicht aussprechen das Etwas, das weder Wachsen noch Welken kennt, stets gleich schön ist, an keinem Raum haftet, beständig nur es selbst ist und ewig nur allein durch sich besteht ... Gott ist das höchste Gut, das sich mit nichts ausdrücken läßt; aber nach langer Beschäftigung mit demselben erscheint es uns plötzlich wie ein angezündetes Licht. Darum kein Zweifel: Auf dem Wege des Denkens geht dem Weisen das Licht auf, ohne das man nicht verständig handeln, nicht glücklich sein kann, denn das Glück ruht auf der Erkenntnis.

Als Plato das Einssein des einen höchsten göttlichen Geistes mit der Idee des Guten erkannt hatte, „da", sagt er, „kam Klarheit über meinen Geist, der wirr geworden war von all den Schlagwörtern wie Luft, Wasser, Äther, und all dem Getöse widerstreitender Geister".

Von diesem höchsten Wesen stammt die Welt, beseelt und mit Vernunft begabt, ein Werk des besten aller Urheber, ein Abbild des ewigen Urbilds... Wie sie entstanden, bleibt unergründet... Vermutung ist Wahrscheinlichkeit, Wahrscheinlichkeit nicht ohne Wahrheit, aber doch nicht reine Wahrheit; sie verhält sich zur reinen Wahrheit wie das Werden zum Sein.

Diesem Urgrund aller Dinge entstammt die Seele. Dem Himmel entsprossen, unsterblich in materieller Wesenheit, die Schwingen mit dem „Tau des Göttlichen" benetzt, ist sie von Heimweh ergriffen nach dem, was sie einst war, als sie noch bei der Gottheit weilte und die Ideen des Guten und Schönen als reine, leuchtende Lichtgestalten wandeln sah... Darum ringt des Weisen Seele im Dauerkampf nach dem Göttlichen — ein Zweigespann ist sie, von dem das eine Pferd empor zu Gott, das andere, schlechtere, hinab zur Erde drängt. — — Also hin zu Gott! Tugend ist Gottähnlichkeit und Philosophie die Führerin zu ihr. Diese reinigt, läutert, lehrt als aller Weisheit letzten Schluß den Zweck des Lebens: „Die Macht des Bösen dadurch brechen, daß man mittels Erkenntnis des Göttlichen den Irrtum tilge."

In seiner „Republik" wollte Plato diesem Gedanken Greifbarkeit verleihen, wollte dem sittlichen

Verfall seines griechischen Vaterlandes durch eine neue Gesellschaftsordnung Einhalt tun. — Der Versuch mißlang. Die Theorie grünte, und der Stamm des Lebens erblich.

Auf der Aristokratie des Geistes baute er seinen Idealstaat auf. Tugend ist Einsicht und also lehrbar. Darum Erziehung zur Einsicht. Dem Weisesten die Krone! Der König muß Philosoph, der Philosoph König sein! — Unbekümmert um die Forderungen der Wirklichkeit, verfolgte Plato mit eiserner Konsequenz sein erdachtes Staatssystem, schuf Güter-, Weiber- und Kindergemeinschaften, ließ alles Sieche und Gebrechliche erbarmungslos beiseiteschaffen, erklärte die Gerechtigkeit für seine Königin und hatte Raum für Sklaverei, wollte die Menge frei machen und legte die Freiheit des einzelnen an die Kette, daß sein kommunistischer Idealstaat einem Zuchthaus glich, in welchem auch der Gefängnisleiter Ketten trägt.

Großer, guter Plato! Es entging deinem Edelgeiste, daß es keinen schlimmeren Freiheitswürger gibt, als die Unduldsamkeit kommunistischer Staatswesen, wo mißtrauisch alle gegen alle kämpfen, wo jeder herrschen, niemand dienen will. — Dein Staatsgedanke machte Fiasko, mußte Fiasko machen, denn ihm fehlte eins, ein Unersetzliches, der Mittelpunkt, das Herz: ihm fehlte die Liebe!

Nur die Liebe schafft quellendes Leben. Nicht Köpfe, Herzen sind die Beglücker der Menschheit. Köpfe ersinnen, entwerfen, bauen Dämme und leiten den Strom zum Meer, aber „vom Himmel rauschen die Wasser hernieder". —

Kein Raum blieb dem Mitleid und den Werken der Barmherzigkeit. Das starre, liebelose Dogma deiner Republik fegte wie ein eisiger Nord über die Gefilde deiner Gedankenwelt!

Marc Aurel.

Platos: „Dem Weisesten der Thron!“ schien in Mark Aurel Fleisch und Blut geworden. Ein Idealmensch saß im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, 500 Jahre später als Plato, auf dem kaiserlichen Stuhl zu Rom.

Dieser Mann hat der Menschheit ein Buch, „Selbstbetrachtungen“, hinterlassen, das, in der Sprache der ewigen Jugend, der unverwischbaren Gegenwärtigkeit alles wahrhaft Großen, erst gestern geschrieben scheint, ein immer modernes, klassisches Buch. Sooft ich in ihm las, wehte mich das Gefühl an, daß diese Selbstbekenntnisse, diese Gespräche einer ihrer letzten Hüllen entblößten Menschenseele mit sich selber, das aussprechen, was wir selbst oft bei uns gedacht und in unseren einsamen Stunden vor uns ausgesprochen haben.

Manche dieser Tagebuchblätter sind in Rom niedergeschrieben, wenn er, den Sitzungen des Senats enteilt, in den verträumten Gärten am Tiber sich suchte und wiederfand — die meisten schrieb er im Feldlager: bald im Orient, wo er wider die wilden Partherstämme und seine eigenen abtrünnigen Feldherren zu kämpfen hatte, oder, zur Zeit der Markomannen-

kriege, in dem von eisigen Nordwinden durchbrausten Germanien oder unten an der Donau, in Pannonien und in den Balkanstaaten im Kampf wider die kriegszähen Quaden. Erst wenn der Abend das vom Blutrauch dampfende Schlachtgefilde seinen kaiserlichen Blicken entzog, oder in leisen Nachtstunden, während der in der Ferne murmelnde Strom, der scharrende Huf, der eintönige Schritt des Wachtpostens zu ihm herüberdrangen und der Halbmond silbern über den schweigenden Karpathen hing, saß er, den Schreibgriffel in der Hand, vor seinem Zelte und flüchtete aus dem Kriegsgetümmel in die stillen Friedensauen der Denker und Dichter.

Es ist kein schäumender Becher, den eines Schwärmers Hand uns darreicht, aus dem wonnige Trunkenheit der Seele glitzernde Tropfen auf die wächserne Schreibtafel vor ihm sprüht, es sind Betrachtungen, Gedanken, Aussprüche, Grundsätze einer ernsten, abgeklärten, vornehmen Denkernatur, die sich zu den Lehren der stoischen Philosophenschule bekennt und zu ihrem obersten Grundsatz: „Abstine et sustine!" „Enthalte dich und halte aus! Entsage und trage!"

Das Leben ist Kampf, und die Philosophie ist auch dem Marc Aurel die Führerin zum Siege. „Im Entsagen mutig ertragen und im Genuß nüchtern bleiben, ist das Kennzeichen eines Mannes mit starker, unabhängiger Seele!" ... „Hemme die Leidenschaft, dämpfe die Begierde! Was zerstreuen dich Außendinge? Es gibt auch Tote, die sich ihr ganzes Leben abmühen, aber kein Ziel vor Augen haben." ... „Nimm's ernst mit dir! Wie wenn du diesen Augen-

blick aus dem Leben gehen solltest, so sei dein Tun, Reden und Denken beschaffen."

Aber der Kampf ist schwer. Staub wirbelt auf, und die Sonne sengt hernieder. Tragik rüttelt an den Säulen seiner Kraft. Herzenswünsche und Kopfgedanken liegen miteinander in harter Fehde. Bittere Enttäuschungen werfen ihre düsteren Schatten auf seine Bahn. Sein von ihm zum Mitkaiser erhobener Adoptivbruder Lucius Verus, ein Schwächling, von den Sirenenstimmen der Macht und Lust angelockt und frühzeitig ausgeseucht, stirbt neben ihm im Reisewagen, als sie aus Germanien nach Rom zurückkehrten. Seine heißgeliebte Gattin Faustina, des frommen Antonin unwürdige Tochter, wirft sich in die buhlerischen Arme zügelloser Höflinge. Seine Lieblingstochter entführt der Schattenkönig in sein finsteres Reich. — Er, der Friedenskaiser, der der Welt den Kranz ewigen Friedens um die heiße Stirn schlingen und aus dem römischen Imperium einen freien Staat mit völliger Rechtsgleichheit aller schaffen wollte, mußte den größten Teil seines Lebens fern von Rom im Feldlager wider feindliche Barbaren verbringen.

Da erlosch die Liebe zum Leben, ein Funke nach dem anderen verglomm.

— Wie klein, wie nichtig erscheint ihm der Mensch.

„Was ich auch sein mag, es ist nur ein wenig Fleisch, Blut, Knochen, ein Gewebe von Nerven, Sehnen, Adern zusammengeflochten, weiter nichts, ein Windhauch, nicht einmal immer derselbe, sondern in jeder Sekunde ausgehaucht und wieder eingeatmet — und die leitende Vernunft. Das ist der Mensch" ...

„Des Fleisches achte gering wie ein Sterbender“ ... „Welchen Gebrauch macht die herrschende Vernunft von sich selbst? Darin liegt alles. Alles übrige aber ist Totenstaub und Rauch.“

Immer dumpfer werden die Akkorde, immer schriller klingt aus ihnen das Leitmotiv „Tod“ heraus.

„Was ist das Leben?“ fragt er. „Immer dasselbe, wie im Theater, bis zum Ekel. Wie lange wird's nur noch dauern? Wie lange noch, und du bist Staub und Asche und Knochengerippe. Und was wir im Leben am meisten geschätzt, ist nichtig, faul, nicht von größerer Bedeutung, als wenn sich ein paar Hunde herumbeißen oder ein paar Kinder sich zanken, jetzt lachend und dann wieder weinend. Was also hält dich hier noch zurück?“... „Und aller Ruhm der Herrscher, alle Majestät: O diese Verwesung!“

— — Wir kennen sie, diese Sprache der Pessimisten, diese letzte Trauermelodie, zu der sie alle kommen: der Urvater Buddha und seine europäischen Nachtreter, Schopenhauer, Hamerling, Maeterlinck, Hoffmannsthal: „Los von solchem Leben durch Abwendung, Verachtung, Aszese, Märtyrereinsamkeit, Abtötung des Fleisches ... fort mit dem Willen zum Leben“, „fühllos sein wie der Eckstein am Torweg“, damit die süßen Tore des Nirwana sich auftun.

Sie können uns nichts sein, diese Pessimisten, die sich um das schöne Leben herumducken und in einem verborgenen Winkel über das Leben grübeln, statt uns zu lehren, wie wir aufrechten Hauptes quer durchs Leben schreiten, das sieghafte Schwert des Willens in der sicheren Hand... „Wer den Willen zum

Leben tötet," sagt Mereschkowski in seinen „Ewigen Gefährten", „verstopft den Quell des Lebens. Leben wird Nichtleben, und Nichtleben bei lebendigem Leibe ist innerer Selbstmord, ist Tod."

„Auch der Gott, der in dir Führer sei, ist tot." Marc Aurels Glaube ist ein Ball, den der Zweifel hin und her wirft.

„Von den Menschen zu scheiden, ist nichts Schreckliches, wenn es Götter gibt, denn diese werden dich ja wohl nicht dem Unglück preisgeben; wenn es aber keine Götter gibt oder sie sich nicht um die Menschen kümmern, was soll ich dann noch leben in einer Welt ohne Gott oder ohne Vorsehung?"

— — Marc Aurel ist ein Kind seiner Zeit. Die großen, schöpferischen Gedanken, die den römischen Staat ins Leben gerufen und in seiner Weltmachtstellung erhalten hatten, waren ausgelebt. Der Sommer war vergangen, die Winterstürme hatten noch nicht eingesetzt, aber die müde Melancholie des Spätherbstes mit seiner Wehmut und seiner Sterbelust lag schon in der Luft. — Marc Aurels Tagebuch atmet die hoffnungslose Schwermut dieser Zeit.

Als er 180 fern von Rom, zu Vindobona (Wien), starb, ehrte das Volk „den guten Vater" mit Säulen und Grabmal, aber niemand verstand ihn. Am wenigsten sein Sohn und Nachfolger Commodus, der „Gladiator", der öffentlich in die Arena stieg, um die Kraft seiner Herkulesarme mit Tieren und Menschen zu messen. — Das Glücksrad des römischen Kaiserreichs rollte unaufhaltsam dem Abgrund zu.

Spinoza.

Ein Bildnis aus Platos letzter Lebenszeit stellt ihn am Tische sitzend da, das schöne, greise Haupt in die gehöhlte Hand gestützt und den leeren Blick in die Ferne verloren — einem Schiffer gleich, der wehmütig hinausschaut auf das Meer, das ihm sein Schiff verschlang.

Auch Marc Aurel wandelte unverstanden auf seiner einsamen Höhe, als er vom Licht des Lebens schied.

Als Spinoza im Februar 1677 im Haag, erst 44jährig, arm, siech, angefeindet, verstoßen, das enge Gittertor des Lebens verließ, „ein Meister in seiner Kunst“, wie ihm Schleiermacher nachrief, „aber erhaben über die Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht“, schwebte sein Feuergeist in heiterer, ungetrübter Seelenruhe auf Adlerflügeln seinem Himmel zu, dem Unendlichen, das seines Forschens Anfang und Ende war.

Ein sanfter Friede überkommt mich, so oft ich mich in die Weisheit dieses Wahrheitssuchers versenke, der mit der Demut eines Plato und eines Marc Aurel den tapferen Wagemut eines Kolumbus verband. Der Führung seines Geistes sich überlassend, fuhr er kühn hinaus ins Meer des Erforschlichen, ohne zu wissen, was er finden würde.

Man stieß ihn in Amsterdam aus seiner jüdischen Glaubensgenossenschaft aus, religiöser Fanatismus trachtete ihm nach dem Leben. Die Herrschenden sind überall herrisch. Dogma und Kapital, als Diener un-

entbehrlich, waren, zur Herrschaft gelangt, zu allen Zeiten die schlimmsten Despoten.

Auch von den Christen, deren heilige Bücher er fleißig las und liebte, als „Atheist“ gemieden, flüchtet Spinoza in die Einsamkeit, in das Asyl der eigenen Brust; hier steigt er, einem Tümmler gleich, in die höchsten Lüfte des Gedankens auf, in die Region der Segler, zu der kein Scherge dringt, und baut sich hier in diesen luftigen Höhen sein Denkhaus auf, das kein Wind der Leidenschaft durchstürmt, von keinem Hauch eines Zufalls bewohnt wird, wo alles sich mit mathematischer Notwendigkeit aus einem obersten Grunde entfaltet, aus der einzigen, ewigen, unbeschränkten, nur sich selbst beschränkenden Substanz, aus Gott.

O, ich verstehe, daß Goethe in den Bedrängnissen von Sturm und Drang bei Spinoza Zuflucht suchte, der so erhaben von der Herrschaft des Geistes über die Affekte spricht, „wieviel der Weise vermag und dem Unwissenden überlegen ist, der bloß von den Lüsten getrieben wird. Denn der Unwissende, von äußeren Umständen vielfach beunruhigt und nie im Besitze der wahren Seelenruhe, lebt gleichsam ohne Bewußtsein seiner selbst, Gottes und der Dinge, und sobald er zu leiden aufhört, hört er zugleich auch auf zu sein; der Weise hingegen wird kaum in der Seele bewegt, sondern seiner selbst, Gottes und der Dinge mit einer gewissen ewigen Notwendigkeit sich bewußt, hört er nie auf zu sein, sondern ist immer im Besitze der Seelenruhe“... Darum nimmt der Weise alles geduldig hin, er will nicht Dinge ändern, die nicht zu ändern sind. „Wir sind nicht selig, weil wir unsere

Affekte bändigen, sondern wir bändigen sie, weil wir selig sind." Seligkeit ist Erkenntnis Gottes, ist Vereinigung mit Gott. — Nach einer großen Gottesgemeinschaft sehnt sich der vereinsamte Philosoph. Der Staat ist nur Notbehelf, um den Einzelnen, Wehrlosen, Tyrannisierten gegen die Gesamtheit in seinem Recht zu schützen.

— — Hat Spinoza sein Ziel erreicht? Philosophen sind Glieder einer Denkerkette, in der eines sich ans andere reiht.

Cartesius lehrte Denken und Sein als absolute Dinge, als selbständige Substanzen, die sich gegenseitig verneinen und deren trennende Kluft auch die dritte Substanz, Gott, nicht überbrückt. Spinoza hob die Selbständigkeit der beiden ersteren Substanzen auf und machte sie zu Akzidenzen, Erscheinungsformen der einen absoluten Substanz, Gott, dem allein alle Wirklichkeit zufällt.

Gewiß. In Spinozas Gedankenreich bleibt kein Raum für die Freiheit des Menschenwillens, denn sein Gott duldet keine Freiheit neben sich; kein Band der Liebe umschlingt Spinozas Gottesgemeinschaft, und was ist Gemeinschaft ohne Liebe? Dem Pantheisten Spinoza ist die Substanz, ist Gott eine abstrakte Einheit, und ein Abstraktes, Unpersönliches kann man nicht lieben. Und doch wärmt sich der edle Philosoph an seiner Sonne, wie er sie sieht, und spricht in ruhig erhabenen Worten von der Gottesliebe, nach der sein Herz verlangt.

Fichte.

„Anweisung zu einem seligen Leben.“ Ein lockender Finger ins Land der Seligkeit. — Fichte hat sich in diesen zu einem Buch zusammengeschlossenen Berliner Vorträgen der Betrachtung der letzten Dinge zugewandt mit der ihm eigenen hinreißenden Begeisterung, die Freund Zieten die „Munition der Seele“ nennt, die unser inneres Arsenal mit Waffen gegen den letzten Feind, den Tod, auszurüsten trachtet.

Wie sympathisch berührte es mein Herz, als ich in seiner „Bestimmung des Menschen“ las: „Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhang der irdischen Welt gerissen bin, werde ich den Eintritt in die überirdische erhalten, ich bin und lebe schon jetzt in ihr; schon jetzt ist sie mein einziger fester Standpunkt, und das ewige Leben, das ich schon längst in Besitz genommen, ist der einzige Grund, warum ich das irdische noch fortführen mag. Das, was sie Himmel nennen, ist schon hier um unsere Natur verbreitet, und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf.“

So spricht nicht mehr der nüchterne, abstrakt denkende Philosoph seiner ersten Schaffensperiode — das ist der spätere Fichte, der spekulative Mystiker, der aus dem Stahlbad der Not, Feindschaften, Amtsentsetzung, Flucht in die Einsamkeit, neu heraufgestiegen, sich in die Arme der Mystik geworfen hat, der schönen, weichen Mutter, die als Kind unter ihrem Herzen die Religion trägt.

... Es war das Schmach- und Erniedrigungsjahr der Schlacht von Jena, 1806.

Vom Geist der Zeit angeweht und in der Sprache Schleiermachers und der von Gottinnigkeit triefenden Hymnen der Romantiker preist er in seiner „Anweisung zu einem seligen Leben" das selige Einssein mit Gott.

„Erhebe dich zum Standpunkt der Religion, und alle Hüllen schwinden, die Welt vergeht dir mit ihrem toten Prinzip, und die Gottheit selbst tritt wieder in dich ein, in ihrer ersten, ursprünglichen Form, als Leben, als dein eigenes Leben, das du leben sollst und wirst... In dem, was der heilige Mensch tut, lebt und liebt, erscheint Gott nicht mehr im Schatten oder bedeckt von einer Hülle, sondern in seinem eigenen, unmittelbar kräftigen Leben, und die aus dem leeren Schattenbegriff von Gott unbeantwortete Frage: ‚Was ist Gott?' wird hier so beantwortet: ‚Er ist das, was der von ihm Begeisterte und ihm Ergebene tut'."....

„Es gibt ein religiöses Denken und eine darauf gegründete Weltbetrachtung, in der alles Leben als notwendige Entwicklung des einen ursprünglichen, vollkommenen, guten und seligen Lebens erscheint. Dahin führt nur das tiefe Bedürfnis des menschlichen Gemüts, die Welt aus ihrem innersten Grunde zu erfassen. In der Tiefe des Lebens ruht dieser religiöse Grundzug als Sehnsucht, als Gefühl des Mangels, als Trieb nach Ergänzung, nach Vereinigung mit einem Objekte, das uns ganz erfüllt und befriedigt. Dieser Drang nach Befriedigung treibt den Menschen auf die Jagd nach dem Glück. Sind die ergriffenen Dinge vergängliche, so tritt keine Befriedigung ein, und eine Stunde

der Enttäuschung und des Unbefriedigtseins verschlingt die andere. Dann ist Leben ein ununterbrochenes Sterben, Scheinleben statt Sein." —

„Was daher wahrhaft lebendig und selig macht, kann nichts anderes sein als die Liebe zu dem Unvergänglichen, als der Trieb zur Vereinigung mit dem Wandellosen, Ewigen, das ist mit Gott. Die Liebe zur Welt reißt uns auseinander und hinein ins Mannigfache, Verschiedene — in der Sehnsucht nach dem Ewigen zieht es sich zurück auf das Eine."

... „Wir leben in dem Maße, als wir befriedigt sind, und wir sind nur befriedigt, soweit wir lieben. Daher: ‚Was du liebst, das lebst du. Die Liebe ist dein Leben, ist Sitz und Mittelpunkt des Lebens. Wer nicht weiß, was er liebt, der lebt nicht.'"

So der Mystiker.

Aber dann wieder anders: „Darin besteht Religion, daß man mit seinen eigenen Augen und nicht durch ein fremdes Gott unmittelbar anschaue, habe und besitze. Das ist nur durch das reine und selbständige Denken möglich, denn nur durch dieses wird man eine eigene Person, und dieses allein ist das Auge, dem Gott sichtbar werden kann. Das reine Denken ist selbst das göttliche Sein und umgekehrt. Das göttliche Dasein in seiner Unmittelbarkeit ist nichts anderes als das reine Denken... Seligkeit ist Erkenntnis Gottes. Das wahre göttliche Sein kann nur durch den Gedanken ergriffen werden. Der Gedanke ist Äther, Element, substantielle Form des wahrhaften Lebens."

So der Philosoph.

Aber nicht alle sind Denker. Die tiefsten Elemente und Gründe der Erkenntnis müssen auch auf anderem Wege als dem systematischen an die Menschen herangebracht werden; — das ist Sache der Religion, die über die letzten Dinge des Diesseits in der Sprache des Jenseits redet. — Fichte stellt sein Licht auf den johanneischen Leuchter.

Johannes ist ihm „der einzig wahre, echte Jünger Jesu", der „Achtung hat für die Vernunft und sich auf den Beweis, den der Philosoph allein gelten lassen kann, den inneren", beruft. —

Johannes verkündet im Eingang seines Evangeliums, in der Logoslehre, die ewige Menschwerdung Gottes, das ewige Einssein des Göttlichen und Menschlichen. Die zeitliche Erscheinung des „Wortes" ist Jesus; in ihm ist das Bewußtsein der ewigen Einheit des Göttlichen und Menschlichen gegenwärtig gewesen. „Vor ihm hatte keiner die Klarheit dieser Erkenntnis, nach ihm alle durch ihn." — Aber die Seligkeit „liegt nicht in der geschichtlichen Anerkennung der Person Jesu, sondern in der Wiederholung seines religiösen Bewußtseins, seines: ‚Ich und der Vater sind eins' ... Nur das Metaphysische, keineswegs das Historische macht selig."

So geht's immer — ewiger Dualismus von Kopf und Herz. Was die eine Hand gibt, nimmt die andere.

Fichte hält sich an das Metaphysische, an die Philosophie des johanneischen Prologs, und übersieht, daß Johannes in seinem Evangelium kein philosophisches Gebilde, kein Gedankensystem, sondern das wirklich tatsächliche Leben des fleischgewordenen Logos

zur Darstellung bringt. Fichte verhält sich zum Johannes wie Vergil zum Homer. Homer und die Griechen seiner Zeit glaubten an die Götter; ohne künstlerische Absicht, aus naiver Schöpferkraft heraus, gestaltete er in seinen Werken das ihm und seinem Volk vertraute Leben.

Anders Vergil. Nicht aus reiner Freude am Geschehenen dichtete er seine Äneide, sondern in der künstlerischen Absicht, die Herkunft des julischen Geschlechts seines Kaisers Augustus als Götterwillen darzustellen, obwohl ihm und seiner Zeit der Götterglaube längst entschwunden war. Zwiespältig waren ihm Kopf und Herz. —

Fichte führt uns nur bis an das Tor zum Paradiese der Seligkeit. Lassen wir uns genügen. Je heller oft die eine Hälfte des Mondes, um so dunkler die andere. Genug, wenn er nur die Finsternis erhellt und Glanz wirft auf die Angesichter der sehnsüchtig zu ihm Hinaufschauenden.

Goethes „Faust“.

Schaute Plato müde hinaus aufs Meer, das sein Schiff begrub, könnte man Goethe als einen Schiffsherrn malen, der breitstämmig und mit sattem Blick die Speicher betrachtet, in denen er seine Frachten geborgen weiß. Eine derselben heißt „Faust“.

Auch Faust will wie Plato auf dem Wege der Erkenntnis sein Glück finden.

Alle Zonen des Wissens hat er durchmessen, die Lagerräume aller vier Fakultäten durchwühlt, alle Auen

der Lust durchstreift, aus allen Brunnen der Freude geschlürft, und ist durstiger aufgestanden als zuvor. Im Taumelkelch der Wonne blieb nichts als bittere Hefe, die grünen Auen brannten ihm unter den Füßen und die Selbstsucht erstickte ihn in seiner eigenen Glut. — Vergebens schaut er nach der Stunde aus, zu der er sprechen könnte: „Verweile doch, du bist so schön."

Doch das Morgenrot fingert schon am Himmel. Die Zeit des Suchens ohne Führer und Weg ist vorüber.

Faust ist alt und blind geworden. Aber wundersam! Wie ihm die äußere Welt versank, tat sich die innere ihm auf. „Da regte sich die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich nun."

Keine neue Lehre, kein neues philosophisches System — ein neues Leben hat ihn erfaßt, das ihn von sich auf andere weist, Entsagung, Verzicht, Tat, dienende Liebe. Der titanische Mensch, der alle Grenzen des empirischen Menschentums durchbrechen wollte, steigt im Gefühl seiner geistigen Begrenztheit von seinem Piedestal herab und verneigt sich in Demut vor der hehren Majestät der Liebe. — Als Faust das dem Meersumpf abgerungene Land als Tummelplatz zukünftiger, glücklicher Geschlechter im Geiste vor sich sieht, da ist dem Erblindeten in der sternenlosen Nacht die Sonne aufgegangen, die einzige Sonne, die in alle Nächte scheint: die Liebe.

Plato fröstelte in seiner von kalten Verstandeskategorien auferbauten „Republik", denn auch die antike Seele will lieben, daß selbst der marmornen Niobe

noch Tränen der Liebe aus den steinernen Augen entströmen. — Marc Aurel glich einer Landschaft, auf der der stille Ernst der Abenddämmerung liegt; die heitere, sonnenhelle Lebensfreude, die lachen kann, kannte er nicht. —

Spinoza fragte: „Wie gelange ich zum höchsten Gut?", Fichte: „Wie gelange ich zur Seligkeit?", und beide begegnen sich in der Antwort: Durch die Liebe zum Ewigen. Aber diese Liebe war ein Erzeugnis ihres reflektierenden Geistes, war als sprödes, fremdes Glied von zwingender Hand in ihre Gedankenkette eingehämmert.

Goethes Welttragödie endet mit dem Chorus mysticus: „Das Ewigweibliche", die sich ewig hingebende, fürsorgende, dienende Liebe zieht uns hinan. Über allen Kämpfen des Lebens, allen Schlachtfeldern in der eigenen Brust, allen Abgründen des Zweifels zucken die Sonnenstrahlen der ewigen Liebe auf.

Das Neue Testament.

Und nun komme, letzter meiner sechs Lagergefährten, bette dich in meine Hand und laß dich von meinen Blicken streicheln, kleines Goldschnittbüchlein, von den Spuren der blätternden Hand meiner Eltern betupft und im Antlitz noch den Abglanz der Ehrfurcht und Erhebung, mit denen einst ihr frommes Auge auf dir ruhte. —

Von Menschen ist es geschrieben, und doch, welch göttlich Licht! In welcher Sprache, in welcher Maje-

stät erzählen diese schlichten, einfachen Männer, die hier zu Wort kommen, von dem Einen, dessen Leben Liebe war, darum konnte seine Liebe Leben werden. In welcher ruhigen Erhabenheit zeugen sie von der erkannten Wahrheit, daß man sie für Ratsherren des Ewigen halten möchte.

Das jubelnde Frohlocken des Lebens, das durch dies Buch geht, traf jetzt erst mein Innerstes, fand Widerhall in mir, verschlang jeden Anhauch von Seufzer und Klage und machte den Siechen und Wunden und aufs Lager Hingestreckten zu einem innerlich Gesunden, Lebensfrohen, Heiteren, in dem zweier Welten Widerstreit Einklang geworden, Kopf und Herz ihre Versöhnung gefeiert.

Die demutsvolle Ergebenheit eines Meisters Eckhard, eines Suso, eines Tauler ergreift mich, sooft ich dies Buch aufschlage, in welchem die Fäden ruhen, mit denen Jesus das kleine Menschenleben an das große Gottesleben knüpfte. Denkt euch einen grüblerischen Selbstzerfleischer, einen trostlosen Pessimisten als meinen Lagergenossen, und ihr wüßtet mich als einen kranken, finster brütenden Weltschmerzler, als den verschmachtetsten aller Brunnen, dem der Quell versiegte.

Wie anders hier. Nichts von erklügelnder Menschenweisheit, nichts von philosophischen, spitzfindig destillierten Theorien, durch deren enge Retorten wir uns zu Gott emporzuquälen suchen, um einen Wesensstand zu erreichen, den kein Tod erschüttert, nein, eine Religion mit froher Lebens-, Leidens- und Hof-

fensbejahung, eine heroische Weisheit, die mit dem alles umspannenden Herzen ergriffen wird.

Plato lehrte, Goethe dichtete, Jesus lebte. „In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen." Nach diesem Licht sehnte sich Plato, als er auf einen harrte, „der uns eines Besseren belehrte". — In diesem Lichte wandelte Goethe, als er zu Eckermann sprach: „Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht, hebt doch den Blick zum Himmel auf, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei. Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit." — Jesus war das Licht. „Wer mir nachfolget, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern das Licht des Lebens haben." —

Buddha redete schöne, weiche Worte, Jesus handelte: „Das ist meine Speise, daß ich t u e den Willen meines Vaters." Buddha erschrak vor den zwei bleichen Weggefährten des Menschen, Krankheit und Alter, und vor der Standarte des Todes ergriff er die Flucht. Jesus erschrak nicht, denn der Wille zum Leben war ihm auch Wille zum Leiden, und vor dem Tode floh er nicht, denn die Allgewalt des Lebens besiegt die Gewalt des Todes.

Schopenhauer hielt das Leben für ein Trauerkonzert, „in dem nur die kurzen Pausen Freude bedeuten". Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Ihr werdet euch freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen." Aus den Zeitungen spricht oft nur der Mund der Parteien, und oft ist die Feder in Feindschaft

und Haß, Zorn und Galle getaucht. Aus der Bibel vernehme ich nur die Stimme der Liebe, der bittenden, hingebenden, aufopfernden Liebe, die nie an sich, nur an uns, an mich denkt.

— — Mit dieser Hymne des Lebens stehen wir auf der höchsten Stufe, dem Himmel am nächsten, und schauen von ihr in die Ferne.

Noch liegt die Religion Christi in den Windeln — was sind 1900 Jahre im Kreislauf der Zeiten, und oft ist die christliche Kirche ihre erbittertste Feindin gewesen. Die ungeheure Revolution, die Jesus mit der Forderung der Gottes- und Nächstenliebe in den Gemütern der Menschen hervorgerufen hat, wird sich erst im Laufe der Jahrtausende auswirken.

Doch wie auch die Formen des Menschseins sich wandeln, die Liebe bleibt. Die Wissenschaft „ist die freie, schaffende Arbeiterin am Bau der Zukunft", aber den Plan zum großen Tempel der Freiheit, in dem Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird, kann nicht der formende, forschende Geist, kann nur die Liebe entwerfen. —

— — — — — — — — —

August 1914.

Wie eine Bombe flog Ingeborg gestern, alle sonst so zarte Rücksicht vergessend, in mein Zimmer.

„Herr Professor, es gibt Krieg! — O, mein Gott," rief sie aus, mit weit aufgerissenen Augen sich verzweifelt mit beiden Händen an den Kopf fassend, „wenn bloß die Kosaken nicht kommen! Fräu-

lein hat mir in der Küche soviel Gräßliches von den Kosaken erzählt."

Ich sehe noch ihr vor Schreck verzerrtes Gesicht vor mir.

Krieg!

In der Tat ein furchtbares Wort ... ein häßliches Wort, das schon in seinem Lautklang dem Schrei eines Raubvogels ähnelt. Unsichtbare Stimmen kreischen es durch alle Lüfte: Krieg, Krieg! Der Atem stockt, das Blut erstarrt im Schweigen des Entsetzens. — — Aber einen Augenblick nur ... dann besinnt sich das Blut, rollt wieder durch die Adern, färbt die Wangen, befeuert das Auge, die Lippe schwellt, und wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall braust das Vaterlandslied aus den erschreckten Seelen auf.

So auch hier im Städtchen.

Mit Musik und Gesang ging's durch alle Straßen. Sie wurden nicht müde, bis in den späten Abend hinein zu singen und zu marschieren. Die gedämpften Töne drangen durch das dichte Laub meiner Alleebäume in mein stilles Schlößchen. — Aber was ist jetzt das Leid des einzelnen, wo es sich um Sein und Nichtsein aller handelt?

August 1914.

Welch eine Mobilmachung! Welch ein Auftakt zur großen Kriegsrhapsodie von 1914! Der Patriot in mir dankt euch für euren Brief.

Ja, ihr habt recht, wir Deutschen haben in den

Spinoza.

Ein Bildnis aus Platos letzter Lebenszeit stellt ihn am Tische sitzend da, das schöne, greise Haupt in die gehöhlte Hand gestützt und den leeren Blick in die Ferne verloren — einem Schiffer gleich, der wehmütig hinausschaut auf das Meer, das ihm sein Schiff verschlang.

Auch Marc Aurel wandelte unverstanden auf seiner einsamen Höhe, als er vom Licht des Lebens schied.

Als Spinoza im Februar 1677 im Haag, erst 44jährig, arm, siech, angefeindet, verstoßen, das enge Gittertor des Lebens verließ, „ein Meister in seiner Kunst", wie ihm Schleiermacher nachrief, „aber erhaben über die Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht", schwebte sein Feuergeist in heiterer, ungetrübter Seelenruhe auf Adlerflügeln seinem Himmel zu, dem Unendlichen, das seines Forschens Anfang und Ende war.

Ein sanfter Friede überkommt mich, so oft ich mich in die Weisheit dieses Wahrheitssuchers versenke, der mit der Demut eines Plato und eines Marc Aurel den tapferen Wagemut eines Kolumbus verband. Der Führung seines Geistes sich überlassend, fuhr er kühn hinaus ins Meer des Erforschlichen, ohne zu wissen, was er finden würde.

Man stieß ihn in Amsterdam aus seiner jüdischen Glaubensgenossenschaft aus, religiöser Fanatismus trachtete ihm nach dem Leben. Die Herrschenden sind überall herrisch. Dogma und Kapital, als Diener un-

entbehrlich, waren, zur Herrschaft gelangt, zu allen Zeiten die schlimmsten Despoten.

Auch von den Christen, deren heilige Bücher er fleißig las und liebte, als „Atheist" gemieden, flüchtet Spinoza in die Einsamkeit, in das Asyl der eigenen Brust; hier steigt er, einem Tümmler gleich, in die höchsten Lüfte des Gedankens auf, in die Region der Segler, zu der kein Scherge dringt, und baut sich hier in diesen luftigen Höhen sein Denkhaus auf, das kein Wind der Leidenschaft durchstürmt, von keinem Hauch eines Zufalls bewohnt wird, wo alles sich mit mathematischer Notwendigkeit aus einem obersten Grunde entfaltet, aus der einzigen, ewigen, unbeschränkten, nur sich selbst beschränkenden Substanz, aus Gott.

O, ich verstehe, daß Goethe in den Bedrängnissen von Sturm und Drang bei Spinoza Zuflucht suchte, der so erhaben von der Herrschaft des Geistes über die Affekte spricht, „wieviel der Weise vermag und dem Unwissenden überlegen ist, der bloß von den Lüsten getrieben wird. Denn der Unwissende, von äußeren Umständen vielfach beunruhigt und nie im Besitze der wahren Seelenruhe, lebt gleichsam ohne Bewußtsein seiner selbst, Gottes und der Dinge, und sobald er zu leiden aufhört, hört er zugleich auch auf zu sein; der Weise hingegen wird kaum in der Seele bewegt, sondern seiner selbst, Gottes und der Dinge mit einer gewissen ewigen Notwendigkeit sich bewußt, hört er nie auf zu sein, sondern ist immer im Besitze der Seelenruhe"... Darum nimmt der Weise alles geduldig hin, er will nicht Dinge ändern, die nicht zu ändern sind. „Wir sind nicht selig, weil wir unsere

Affekte bändigen, sondern wir bändigen sie, weil wir selig sind." Seligkeit ist Erkenntnis Gottes, ist Vereinigung mit Gott. — Nach einer großen Gottesgemeinschaft sehnt sich der vereinsamte Philosoph. Der Staat ist nur Notbehelf, um den Einzelnen, Wehrlosen, Tyrannisierten gegen die Gesamtheit in seinem Recht zu schützen.

— — Hat Spinoza sein Ziel erreicht? Philosophen sind Glieder einer Denkerkette, in der eines sich ans andere reiht.

Cartesius lehrte Denken und Sein als absolute Dinge, als selbständige Substanzen, die sich gegenseitig verneinen und deren trennende Kluft auch die dritte Substanz, Gott, nicht überbrückt. Spinoza hob die Selbständigkeit der beiden ersteren Substanzen auf und machte sie zu Akzidenzen, Erscheinungsformen der einen absoluten Substanz, Gott, dem allein alle Wirklichkeit zufällt.

Gewiß. In Spinozas Gedankenreich bleibt kein Raum für die Freiheit des Menschenwillens, denn sein Gott duldet keine Freiheit neben sich; kein Band der Liebe umschlingt Spinozas Gottesgemeinschaft, und was ist Gemeinschaft ohne Liebe? Dem Pantheisten Spinoza ist die Substanz, ist Gott eine abstrakte Einheit, und ein Abstraktes, Unpersönliches kann man nicht lieben. Und doch wärmt sich der edle Philosoph an seiner Sonne, wie er sie sieht, und spricht in ruhig erhabenen Worten von der Gottesliebe, nach der sein Herz verlangt.

Fichte.

„Anweisung zu einem seligen Leben." Ein lockender Finger ins Land der Seligkeit. — Fichte hat sich in diesen zu einem Buch zusammengeschlossenen Berliner Vorträgen der Betrachtung der letzten Dinge zugewandt mit der ihm eigenen hinreißenden Begeisterung, die Freund Zieten die „Munition der Seele" nennt, die unser inneres Arsenal mit Waffen gegen den letzten Feind, den Tod, auszurüsten trachtet.

Wie sympathisch berührte es mein Herz, als ich in seiner „Bestimmung des Menschen" las: „Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhang der irdischen Welt gerissen bin, werde ich den Eintritt in die überirdische erhalten, ich bin und lebe schon jetzt in ihr; schon jetzt ist sie mein einziger fester Standpunkt, und das ewige Leben, das ich schon längst in Besitz genommen, ist der einzige Grund, warum ich das irdische noch fortführen mag. Das, was sie Himmel nennen, ist schon hier um unsere Natur verbreitet, und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf."

So spricht nicht mehr der nüchterne, abstrakt denkende Philosoph seiner ersten Schaffensperiode — das ist der spätere Fichte, der spekulative Mystiker, der aus dem Stahlbad der Not, Feindschaften, Amtsentsetzung, Flucht in die Einsamkeit, neu heraufgestiegen, sich in die Arme der Mystik geworfen hat, der schönen, weichen Mutter, die als Kind unter ihrem Herzen die Religion trägt.

... Es war das Schmach- und Erniedrigungsjahr der Schlacht von Jena, 1806.

Affekte bändigen, sondern wir bändigen sie, weil wir selig sind." Seligkeit ist Erkenntnis Gottes, ist Vereinigung mit Gott. — Nach einer großen Gottesgemeinschaft sehnt sich der vereinsamte Philosoph. Der Staat ist nur Notbehelf, um den Einzelnen, Wehrlosen, Tyrannisierten gegen die Gesamtheit in seinem Recht zu schützen.

— — Hat Spinoza sein Ziel erreicht? Philosophen sind Glieder einer Denkerkette, in der eines sich ans andere reiht.

Cartesius lehrte Denken und Sein als absolute Dinge, als selbständige Substanzen, die sich gegenseitig verneinen und deren trennende Kluft auch die dritte Substanz, Gott, nicht überbrückt. Spinoza hob die Selbständigkeit der beiden ersteren Substanzen auf und machte sie zu Akzidenzen, Erscheinungsformen der einen absoluten Substanz, Gott, dem allein alle Wirklichkeit zufällt.

Gewiß. In Spinozas Gedankenreich bleibt kein Raum für die Freiheit des Menschenwillens, denn sein Gott duldet keine Freiheit neben sich; kein Band der Liebe umschlingt Spinozas Gottesgemeinschaft, und was ist Gemeinschaft ohne Liebe? Dem Pantheisten Spinoza ist die Substanz, ist Gott eine abstrakte Einheit, und ein Abstraktes, Unpersönliches kann man nicht lieben. Und doch wärmt sich der edle Philosoph an seiner Sonne, wie er sie sieht, und spricht in ruhig erhabenen Worten von der Gottesliebe, nach der sein Herz verlangt.

Fichte.

„Anweisung zu einem seligen Leben." Ein lockender Finger ins Land der Seligkeit. — Fichte hat sich in diesen zu einem Buch zusammengeschlossenen Berliner Vorträgen der Betrachtung der letzten Dinge zugewandt mit der ihm eigenen hinreißenden Begeisterung, die Freund Zieten die „Munition der Seele" nennt, die unser inneres Arsenal mit Waffen gegen den letzten Feind, den Tod, auszurüsten trachtet.

Wie sympathisch berührte es mein Herz, als ich in seiner „Bestimmung des Menschen" las: „Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhang der irdischen Welt gerissen bin, werde ich den Eintritt in die überirdische erhalten, ich bin und lebe schon jetzt in ihr; schon jetzt ist sie mein einziger fester Standpunkt, und das ewige Leben, das ich schon längst in Besitz genommen, ist der einzige Grund, warum ich das irdische noch fortführen mag. Das, was sie Himmel nennen, ist schon hier um unsere Natur verbreitet, und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf."

So spricht nicht mehr der nüchterne, abstrakt denkende Philosoph seiner ersten Schaffensperiode — das ist der spätere Fichte, der spekulative Mystiker, der aus dem Stahlbad der Not, Feindschaften, Amtsentsetzung, Flucht in die Einsamkeit, neu heraufgestiegen, sich in die Arme der Mystik geworfen hat, der schönen, weichen Mutter, die als Kind unter ihrem Herzen die Religion trägt.

... Es war das Schmach- und Erniedrigungsjahr der Schlacht von Jena, 1806.

Vom Geist der Zeit angeweht und in der Sprache Schleiermachers und der von Gottinnigkeit triefenden Hymnen der Romantiker preist er in seiner „Anweisung zu einem seligen Leben" das selige Einssein mit Gott.

„Erhebe dich zum Standpunkt der Religion, und alle Hüllen schwinden, die Welt vergeht dir mit ihrem toten Prinzip, und die Gottheit selbst tritt wieder in dich ein, in ihrer ersten, ursprünglichen Form, als Leben, als dein eigenes Leben, das du leben sollst und wirst... In dem, was der heilige Mensch tut, lebt und liebt, erscheint Gott nicht mehr im Schatten oder bedeckt von einer Hülle, sondern in seinem eigenen, unmittelbar kräftigen Leben, und die aus dem leeren Schattenbegriff von Gott unbeantwortete Frage: ‚Was ist Gott?' wird hier so beantwortet: ‚Er ist das, was der von ihm Begeisterte und ihm Ergebene tut'."....

„Es gibt ein religiöses Denken und eine darauf gegründete Weltbetrachtung, in der alles Leben als notwendige Entwicklung des einen ursprünglichen, vollkommenen, guten und seligen Lebens erscheint. Dahin führt nur das tiefe Bedürfnis des menschlichen Gemüts, die Welt aus ihrem innersten Grunde zu erfassen. In der Tiefe des Lebens ruht dieser religiöse Grundzug als Sehnsucht, als Gefühl des Mangels, als Trieb nach Ergänzung, nach Vereinigung mit einem Objekte, das uns ganz erfüllt und befriedigt. Dieser Drang nach Befriedigung treibt den Menschen auf die Jagd nach dem Glück. Sind die ergriffenen Dinge vergängliche, so tritt keine Befriedigung ein, und eine Stunde

der Enttäuschung und des Unbefriedigtseins verschlingt die andere. Dann ist Leben ein ununterbrochenes Sterben, Scheinleben statt Sein." —

„Was daher wahrhaft lebendig und selig macht, kann nichts anderes sein als die Liebe zu dem Unvergänglichen, als der Trieb zur Vereinigung mit dem Wandellosen, Ewigen, das ist mit Gott. Die Liebe zur Welt reißt uns auseinander und hinein ins Mannigfache, Verschiedene — in der Sehnsucht nach dem Ewigen zieht es sich zurück auf das Eine."

... „Wir leben in dem Maße, als wir befriedigt sind, und wir sind nur befriedigt, soweit wir lieben. Daher: ‚Was du liebst, das lebst du. Die Liebe ist dein Leben, ist Sitz und Mittelpunkt des Lebens. Wer nicht weiß, was er liebt, der lebt nicht.'"

So der Mystiker.

Aber dann wieder anders: „Darin besteht Religion, daß man mit seinen eigenen Augen und nicht durch ein fremdes Gott unmittelbar anschaue, habe und besitze. Das ist nur durch das reine und selbständige Denken möglich, denn nur durch dieses wird man eine eigene Person, und dieses allein ist das Auge, dem Gott sichtbar werden kann. Das reine Denken ist selbst das göttliche Sein und umgekehrt. Das göttliche Dasein in seiner Unmittelbarkeit ist nichts anderes als das reine Denken... Seligkeit ist Erkenntnis Gottes. Das wahre göttliche Sein kann nur durch den Gedanken ergriffen werden. Der Gedanke ist Äther, Element, substantielle Form des wahrhaften Lebens."

So der Philosoph.

Aber nicht alle sind Denker. Die tiefsten Elemente und Gründe der Erkenntnis müssen auch auf anderem Wege als dem systematischen an die Menschen herangebracht werden; — das ist Sache der Religion, die über die letzten Dinge des Diesseits in der Sprache des Jenseits redet. — Fichte stellt sein Licht auf den johanneischen Leuchter.

Johannes ist ihm „der einzig wahre, echte Jünger Jesu", der „Achtung hat für die Vernunft und sich auf den Beweis, den der Philosoph allein gelten lassen kann, den inneren", beruft. —

Johannes verkündet im Eingang seines Evangeliums, in der Logoslehre, die ewige Menschwerdung Gottes, das ewige Einssein des Göttlichen und Menschlichen. Die zeitliche Erscheinung des „Wortes" ist Jesus; in ihm ist das Bewußtsein der ewigen Einheit des Göttlichen und Menschlichen gegenwärtig gewesen. „Vor ihm hatte keiner die Klarheit dieser Erkenntnis, nach ihm alle durch ihn." — Aber die Seligkeit „liegt nicht in der geschichtlichen Anerkennung der Person Jesu, sondern in der Wiederholung seines religiösen Bewußtseins, seines: ‚Ich und der Vater sind eins' ... Nur das Metaphysische, keineswegs das Historische macht selig."

So geht's immer — ewiger Dualismus von Kopf und Herz. Was die eine Hand gibt, nimmt die andere.

Fichte hält sich an das Metaphysische, an die Philosophie des johanneischen Prologs, und übersieht, daß Johannes in seinem Evangelium kein philosophisches Gebilde, kein Gedankensystem, sondern das wirklich tatsächliche Leben des fleischgewordenen Logos

zur Darstellung bringt. Fichte verhält sich zum Johannes wie Vergil zum Homer. Homer und die Griechen seiner Zeit glaubten an die Götter; ohne künstlerische Absicht, aus naiver Schöpferkraft heraus, gestaltete er in seinen Werken das ihm und seinem Volk vertraute Leben.

Anders Vergil. Nicht aus reiner Freude am Geschehenen dichtete er seine Äneide, sondern in der künstlerischen Absicht, die Herkunft des julischen Geschlechts seines Kaisers Augustus als Götterwillen darzustellen, obwohl ihm und seiner Zeit der Götterglaube längst entschwunden war. Zwiespältig waren ihm Kopf und Herz. —

Fichte führt uns nur bis an das Tor zum Paradiese der Seligkeit. Lassen wir uns genügen. Je heller oft die eine Hälfte des Mondes, um so dunkler die andere. Genug, wenn er nur die Finsternis erhellt und Glanz wirft auf die Angesichter der sehnsüchtig zu ihm Hinaufschauenden.

Goethes „Faust“.

Schaute Plato müde hinaus aufs Meer, das sein Schiff begrub, könnte man Goethe als einen Schiffsherrn malen, der breitstämmig und mit sattem Blick die Speicher betrachtet, in denen er seine Frachten geborgen weiß. Eine derselben heißt „Faust“.

Auch Faust will wie Plato auf dem Wege der Erkenntnis sein Glück finden.

Alle Zonen des Wissens hat er durchmessen, die Lagerräume aller vier Fakultäten durchwühlt, alle Auen

der Lust durchstreift, aus allen Brunnen der Freude geschlürft, und ist durstiger aufgestanden als zuvor. Im Taumelkelch der Wonne blieb nichts als bittere Hefe, die grünen Auen brannten ihm unter den Füßen und die Selbstsucht erstickte ihn in seiner eigenen Glut. — Vergebens schaut er nach der Stunde aus, zu der er sprechen könnte: „Verweile doch, du bist so schön."

Doch das Morgenrot fingert schon am Himmel. Die Zeit des Suchens ohne Führer und Weg ist vorüber.

Faust ist alt und blind geworden. Aber wundersam! Wie ihm die äußere Welt versank, tat sich die innere ihm auf. „Da regte sich die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich nun."

Keine neue Lehre, kein neues philosophisches System — ein neues Leben hat ihn erfaßt, das ihn von sich auf andere weist, Entsagung, Verzicht, Tat, dienende Liebe. Der titanische Mensch, der alle Grenzen des empirischen Menschentums durchbrechen wollte, steigt im Gefühl seiner geistigen Begrenztheit von seinem Piedestal herab und verneigt sich in Demut vor der hehren Majestät der Liebe. — Als Faust das dem Meersumpf abgerungene Land als Tummelplatz zukünftiger, glücklicher Geschlechter im Geiste vor sich sieht, da ist dem Erblindeten in der sternenlosen Nacht die Sonne aufgegangen, die einzige Sonne, die in alle Nächte scheint: die Liebe.

Plato fröstelte in seiner von kalten Verstandeskategorien auferbauten „Republik", denn auch die antike Seele will lieben, daß selbst der marmornen Niobe

noch Tränen der Liebe aus den steinernen Augen entströmen. — Marc Aurel glich einer Landschaft, auf der der stille Ernst der Abenddämmerung liegt; die heitere, sonnenhelle Lebensfreude, die lachen kann, kannte er nicht. —

Spinoza fragte: „Wie gelange ich zum höchsten Gut?“, Fichte: „Wie gelange ich zur Seligkeit?“, und beide begegnen sich in der Antwort: Durch die Liebe zum Ewigen. Aber diese Liebe war ein Erzeugnis ihres reflektierenden Geistes, war als sprödes, fremdes Glied von zwingender Hand in ihre Gedankenkette eingehämmert.

Goethes Welttragödie endet mit dem Chorus mysticus: „Das Ewigweibliche“, die sich ewig hingebende, fürsorgende, dienende Liebe zieht uns hinan. Über allen Kämpfen des Lebens, allen Schlachtfeldern in der eigenen Brust, allen Abgründen des Zweifels zucken die Sonnenstrahlen der ewigen Liebe auf.

Das Neue Testament.

Und nun komme, letzter meiner sechs Lagergefährten, bette dich in meine Hand und laß dich von meinen Blicken streicheln, kleines Goldschnittbüchlein, von den Spuren der blätternden Hand meiner Eltern betupft und im Antlitz noch den Abglanz der Ehrfurcht und Erhebung, mit denen einst ihr frommes Auge auf dir ruhte. —

Von Menschen ist es geschrieben, und doch, welch göttlich Licht! In welcher Sprache, in welcher Maje-

stät erzählen diese schlichten, einfachen Männer, die hier zu Wort kommen, von dem Einen, dessen Leben Liebe war, darum konnte seine Liebe Leben werden. In welcher ruhigen Erhabenheit zeugen sie von der erkannten Wahrheit, daß man sie für Ratsherren des Ewigen halten möchte.

Das jubelnde Frohlocken des Lebens, das durch dies Buch geht, traf jetzt erst mein Innerstes, fand Widerhall in mir, verschlang jeden Anhauch von Seufzer und Klage und machte den Siechen und Wunden und aufs Lager Hingestreckten zu einem innerlich Gesunden, Lebensfrohen, Heiteren, in dem zweier Welten Widerstreit Einklang geworden, Kopf und Herz ihre Versöhnung gefeiert.

Die demutsvolle Ergebenheit eines Meisters Eckhard, eines Suso, eines Tauler ergreift mich, sooft ich dies Buch aufschlage, in welchem die Fäden ruhen, mit denen Jesus das kleine Menschenleben an das große Gottesleben knüpfte. Denkt euch einen grüblerischen Selbstzerfleischer, einen trostlosen Pessimisten als meinen Lagergenossen, und ihr wüßtet mich als einen kranken, finster brütenden Weltschmerzler, als den verschmachtetsten aller Brunnen, dem der Quell versiegte.

Wie anders hier. Nichts von erklügelnder Menschenweisheit, nichts von philosophischen, spitzfindig destillierten Theorien, durch deren enge Retorten wir uns zu Gott emporzuquälen suchen, um einen Wesensstand zu erreichen, den kein Tod erschüttert, nein, eine Religion mit froher Lebens-, Leidens- und Hof-

fensbejahung, eine heroische Weisheit, die mit dem alles umspannenden Herzen ergriffen wird.

Plato lehrte, Goethe dichtete, Jesus lebte. „In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen." Nach diesem Licht sehnte sich Plato, als er auf einen harrte, „der uns eines Besseren belehrte". — In diesem Lichte wandelte Goethe, als er zu Eckermann sprach: „Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht, hebt doch den Blick zum Himmel auf, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei. Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit." — Jesus war das Licht. „Wer mir nachfolget, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern das Licht des Lebens haben." —

Buddha redete schöne, weiche Worte, Jesus handelte: „Das ist meine Speise, daß ich tue den Willen meines Vaters." Buddha erschrak vor den zwei bleichen Weggefährten des Menschen, Krankheit und Alter, und vor der Standarte des Todes ergriff er die Flucht. Jesus erschrak nicht, denn der Wille zum Leben war ihm auch Wille zum Leiden, und vor dem Tode floh er nicht, denn die Allgewalt des Lebens besiegt die Gewalt des Todes.

Schopenhauer hielt das Leben für ein Trauerkonzert, „in dem nur die kurzen Pausen Freude bedeuten". Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Ihr werdet euch freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen." Aus den Zeitungen spricht oft nur der Mund der Parteien, und oft ist die Feder in Feindschaft

und Haß, Zorn und Galle getaucht. Aus der Bibel vernehme ich nur die Stimme der Liebe, der bittenden, hingebenden, aufopfernden Liebe, die nie an sich, nur an uns, an mich denkt.

— — Mit dieser Hymne des Lebens stehen wir auf der höchsten Stufe, dem Himmel am nächsten, und schauen von ihr in die Ferne.

Noch liegt die Religion Christi in den Windeln — was sind 1900 Jahre im Kreislauf der Zeiten, und oft ist die christliche Kirche ihre erbittertste Feindin gewesen. Die ungeheure Revolution, die Jesus mit der Forderung der Gottes- und Nächstenliebe in den Gemütern der Menschen hervorgerufen hat, wird sich erst im Laufe der Jahrtausende auswirken.

Doch wie auch die Formen des Menschseins sich wandeln, die Liebe bleibt. Die Wissenschaft „ist die freie, schaffende Arbeiterin am Bau der Zukunft", aber den Plan zum großen Tempel der Freiheit, in dem Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird, kann nicht der formende, forschende Geist, kann nur die Liebe entwerfen. —

— — — — — — — — —

August 1914.

Wie eine Bombe flog Ingeborg gestern, alle sonst so zarte Rücksicht vergessend, in mein Zimmer.

„Herr Professor, es gibt Krieg! — O, mein Gott," rief sie aus, mit weit aufgerissenen Augen sich verzweifelt mit beiden Händen an den Kopf fassend, „wenn bloß die Kosaken nicht kommen! Fräu-

lein hat mir in der Küche soviel Gräßliches von den Kosaken erzählt."

Ich sehe noch ihr vor Schreck verzerrtes Gesicht vor mir.

Krieg!

In der Tat ein furchtbares Wort ... ein häßliches Wort, das schon in seinem Lautklang dem Schrei eines Raubvogels ähnelt. Unsichtbare Stimmen kreischen es durch alle Lüfte: Krieg, Krieg! Der Atem stockt, das Blut erstarrt im Schweigen des Entsetzens. — — Aber einen Augenblick nur ... dann besinnt sich das Blut, rollt wieder durch die Adern, färbt die Wangen, befeuert das Auge, die Lippe schwellt, und wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall braust das Vaterlandslied aus den erschreckten Seelen auf.

So auch hier im Städtchen.

Mit Musik und Gesang ging's durch alle Straßen. Sie wurden nicht müde, bis in den späten Abend hinein zu singen und zu marschieren. Die gedämpften Töne drangen durch das dichte Laub meiner Alleebäume in mein stilles Schlößchen. — Aber was ist jetzt das Leid des einzelnen, wo es sich um Sein und Nichtsein aller handelt?

August 1914.

Welch eine Mobilmachung! Welch ein Auftakt zur großen Kriegsrhapsodie von 1914! Der Patriot in mir dankt euch für euren Brief.

Ja, ihr habt recht, wir Deutschen haben in den

letzten 50 Jahren wacker gearbeitet, und die Reichshauptstadt ist mit leuchtendem Beispiel vorangegangen. Das bezeugt auch die Mobilmachung. Die Kirschroten in der Wilhelmstraße, die Kommandanturen, Verwaltungs- und Bekleidungsämter haben bis tief in die Nächte hinein gearbeitet, „als müßten auch die letzten verbliebenen Nervenfasern noch zerrieben werden". Alles hat geklappt, alle Zacken und Räder haben wie in einer musterhaft funktionierenden Maschine ineinander gegriffen, alles, bis auf den letzten Mann und den letzten Gamaschenknopf, zur Stelle.

Welch ein Truppenaufmarsch muß das gewesen sein, welch ein Andrang, ein loderndes Verlangen, an den Feind zu kommen.

Ich sehe im Geiste die jubeltrunkenen Massen, die zum Treuschwur erhobenen Hände, die dem Ewigen wieder zugewandten Herzen... die Zusammenrottung von Hunderttausenden aus dem Volk, die, obwohl vom Rausch der Begeisterung fortgerissen, in selbstgewählter Ordnung singend durch die Straßen zogen, von Schloß zu Schloß, Denkmal zu Denkmal, von der Siegessäule durch das Brandenburger Tor die Linden entlang bis zum Lustgarten, wo der Zug wie auf Kommando haltmacht und in Totenstille und entblößten Hauptes den von den ehernen Tafeln der Geschichte ewig aufzubewahrenden Worten des Kaisers „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß" zum Schloßaltan hinauf lauscht. — —

Alles, alles habe ich in meinem Schlößchen miterlebt. Ich verspüre in meinem Bette den Atem einer großen Zeit.

Keinen der Stadtbewohner hat der Umwerter Krieg so aus seiner Wandelbahn herausgeschleudert wie den General Zieten.

Wer heute noch nach seinem Gange auf die Schreibstube seine Uhr stellen wollte, wüßte nie die rechte Zeit. Stundenlang wartet er am Posthaus auf die neuesten Kriegsdepeschen. Der sonst auf der Straße so wortkarge Mann ist zum Mundakrobaten geworden, der jedem Eckensteher seine Kunststücke vorführt, und wenn er anfängt vom Krieg zu reden, biegt sich fast die Klaviatur seines Sprechorgans unter der Wucht seines Gedankenhammers.

Ein unergründliches Problem nennt er den Krieg: Würgengel und Schutzengel, Blutsaat und goldene Ernte, Brandfackel und Wegleuchte, Völkergeißel und Gottesrute. Schrecken wirkt er, aber auch Wunder, die kein Mund der Überredung, kein Machtstrahl aus noch so starker Faust vollführt... „Unsere Außen- und Innenkultur klafften auseinander," ruft er aus, „unseren Leib verhätschelten wir und unsere Seele ließen wir darben..."

„Der Krieg hat Raum in der sittlichen Weltordnung..."

„Kein Ding ohne Krieg. Natur, Menschen, Staaten: der Kampf ihre Mitgift. Die Geschichte der Menschheit ein dauernder Staatsumwälzungsprozeß. Wer zügelt die Staaten, wer bannt sie in ihre Schranken? Wären alle Völker von der gleichen Kultur gebändigt, so wäre der Mund des ewigen Friedens

der letzte Richter... Sind wir schon so weit? Stehen alle Staaten auf gleicher Kulturhöhe? Kann der Weltfriede das Werk zwingender Anordnungen sein über Völker von bis jetzt noch so grundverschiedenen Lebens-, Rechts- und Bildungsformen? Kann man solch Völkergemisch durch Verträge, Bündnisse, Schiedsgerichte aneinander ketten?... Was sind Verträge ohne Zwangsgesetze, ohne eine alle zwingende Gewalt? Schleuderte nicht der Friedenszar als erster die lohende Kriegsfackel in die erschrockene Welt?"

„Nicht für ewig, aber für heute noch, im stahlharten Zwange der Notwendigkeit, gibt's keine andere Rettung als das Schwert — — aber nicht das harte, kalte, dumpfe Eisen in der Faust der brutalen Gewalt, nein, die beseelte Waffe, gezückt von der Wucht und dem Geschick des höher gearteten Geistes. Der Geist entscheidet. Geisteszucht ist aller Volkskraft letzte Quelle, wie Kultur aller Menschheitskämpfe letztes Ziel."

Lose Blätter.

September 1914.

Seltsam ist das Gebaren meines Hundes. Eine innere Traurigkeit überschattet sein treues Auge und scheint ihn von seinen sonstigen Neigungen und Gewohnheiten völlig abgezogen zu haben. Sobald er zu mir herein darf, legt er sich mitten ins Zimmer,

schiebt die Schnauze zwischen die vorgestreckten Pfoten und hält den Blick durch die halbgeschlossenen Augen unverwandt auf mich gerichtet; dann und wann höre ich ihn schwer seufzen, als ahnte der Hund, daß ihn sein Herr bald verlassen werde.

Diese Beobachtung stärkt in mir die Annahme zur Gewißheit, daß mein Hund, wie alle lebenden Geschöpfe, ein Doppelleben führt: das eine an Gehirn und Nerven gebunden, gleichsam die Normalpsyche, während das andere, nicht an die Sinnesorgane gefesselte, frei in uns waltet und sich intuitiv, spontan äußert.

Nur so sind viele seltsame Erscheinungen des Seelenlebens bei Genies, Wahnsinnigen, Wunderkindern, die Träume der Nacht, eigenartige Vorgänge im Trieb- und Geistesleben höher gearteter und abgerichteter Tiere, die in den früheren, abergläubischen Jahrhunderten zu den wunderlichsten Vorstellungen Anlaß gaben, erklärlich.

Bei den Tieren herrscht das ungebundene Seelenleben vor. Sie denken nicht wie wir, haben keine in Worte und Begriffe zerlegbaren Vorstellungen, sondern werden mehr von dunklen Ahnungen, von allgemeinen, in ihrem Tun und Lassen sie leitenden Gefühlen bestimmt. — So verstehe ich bei meinem Harras die Sprache seines Auges, das Belecken meiner Hand, das Anlehnen seiner Brust an meinen Bettpfosten. — Aber wer löst alle Rätsel des Lebens? Ich denke, über das Geheimnis der Tierseele wird uns wohl auch noch einmal Aufklärung werden. Uns bleibt nichts übrig, als uns an das durchaus einheitlich

Klare zu halten, um von hier aus das Ganze mit seinem Licht und Dunkel zu überschauen.

— — — — — — — — —

September 1914.

Der kranke Maurer, der „Kellerphilosoph“, hat mir mit einigen selbstgezogenen Fuchsien und Geranien seinen im Bett von ihm geschriebenen „Gedankenkalender“ übersandt.

Ich lese: „Wer, wie ich, lange im Bett zu liegen hat, muß die Kunst erlernen, mit dem Geiste zu leben.“

„Wenn man keine Zähne mehr zum Knacken hat, muß man die Nüsse für andere pflücken.“

„Etwas zu geben hat jeder, und wenn's nur ein ‚Danke‘ wäre.“

„Die fröhlichsten Leute sollen die Mönche und die Soldaten sein. Jene singen ihre Lieder ab und verrichten die vorgeschriebenen Gebete, diese marschieren auf Kommando in die Schlacht, stechen und schießen drauflos: alles übrige überlassen sie ihren Vorgesetzten. — —

Ich möchte den Mönchen und Soldaten die Kinder und Leute meines Schlages zurechnen.“

„Man fragt mich oft nach dem Geheimnis meines Glücks. Ich antworte: Die Sache ist höchst einfach. Das Glück eines Kindes besteht darin, daß es zuerst seine Pflicht tut und dann die Gegenwart genießt, für alles andere aber seine guten Eltern sorgen läßt. So mache ich es auch. Meine Pflicht heißt: Geduld. Wäre ich nicht geduldig, würde ich mein Los dadurch verbessern? Sind nicht manche in

noch schlimmerer Lage? Viele Gesunde unglücklicher als ich, weil sie unzufrieden sind? Erginge es mir nicht schlechter, wenn ich einsam und verlassen auf meinem Lager läge oder ein böses Weib und schlechtgeartete Kinder hätte, die mir nicht täten, was sie mir an den Augen absehen? — Gut, so will ich meine Gegenwart genießen und sie nicht mit der Zukunft quälen. Ich will wie ein Stromschiffer auf meinem Schiffe sitzen und was noch an den Ufern an mir vorüberzieht, dankbar in mich aufnehmen und alles andere der weisen Leitung meines Gottes überlassen."

— — — — — — — — —

September 1914.

Wenn unser Lebensbecher fast ausgeleert ist, läßt man jeden Tropfen wie eine duftige Flut über die Zunge rieseln. Je enger der Kreis unserer täglichen Umgebung wird, um so aufmerksamer betrachten wir das einzelne, und der nicht mehr durch die Außenwelt abgezogene Geist läßt sich von jedem Gegenstand, von jedem umrahmten Bilde an der Wand, von jedem Lüftchen Liebe, das in unsere Krankenstube hineinhaucht, in längere Gedankenreihen ziehen, die den Lauf der schlagenden Stunde beflügeln helfen.

Ich betrachte täglich mit innerer Andacht die antike Marmorbüste, „das griechische Mädchen". Sie soll im olympischen Sande aufgefunden worden sein. Die Nase ist in der langen Erdengruft verwittert, die Spitze fehlt; man hat das Fehlende zu ergänzen versucht, aber Ideen sind Empfängnisse, die kein anderer austrägt.

Wie schön ist die Büste auch als Torso. Der Mund leise geöffnet wie eine Knospe, tausend Hoffnungen, tausend Träume schweben um ihren Kelch. Auf der leuchtenden Stirn baute die Sorge noch nicht ihr Nest, und hinter ihrer reinen Wölbung wandeln die heiteren Gedanken, die den Beschauer anzulächeln scheinen. Das wellige Haar schürzt sich ungezwungen zum griechischen Knoten. Und das Auge, das wimper- und sternenlose Marmorauge, als sei es vom Strahle der Seele getroffen, atmet rosiges Leben.

Oder gibt es keine Seele? War der Künstler, der dies Bildnis schuf, seelenlos? Schwebte die schaffende Idee in der Luft und umkreiste als ein unbestimmtes Etwas den Stein, bis sie sich formend in die reinen Züge ergoß? Nein, die schöpferische Idee hatte eine Hand, die den Meißel führte, ein Auge, das im Haupte eines Künstlers wohnte, und seine Seele war es, die dem Marmor Leben gab. Omne vivum ex vivo. Nur aus dem Lebendigen kommt Leben.

— — — — — — — — —

September 1914.

Die Abendrunde im „Schwarzen Bären" hat bei Kriegsausbruch ihre Rohrsessel beiseite geschoben und ist ins Feld gerückt. Zuerst der Bürgermeister als Hauptmann, dann Dr. Rübezahl als Stabsarzt und der Lehrer als Leutnant im 31. Regiment.

Vor einigen Tagen ist die erste Trauerbotschaft im Städtchen eingetroffen.

Ein erst kürzlich verheirateter und von der Welt

wenig beachteter Bäcker, der seine Nacht- und Tagzeiten zwischen Backofen und Ladentisch teilte, ist bei Maubeuge gefallen.

Im Trauergottesdienst, zu dem sich die ganze Stadt eingefunden, hat der Prediger den Bäcker als Helden gefeiert, „der seinen Namen mit Unsterblichkeit getränkt“. Und des Abends hat Zieten im Saal des „Schwarzen Bären“ eine Gedächtnisrede gehalten, in der sich seine Rhetorik in den kühnsten Sprüngen ergeht. Jeden Hauch von Begeisterung nennt er einen Griff in die Speichen der Weltgeschichte, ganz Europa eine Waffenschmiede, „über der sich ein von des Eisens Bogenreise durchglühter Himmel wölbt“. Er hört den Vesuv der Massen grollen, brennende Städte, Dörfer und Wälder stürmische Kriegsnächte erhellen. „Throne werden stürzen und Kronen in den Staub rollen, aber ein neuer Tag wird dämmern, und die Gerechtigkeit wird ihm die Leuchte halten ... Bis dahin entscheidet die Logik des brandenden Bluts und des Schwertes Schneide ... Aber als letztes bleibt bestehen: „Der Mensch ist zum Frieden geboren, und der Krieg kann nur Brücke zum Frieden sein.“

— — — — — — — — —

Oktober 1914.

Der Herbst ist vorgeschritten. Die Kronen meiner Alleebäume haben ihre braune Herbststurmhaube aufgesetzt und fangen an, sich zu lichten. Die ganze Nacht hörte ich das leise Sterbelied der sinkenden Blätter. — — — Die Nacht war nicht gut.

— — Meine Kräfte nehmen ab. Ich fühle, wie sich mein Lebensstrom dem Meere nähert. Die ersten Wellen grüßen schon ihre Mutter.

— — — — — — — — —

So schwach ich mich in allen Gliedern fühle, meine Persönlichkeit ist nicht erloschen, mein Geist lebt. Undenkbar, daß das Denkende in mir tot sei. Die Vernunft ist etwas Lebendiges... Ich glaube, wenn nach außen hin die Vorhänge unseres Bewußtseins niedergelassen sind, ist noch Licht in der Hütte, unser Ichbewußtsein lebt weiter.

— — — — — — — — —

Seit einigen Tagen beobachte ich vier Blätter im Gipfel einer Linde, die wie Fähnchen im Winde flattern. Sie spielen da oben in der freien Luft das Blätterspiel: „Ich bleib' länger, du bleibst länger!" — — In der letzten Nacht sind drei davon abgefallen. Nur eins klammert sich noch wie ein Schiffbrüchiger an den kahlen Zweig. Jetzt wollen wir beiden das Spiel fortsetzen: „Ich bleib' länger, du bleibst länger."

Nachwort.

Mein Freund hat das Weihnachtsfest, das er immer so sehr geliebt hat, nicht mehr erlebt. Er ist kurz vor Weihnachtsabend gestorben.

Seine letzten Stunden waren, wie sein Leben, voll stiller, schöner Harmonie. Gott hat ihm seinen Herzenswunsch erfüllt. Sein Geist blieb klar bis zum letzten Augenblick.

Wir hatten ihn im Bett aufgerichtet, um ihm das Atmen zu erleichtern. Er kannte uns, hatte aber den Blick zumeist nach innen gewandt... Da flog ein Sonnenstrahl stiller, heiterer Freude über seine edlen Züge ... er schien zu lächeln. War es das Gesicht des Todes, das an ihm vorüberzog? Eine heitere Morgenwolke? Ein schönes, sichtbares Etwas, dem man nur mit Lächeln begegnet? ... Mit andachtsvoller Rührung umstanden wir ihn schweigend, als wir sahen, wie die schon von den Vorboten des Todes überwältigten Lippen aufhörten sich zu bewegen und langsam erblichen. Sein Atem ward kürzer ... er stockte ... und die Sonne des Lebens war hinabgesunken ... Wie ein leises, sanftes Verblassen hauchte

es über ihn hin — einen Augenblick nur, und wie vom Schreck erholt, als ob das Leben zurückkehrte, nahmen seine Züge den Ausdruck eines stillverklärten Friedens an... Er war wieder, der er sich und uns war: ein starker Geist und eine weiche Seele in schöner, beglückender Einheit.

Der tote Freund lag vor uns wie einer, der in das Schlößchen seines Glückes eingezogen.



